



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

## Landkonflikte im Umfeld moderner Plantagenökonomien als Auswirkungen des Kolonialismus

eine anthropologische Untersuchung am Beispiel der  
Soja- und Zuckerrohranbaugebiete im Süden Brasiliens

Verfasser

Benjamin Daxl

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Mai 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

V.-Prof. Doz. Dr. Marie-France Chevron





Este livro é dedicado a  
Denílson Alexandre Alves de Almeida  
1977 – 2010

Ich möchte an dieser Stelle all jenen meinen Dank aussprechen, welche auf die ein oder andere Weise einen Beitrag zu dieser Diplomarbeit leisteten.

Auf dem Weg bis zur Fertigstellung wurde ich von vielen Menschen begleitet und eine namentliche Erwähnung aller würde mehr Platz als nur diese Seite in Anspruch nehmen.

Im Besonderen danke ich

meiner Frau Érika,  
meinen Eltern Helene und Siegfried,  
meinen Großeltern Marlene und Engelbert,  
meinen Schwiegereltern Carmen und Antonio,

meiner Betreuerin Dr. Marie-France Chevron,

meinen Kollegen am Institut für KSA,

meinen Wegbereitern und Wegbegleitern,  
meinen Interview- und Gesprächspartnern,

und allen Menschen,  
die mir nicht nur die Türen ihrer Häuser,  
sondern auch ihre Herzen öffneten.

OBRIGADO!

## **Anmerkungen zu Sprache, Übersetzung und Zitation**

Aus Gründen der Lesbarkeit verwende ich in der vorliegenden Arbeit die grammatikalische männliche Form. Selbstverständlich sind damit Angehörige jedweden Geschlechts gleichermaßen gemeint.

In dieser Arbeit wurden zahlreiche Quellen verwendet, die in portugiesischer Sprache verfasst wurden. Sämtliche direkte Zitate aus diesen Quellen wurden von mir persönlich ins Deutsche übersetzt. Englischsprachige Zitate wurden im Original belassen.

Bei manchen Begriffen hielt ich es für nützlich, den portugiesischen Ausdruck zu verwenden. In diesen Fällen wurde das entsprechende Wort kursiv gesetzt und/oder mit Anführungszeichen versehen. Allfällige Übersetzungen ins Deutsche stehen daneben in Klammer. Die Bedeutung dieser Begriffe wird im jeweiligen Zusammenhang erklärt.

Die Interviews und Gesprächsnotizen liegen aus naheliegenden Gründen ausschließlich in portugiesischer Sprache vor. Daraus entnommene Zitate stellen eigene Übersetzungen der in literarischer Umschrift verfassten Interview-Transkripte dar. Dabei achtete ich besonders auf die Bewahrung des Originalwortlauts. Die Zitation der Interviews erfolgt unter Angabe des Namens des jeweiligen Gesprächspartners, dem Jahr der Aufnahme und der Zeilenangabe.

Informelle Gespräche aus den teilnehmenden Beobachtungen werden in gleicher Weise zitiert; statt der Zeilenangabe wird auf die entsprechende Seitenzahl im Feldnotizbuch verwiesen. Eine Übersicht der für diese Arbeit verwendeten Interviews und Gesprächsnotizen findet sich im Quellenverzeichnis.

Bei den Literaturangaben führe ich zuerst das Erscheinungsjahr der mir vorliegenden Ausgabe und dann das Erscheinungsjahr der Originalausgabe in eckiger Klammer an.

Alle Abbildungen stammen von mir.

## Inhaltsverzeichnis

Widmung.....	1
Danksagung.....	2
Anmerkungen zu Sprache, Übersetzung und Zitation.....	3
Inhaltsverzeichnis.....	4
<b>I. Einleitung.....</b>	<b>6</b>
1. Entstehung der Arbeit, Idee und persönlicher Bezug.....	6
2. Allgemeine Fragestellung.....	8
3. Spezielle Fragestellung und Forschungsdesign.....	9
4. Positionierung im kultur- und sozialanthropologischen Kontext.....	9
5. Überblick über die Kapitel.....	10
<b>II. Theoretischer Teil.....</b>	<b>11</b>
1. Ökonomische Theorien.....	12
1.1. Die Produktionsfaktoren.....	12
1.2. Marx: die ursprüngliche Akkumulation.....	14
1.3. Polanyi: fiktive Waren und Transformation.....	15
1.4. Neue Wirtschaftsethnologie und neomarxistische Strömungen.....	16
1.5. Peasant Studies.....	17
1.6. Wallerstein und die Weltsystemtheorie.....	21
1.7. Der historisch-strukturelle Ansatz.....	22
2. Ansätze zur Analyse von Machtstrukturen.....	23
2.1. Novy: Macht-Raum und Raum-Macht.....	23
2.2. Foucault: Machtausübung im Panopticum.....	25
2.3. Bourdieu: Habitus und symbolische Macht.....	26
<b>III. Historischer Teil.....</b>	<b>28</b>
1. Vorgeschichte.....	28
1.1. Die Geschichte des Zuckerrohrs im Mittelmeerraum.....	28
1.2. Die portugiesische Expansion.....	31
1.3. Entstehung und Expansion der europäischen Weltwirtschaft.....	35
1.4. Das Zuckerrohr auf den Atlantikinseln.....	36
1.5. Die Entdeckung Brasiliens.....	39

2. Entstehung der Struktur der Plantagenökonomie.....	40
2.1. Die Anfänge der Kolonisierung.....	40
2.2. Das Zuckerrohr in Brasilien.....	42
2.3. Die Organisation der Produktionsfaktoren.....	45
2.4. Der Zuckerzyklus.....	49
2.5. Die Institution der <i>fazenda</i> .....	51
2.6. Mühlenbesitzer und Zuckerbauern.....	53
2.7. Der Niedergang der Zuckerwirtschaft.....	55
2.8. Die Konservierung der Struktur der <i>fazenda</i> .....	57
<b>IV. Empirischer Teil.....</b>	<b>59</b>
1. Methodische Vorgangsweise.....	59
2. Macht der Struktur: die moderne Plantagenökonomie.....	61
2.1. Die Modernisierung der Landwirtschaft.....	61
2.2. Die Plantagenökonomie des Zuckerrohrs in Barra Bonita.....	63
2.3. Die Wanderarbeiter des Nordostens.....	69
2.4. Endogenisierung exogener Faktoren am Beispiel der Zuckerrohrrente.....	72
3. Handlungsspielräume innerhalb der Struktur: die Kleinbauern.....	74
3.1. Die Kleinbauern in Paraná.....	74
3.2. Die Produktionsfaktoren am Beispiel der familiären Landwirtschaft.....	80
4. Widerstand gegen die Struktur: die Landlosenbewegung.....	87
4.1. Die Geschichte der Agrarreform und der Landlosenbewegung MST.....	87
4.2. Landrecht, Landbesetzungen und Agrarreform.....	89
4.3. Die Besetzung der Fazenda Pirituba.....	96
4.4. Leben zwischen Kampf und Parzelle.....	104
4.5. Die symbolische Produktion der Agraroligarchie.....	123
<b>V. Conclusio.....</b>	<b>127</b>
<b>VI. Quellenverzeichnis.....</b>	<b>132</b>
<b>Abstract.....</b>	<b>141</b>
<b>Curriculum Vitae.....</b>	<b>143</b>

# I. Einleitung

## 1. Entstehung der Arbeit, Idee und persönlicher Bezug

Diese Diplomarbeit ist – wie die meisten wissenschaftlichen Arbeiten – das Ergebnis nicht nur eines langen Prozesses der Untersuchung, sondern auch das Resultat noch längerer und der eigentlichen Forschung vorangegangener Beschäftigung mit verschiedensten Themen. Im Idealfall wird aus einem persönlichen Bezug eine Idee geboren und werden Überlegungen angestrengt, diese als Forschung zu konzeptualisieren. Unter Maßgabe der Umstände wird diese Forschung realisiert und bringt Materialien hervor, welche nach ausführlicher Analyse zu Ergebnissen führen. Diese wiederum sollen innerhalb eines breiten Kontexts einer plausiblen Erklärung zugeführt werden. Die Realisierung dessen erfolgt im Format eines wissenschaftlichen Textes und hat somit formalen Anforderungen zu genügen.

Eine fertige Diplomarbeit stellt also in diesem Sinne – und sämtliche meiner Kollegen werden mir hier mit Sicherheit zustimmen – ein Ziel dar, auf welches lange hingearbeitet wurde. Sie präsentiert die Ergebnisse in der aus Sicht des Autors geeignetsten Weise. Anfängliche Unschärfen bei der Formulierung der Forschungsfragestellung sowie weitere Unklarheiten sind in der feingeschliffenen Endversion (hoffentlich) nicht mehr zu erkennen. Störende Ecken und Kanten sind abgerundet und sogar ein roter Faden ist gefunden. Grund genug, um den Weg zum Ziel noch einmal Revue passieren zu lassen. Wie ist es zu der vorliegenden Arbeit gekommen? Welche persönlichen Erfahrungen waren bei der Wahl des Themas ausschlaggebend? Wie gestaltete sich der Prozess der Konzepterstellung? Wäre ich der Ansicht, dass diese Dinge allein in den Bereich des Anekdotischen gehören, so würde ich sie jetzt nicht weiter behandeln. Ich glaube jedoch, dass durch die Betrachtung des Zustandekommens eines fertigen Texts auch dessen Sinn sowie die Beweggründe des Autors etwas erhellt werden können. Jedenfalls möchte ich zum Zwecke der Nachvollziehbarkeit und Transparenz die Vorgeschichte dieser Arbeit kurz darstellen.

In den Jahren 2005 und 2006 verbrachte ich zwecks Mitarbeit in sozialen Projekten erstmals eine längere Zeit in Brasilien. Da mein Umfeld zu einem beachtlichen Teil aus Studenten der Agrarwissenschaften bestand, kam ich bald mit dem Thema der Landreform in Berührung und leistete damals in einer NGO einen wenn auch nur bescheidenen Beitrag in der Umsetzung einschlägiger Projekte. Der erste Besuch einer Siedlung der Landlosenbewegung MST folgte bald, wovon ich in einem in der Zeitschrift „*Der Politische Hefling*“ erschienen, fünfseitigen Beitrag mit dem Titel „*Land in Sicht?*“ berichtete. Zu dieser Zeit war der revolutionäre Eifer nach dem Wahlsieg Lulas noch etwas zu spüren und große Teile der Bevölkerung befanden sich in einer politischen Aufbruchsstimmung. Die Dynamik sozialer Bewegungen in Brasilien interessierte mich schon damals sehr, ebenso bot sich mir bei meinem Aufenthalt ein eindringliches und facettenreiches Bild der strukturellen Ungleichheit.

Einige Zeit nach meiner Rückkehr nahm ich das Studium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien auf. Bald stieß ich auf „*Sweetness and Power*“ von Sidney Mintz (1985) und der Themenkomplex Zuckerrohr zählte fortan zu meinen Interessengebieten; ebenso beeinflusste mich Eric Wolfs (1982) „*Europe and the people without history*“ nachhaltig. 2008 versuchte ich dann zum ersten Mal eine wissenschaftliche Bearbeitung des Themas im Rahmen eines Seminars, da es vor dem Hintergrund der stark steigenden Nachfrage nach sogenannten Agrartreibstoffen in Brasilien zu einer Zunahme von Konflikten um Landressourcen kam und ich schon damals eine Rückkehr des Zuckerrohrs in Gestalt von Ethanol vermutete. Weiters wollte ich in dieser Seminararbeit mit dem Titel „*Tankreform statt Landreform?*“ die historische Dimension der Ungleichheit darstellen, sowie die Verflechtungen der Weltwirtschaft mit den vor Ort stattfindenden sozialen Bewegungen aufzeigen.

Anfang 2010 startete ich die ersten Überlegungen hinsichtlich Thema und Fragestellung der Diplomarbeit. Nach der definitiven Wahl Brasiliens als Ort der Forschung bot sich mir eine Vielzahl von Möglichkeiten, wobei ich im Grunde unbedingt die oben genannten Dinge weiter herausarbeiten wollte, nämlich den Einfluss des Zuckerrohrs auf die Ausgestaltung der brasilianischen Verhältnisse, die historisch gewachsenen Strukturen der Ungleichheit und die Wechselwirkungen zwischen globalen und lokalen, sowie wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen. Das war in etwa der Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung der Idee. Der Rahmen war also soweit abgesteckt und ich suchte nach einem geeigneten Forschungsort, an dem ich die besagten Phänomene beobachten könnte. Mein anfänglicher Plan war es, die Einbettung der traditionellen Gemeinschaften von Nachfahren von Sklaven – den *Quilombos* – in den Zuckerrohrplantagen des Nordostens zu untersuchen. In dieser Region existierten unzählige dieser Gemeinschaften in unmittelbarer Nähe zu den Zuckergütern der Kolonialzeit, vielfach sogar noch in Abhängigkeit davon. Nicht nur die alten Eliten schienen zu regieren wie eh und je, auch sonst musste man sich angesichts der Verhältnisse um einige Jahrhunderte zurückversetzt wähen. Es sprachen jedoch zwei Dinge gegen diese ursprüngliche Vorgangsweise: zum einen hatte sich das Zentrum der Zuckerrohrproduktion bereits vor langer Zeit vom Nordosten in den Südosten verlagert, zum anderen war das Risiko einer Forschung im ländlichen Nordosten Brasiliens nicht zu unterschätzen. So entschied ich mich, dem Weg des Zuckerrohrs zu folgen und meine Forschung ebenfalls in den Südosten – genauer gesagt in den Bundesstaat São Paulo – zu verlagern.

Im weiteren Verlauf der Konzepterstellung kristallisierte sich der Themenkomplex der Plantagenökonomie und seine Rolle bei der Ausgestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Struktur Brasiliens als zentraler Untersuchungsgegenstand heraus. Denn das Thema war Dank der aus Zuckerrohr und Soja gewonnenen Agrartreibstoffe nach wie vor aktuell und in Brasilien äußerst präsent. So gelangte ich zu der Frage nach dem Widerstand gegen die vorherrschenden Besitzverhältnisse und landete wieder bei der Landlosenbewegung. Die Kombination der genannten Elemente erschien mir schlüssig und nach einigen weiteren Überlegungen gelangte ich zu einer Forschungsfragestellung.

## 2. Allgemeine Fragestellung

Der Titel der vorliegenden Arbeit lautet *„Landkonflikte im Umfeld moderner Plantagenökonomien als Auswirkungen des Kolonialismus – eine anthropologische Untersuchung am Beispiel der Soja- und Zuckerrohranbauggebiete im Süden Brasiliens“*.

Unschwer lassen sich die drei zentralen Themenfelder – Landkonflikte, Plantagenökonomie, Kolonialismus – erkennen, während zwei weitere implizit zwischen den Zeilen stehen, nämlich Struktur und Macht. Diese fünf Begriffe decken bereits einen wichtigen Teil der Arbeit ab und ich werde sie selbstverständlich zu einem späteren Zeitpunkt noch eingehend behandeln. Mit einer Einführung in die recht allgemein gehaltene Fragestellung ist dem weiteren Verständnis aber vorerst besser gedient.

Im Zuge meiner Arbeit möchte ich klären, inwiefern die kolonialen Plantagenökonomien die Herausbildung der sozialen und wirtschaftlichen Struktur Brasiliens beeinflusst haben und insbesondere welche Auswirkungen diese Strukturierung – vor allem in Bezug auf Konflikte um Landressourcen – in der Gegenwart noch zeitigt.

Die Fragestellung kann hier in zwei Unterfragen unterteilt werden, an denen sich auch der Aufbau der Arbeit orientiert. Während die historische Dimension durch die Frage *„Inwiefern haben die kolonialen Plantagenökonomien die Herausbildung der sozialen und wirtschaftlichen Struktur Brasiliens beeinflusst?“* erschlossen wird, erfordert die Frage *„Welche Auswirkungen zeitigt diese Strukturierung noch in der Gegenwart?“* die Untersuchung gegenwärtiger Phänomene – also eine empirische Datenerhebung – und setzt eine genaue Kenntnis der Vergangenheit voraus. Darin liegt auch der Grund, weshalb diese Arbeit erst mit einer ausführlichen Darstellung der Geschichte beginnt, um dann mit der Diskussion der empirischen Daten vor einer sozusagen „fertig aufgebauten historischen Bühne“ fortzufahren.

Der erste und allgemeinere Teil der Forschungsfrage stellt den aktuellen Stand des Wissens zum Thema dar und wird daher im historischen Teil beantwortet, während ich den zweiten und etwas spezielleren Teil – also die Frage nach den Auswirkungen der Vergangenheit auf die Gegenwart – im darauffolgenden empirischen Teil behandle. Vor allem interessiert mich vor dem Hintergrund des Kolonialismus, welche Lebenswelten im Zusammenhang mit den gegenwärtigen Plantagenökonomien entstehen, wie die betroffenen Menschen damit umgehen, wie sie ihren Lebensunterhalt bestreiten und innerhalb welches sozialen Kontextes dies geschieht. Es soll untersucht werden, in welcher Weise ökonomische Beziehungen auf die soziale Strukturierung einwirken, welche Verhältnisse von Abhängigkeit und Dominanz daraus entstehen und wie dies zu Konflikten führen kann. Darüber hinaus soll die Rolle globaler Verflechtungen bei der Ausgestaltung lokaler Verhältnisse beleuchtet werden.

### **3. Spezielle Fragestellung und Forschungsdesign**

Die allgemeine Fragestellung verlangt selbstverständlich nach einer weiteren Spezifizierung, um den Untersuchungsgegenstand näher zu definieren und so eine zielgerichtete Forschung zu ermöglichen.

Die erste geographische Eingrenzung erfolgte durch eine Fokussierung auf den Bundesstaat São Paulo im Südosten des Landes und eine Beschränkung auf die Zuckerrohr- und Sojaplantagen. Schwerpunkt der Untersuchung war die Funktionsweise der Plantagenökonomie sowie ihre Beziehungen zu den Menschen in ihrem Umfeld, wobei das Hauptaugenmerk auf Verhältnisse von Abhängigkeit, Dominanz und Konflikt gelegt wurde und es sich bei den Betroffenen vor allem um Kleinbauern, Landarbeiter und/oder Landlose handelt. So konkretisierte sich das Forschungsvorhaben deutlich, da nicht nur weite Teile des Landes, sondern auch eine Vielzahl von Gemeinschaften wie Indigene, Quilombos und andere traditionelle Gruppen ausgeblendet wurden. Zweifelsohne wäre das Thema auch auf sie zutreffend und eine Untersuchung vielversprechend gewesen, ihre Einbeziehung hätte den konzeptionellen Rahmen dieser Arbeit jedoch gesprengt, weshalb ich darauf verzichten musste.

Die Vorgangsweise zur Beantwortung der historischen Forschungsfrage liegt naturgemäß im Studium der Literatur, wobei ich in erster Linie einigen ausgewählten Standardwerken über die Geschichte Brasiliens mein Vertrauen schenkte. Die Beantwortung von Fragen über Phänomene der Gegenwart erfolgt in der Kultur- und Sozialanthropologie im Regelfall jedoch nicht auf Basis von alleiniger Literaturrecherche, sondern vielmehr durch eine intensive Befassung mit dem Gegenstand vor Ort. Zu diesem Zwecke führte ich von September 2010 bis Jänner 2011 eine Feldforschung durch, um mittels teilnehmender Beobachtungen und Interviews Aufschluss über die Lebenswelten der oben genannten sozialen Gruppen zu erlangen und insbesondere ihre Betroffenheit durch die Plantagenökonomie besser zu verstehen.

### **4. Positionierung im kultur- und sozialanthropologischen Kontext**

Im weitesten Sinne lässt sich die vorliegende Arbeit innerhalb der Ökonomischen Anthropologie verorten, da der Frage nach den materiellen Lebensumständen in sozialen Kontexten auf mehreren Ebenen nachgegangen wird. Besondere Beachtung findet hier die Diskussion der Produktionsfaktoren Kapital, Land und Arbeit, um generelle Möglichkeiten der ökonomischen Betätigung zu erläutern. Da die Landwirtschaft ein zentrales Forschungsfeld darstellt, verwende ich zur theoretischen Bearbeitung unter anderem Ansätze aus den „*Peasant Studies*“. Die Fokussierung auf Produktion und Geschichte legt die Verwendung von Ansätzen der Neuen Wirtschaftsethnologie bzw. des Neomarxismus nahe. Um die Wechselwirkungen zwischen globalen, regionalen und lokalen Ebenen zu erklären, werde ich weiters an die Weltssystemtheorie anknüpfen.

Die Darstellung der Interdependenzen der sozialen und der ökonomischen, sowie der globalen und lokalen Welt unter Berücksichtigung der Geschichte ist dabei von vorrangigem Interesse. Aus diesem Anliegen heraus wurde auch der sogenannte historisch-strukturelle Ansatz entwickelt, welcher sich meines Erachtens für die Zwecke dieser Arbeit am besten eignet, da er das Entstehungsmoment einer Struktur in seiner geschichtlichen Tiefe erfasst.

Die Befassung mit den Strukturen der Macht einerseits, sowie dem gegen diese Strukturen gerichteten Widerstand andererseits, erschöpft sich allerdings nicht nur in einer rein ökonomischen Analyse, sondern muss etwas weiter gefasst werden. Es muss erklärt werden, durch welche über die rein wirtschaftliche Dimension hinausgehende Symbolkraft eine Struktur Wirkmächtigkeit erlangt und Menschen zu Handlungen anleitet. Dieses Thema ist in der Kultur- und Sozialanthropologie ein gut erschlossenes Forschungsfeld, weshalb dazu eine Fülle von theoretischen Ansätzen zur Verfügung steht. Auf einige davon gehe ich im entsprechenden Kapitel noch näher ein.

## **5. Überblick über die Kapitel**

Das folgende zweite Kapitel dient der Behandlung der in dieser Arbeit verwendeten theoretischen Ansätze. Jene Aspekte, die letztlich für die Bearbeitung des empirischen Materials herangezogen werden – also das theoretische Rüstzeug – werden hier diskutiert und in Bezug zueinander gesetzt, zentrale Begriffe der Argumentation eigens erläutert. Beginnen werde ich hierbei mit den Theorien zur Erklärung ökonomischer Phänomene, um dann mit der Beschreibung von Ansätzen zur Analyse von Machtstrukturen fortzufahren.

Im dritten Kapitel findet die Darstellung der Geschichte Platz, um über die wichtigsten historischen Begebenheiten Auskunft zu geben, die ich für das Verständnis der aktuellen Situation für unerlässlich halte. Grob kann das Kapitel in zwei Abschnitte eingeteilt werden: einer in Europa und im Atlantik stattfindenden Vorgeschichte folgt die Untersuchung des sogenannten Zuckerzyklus und somit der Etablierung der Plantagenökonomie in Brasilien im 16. und 17. Jahrhundert. Mit der Behandlung des historischen Teils der Forschungsfrage findet dieses Kapitel an dieser Stelle seinen Höhepunkt. Nachdem die Merkmale der etablierten Struktur beschrieben wurden, wird abschließend der Frage nachgegangen, wie sich diese Struktur aus der Kolonialzeit bis in die Gegenwart aufrechterhalten konnte.

Im vierten Kapitel behandle ich die Ergebnisse der empirischen Datenerhebung. Einleitend beschreibe ich die Feldforschung und die angewandten Methoden, um dann einen Überblick über die einzelnen Felder zu geben. Soweit es erforderlich ist, werden diese noch einmal in ihrer geschichtlichen Tiefe erfasst, um so an die Ausführungen des historischen Teils anzuschließen. Der empirische Teil ist in drei Abschnitte gegliedert und repräsentiert die wichtigsten Themen meiner Feldforschung: es sind dies die moderne Plantagenökonomie, die kleinbäuerliche Wirtschaft und die Landlosenbewegung. Erstere steht dabei für die Kontinuität der landwirtschaftlichen Produktionsweise und damit auch der sozialen und wirtschaftlichen Struktur Brasiliens. Den Einfluss der Plantagenökonomie auf die Lebenswelt der ländlichen Bevölkerung werde ich anhand des Beispiels der heutigen Kleinbauern darstellen. Abschließend widme ich mich dem Widerstand der Landlosenbewegung gegen die vorherrschende Struktur.

Das fünfte Kapitel bildet die Conclusio dieser Arbeit und fasst ihre grundsätzlichen Aussagen zusammen, indem die wichtigsten Ergebnisse der empirischen Datenerhebung noch einmal in Bezug zu den theoretischen Ansätzen gesetzt werden. Eine persönliche Schlussbetrachtung bildet den Abschluss der Arbeit.

## II. Theoretischer Teil

Im Folgenden behandle ich jene theoretischen Ansätze, welche für die Erklärung der in dieser Arbeit untersuchten Phänomene herangezogen werden. Dies gilt für den historischen Teil gleichermaßen wie für den empirischen Teil, weshalb die Diskussion der Theorien auch vor diesen Kapiteln stattfindet. Dabei ist nicht eine vollständige Darstellung dieser Ansätze das Ziel, sondern nur eine Befassung mit einzelnen Aspekten und eine Begründung, weshalb ich sie verwende. Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen wird so nach und nach der theoretische Fokus dieser Arbeit verständlich gemacht. Anschließend verbinde ich die diskutierten Thesen mit meinen empirischen Daten und stelle so ihre wichtigsten Aspekte vertiefend dar.

Die Unterteilung der theoretischen Ansätze in zwei Bereiche erfolgt in Anlehnung an den britischen Soziologen Anthony Giddens (1983: 52), der in seiner „*Strukturierungstheorie*“ zwischen zwei grundlegenden Voraussetzungen zur Ausübung von Macht unterscheidet: Besitz und Autorität. Die Mittel zur Beherrschung der materiellen Welt nennt er dabei „*allokative Ressourcen*“ (ibid.: 4) und die Mittel zur Beherrschung der sozialen, politischen und kulturellen Welt „*autoritative Ressourcen*“ (ibid.: 4).

Die Analyse von Machtstrukturen ist ein zentrales Anliegen dieser Arbeit. Dabei betrachte ich jene zwei Dimensionen, wie sie Giddens unterscheidet: einerseits den ökonomischen Bereich – die materielle Welt – und andererseits den soziokulturellen Bereich – die symbolische Welt. Es soll gezeigt werden, welche Rolle allokative und autoritative Ressourcen – Besitz und Autorität – bei der Ausübung von Macht im ländlichen Brasilien spielen. Dazu stelle ich zuerst Theorien aus der Ökonomischen Anthropologie dar, um die Bedeutung von Besitz herauszuarbeiten. Im Anschluss daran widme ich mich der Autorität und damit einigen Ansätzen zur Untersuchung der Funktionsweise von Machtstrukturen.

Ich möchte hinzufügen, dass sich diese beiden Bereiche nicht klar voneinander abgrenzen lassen, sondern vielmehr Überschneidungen aufweisen. Die Einteilung soll daher nicht auf einen grundsätzlichen Unterschied hinweisen, sondern eher dem Überblick dienen. Aus Sicht des Forschungsverlaufs kann allerdings gesagt werden, dass ich den Fokus zu Beginn sehr deutlich auf die wirtschaftliche und historische Dimension der vorherrschenden Strukturen gelegt hatte. Erst die Erfahrungen im Feld führten mich zu der Vermutung, dass abseits der materiellen Welt noch viel stärkere, beinahe unsichtbare Faktoren zur Aufrechterhaltung der bestehenden Strukturen beitragen könnten. So ergab sich die Hinwendung zu strukturalistischen Ansätzen.

## 1. Ökonomische Theorien

Die Diskussion aus ökonomischer Perspektive beginnt mit einer Einführung in die Produktionsfaktoren Arbeit, Land und Kapital und stellt Überlegungen hinsichtlich der Möglichkeiten ihrer Inwertsetzung an. Mit Inwertsetzung meine ich dabei eine produktive Verbindung mindestens zweier dieser Produktionsfaktoren.

In weiterer Folge behandle ich das Konzept der ursprünglichen Kapitalakkumulation von Marx, um dann mit einem Hinweis auf Polanyi (1978 [1944]) und sein Konzept der „fiktiven Waren“ und des Prozesses der „Entbettung“ fortzufahren. Danach widme ich mich Ansätzen zur Erklärung von globalen wirtschaftlichen Entwicklungen, um die historische Dimension der Forschungsfrage in einen theoretischen Kontext zu bringen. In erster Linie geschieht dies anhand der Weltsystemtheorie von Wallerstein (1986) und von aus Lateinamerika kommenden Entwicklungstheorien, deren Aussagen etwa durch Furtado (1975 [1970]) und Altvater (1987) wiedergegeben werden. Gemeinsames Ziel dieser Theorien ist es, Ungleichheit als Ausdruck unterschiedlicher Positionierungen innerhalb eines weltweiten Systems zu erklären. Aus einer spezifischen Produktionsweise erwachsende Ungleichheit war stets auch Gegenstand von Interesse für die Neue Wirtschaftsethnologie. Auf die gedankliche Nähe dieser Arbeit zu Mintz und Wolf – beide Vertreter des US-Neomarxismus – wurde anfangs bereits hingewiesen und ich werde ihre Argumente selbstverständlich berücksichtigen. Letzterer liefert im Rahmen der „*Peasant Studies*“ auch nützliche theoretische Ansätze zur Erklärung von Phänomenen der kleinbäuerlichen Landwirtschaft.

### 1.1. Die Produktionsfaktoren

Einleitend möchte ich das aus den traditionellen Wirtschaftswissenschaften stammende Konzept der Produktionsfaktoren diskutieren und dabei auf einige grundsätzliche Aspekte hinweisen. Da dieses Konzept in der vorliegenden Arbeit sowohl im historischen als auch im empirischen Teil des öfteren zur Erklärung herangezogen werden wird, halte ich es daher für nützlich, die Bedeutung der Produktionsfaktoren vorab zu erschließen. Wie der Begriff selbst bereits andeutet, handelt es sich dabei um jene Elemente, ohne welche eine zielgerichtete wirtschaftliche Betätigung nicht vorstellbar wäre: es sind dies Arbeit, Boden und Kapital. Jeder dieser Faktoren erwirtschaftet bei seiner Inwertsetzung einen eigenen Ertrag: aus Arbeit wird Lohn, aus Boden Grundrente und aus Kapital Zins gewonnen. Marx (1971 [1894]: 822) kritisiert diese Sichtweise der orthodoxen Wirtschaftswissenschaft und nennt sie ironisch eine „*trinitarische Formel*“, welche in seinen Worten „*alle Geheimnisse des gesellschaftlichen Produktionsprozesses einbegreift*“.

Obwohl Marx den konventionellen Ansatz also in den Bereich der Vulgärökonomie verbannt, betrachte ich ihn für die vorliegende Arbeit als nützlich und ausreichend, um Erklärungen zu liefern. Ich weise darauf hin, dass ich vorerst auch nicht dem Marx'schen Kapitalbegriff folgen werde – diesen diskutiere ich weiter unten. Mit Kapital meine ich an dieser Stelle finanzielles wie technologisches Kapital gleichermaßen. Im Zusammenhang mit der Landwirtschaft ist darin beispielsweise die Ausstattung zur Bewirtschaftung des Landes zu sehen. Boden und Arbeit bedürfen keiner weiteren Erklärung – wodurch sich diese beiden Faktoren jedoch besonders auszeichnen, erkläre ich später im Zusammenhang mit den Thesen Polanyis.

Ich fahre daher mit der Diskussion der drei Produktionsfaktoren fort. Es sei darauf hingewiesen, dass keiner dieser Faktoren ohne die beiden anderen – also aus sich selbst heraus – ökonomischen Wert schaffen kann, zumindest nicht aus Sicht der traditionellen Wirtschaftswissenschaften. Um zu produzieren, ist also die Kombination dieser Faktoren notwendig. Dieser Vorgang wird als Inwertsetzung bezeichnet. Umgekehrt verunmöglicht der Mangel benötigter Faktoren die Herstellung von Dingen. Noch allgemeiner gesprochen, muss sich jegliche Form der Produktion innerhalb eines Dreiecks verorten, dessen Ecken eben die drei Produktionsfaktoren Arbeit, Boden und Kapital sind. Die konkrete Positionierung in diesem Dreieck lässt Aussagen über die Art und Weise der Faktorkombination zu: etwa ob eine bestimmte Tätigkeit arbeitsintensiv oder kapitalintensiv ist. Das mag zwar etwas theoretisch klingen, ergibt aber bei der Anwendung auf empirische Beispiele durchaus Sinn und ermöglicht Analysen über den Wandel von Produktionsweisen. Die jüngsten Entwicklungen in der brasilianischen Landwirtschaft würden sich beispielsweise in einer Verschiebung der Koordinaten weg von der Arbeit und hin zum Kapital bemerkbar machen: unter anderem das Resultat der Umstellung von manueller auf maschinelle Zuckerrohrernte.

Jedenfalls basiert Produktion, in welcher Form auch immer, auf der Verfügung über die dafür notwendigen Mittel. Wenn die Annahme in den Raum gestellt wird, Macht und Beherrschung würden sich unter anderem auf die Verfügungsgewalt über die Produktionsfaktoren stützen, so muss ich aus meiner Sicht hinzufügen, dass dieser Mechanismus nicht direkt über das Vorhandensein dieser Faktoren wirkt, sondern vielmehr in ihrem Nicht-Vorhandensein begründet liegt. Ich glaube nicht, dass jemand herrschen kann, nur weil er Arbeit, Kapital und Boden besitzt. Nur wenn es anderen daran mangelt, lässt sich darauf ein Machtverhältnis aufbauen, also kann Beherrschung nur durch Ausschluss von den Produktionsfaktoren erfolgen – eine zentrale Annahme der neomarxistischen Wirtschaftsethnologie, mit welcher ich mich etwas weiter unten noch befassen werde.

Um diesen Prozess näher zu beleuchten, wird es notwendig sein, einige Überlegungen zum wirtschaftlichen Kreislauf anzustellen. Bisher beschäftigte ich mich mit der Produktion – diese allein ergibt jedoch noch keinen Sinn. Das Erzeugte muss auch verbraucht werden: Produktion und Konsumtion bedingen einander. Da diese beiden Vorgänge in der Regel an unterschiedlichen Orten geschehen, bedarf es neben der Konsumtion und der Produktion noch eines dritten Elements, das die vorhergehenden verbindet: es ist dies die Distribution. Ähnlich wie bei den Produktionsfaktoren ergibt keines der dreien für sich alleine genommen Sinn. Setzt man diese Kategorien jedoch mit den drei genannten Faktoren in Bezug, werden die Dimensionen des wirtschaftlichen Handelns deutlich und es ergeben sich einige interessante Fragen. Wie geschieht die Produktion von Arbeit, Boden und Kapital? Von wem werden diese Faktoren konsumiert und wie erfolgt ihre Distribution? Ich möchte diese Fragen nicht allgemein beantworten, sondern erst im Rahmen der Diskussion historischer wie aktueller Phänomene wieder aufgreifen. Im Rahmen einer ökonomischen Analyse müssen diese auch unbedingt gestellt werden. Dabei sind insbesondere die Argumente von Marx und Polanyi zu berücksichtigen, welche in den folgenden beiden Abschnitten behandelt werden.

## 1.2. Marx: die ursprüngliche Akkumulation

Den analytischen Rahmen dieser Arbeit bildet die Politische Ökonomie. Eine Behandlung des Kapitalismus scheint mir ohne Berücksichtigung der Argumente von Karl Marx nicht möglich. Dabei stütze ich mich nicht nur direkt auf einige seiner Thesen, sondern ich ziehe darüber hinaus weitere Diskussionen von marxistisch orientierten Autoren heran.

Marx (2011 [1872]: 661) nennt den Prozess der Enteignung der Arbeiter von Grund und Boden die „*ursprüngliche Akkumulation*“. Durch sie eignet sich das Kapital den Boden an und zwingt die ehemaligen Bauern zum Verkauf ihrer Arbeitskraft, wobei die Trennung von den Produktionsmitteln hierfür als Basis dient. Er betont das Moment der Überführung von Wert aus der Sphäre nicht-kapitalistischer Produktion in die Produktionsweise des Kapitalismus: „*Soweit sie [die ursprüngliche Akkumulation] nicht unmittelbare Verwandlung von Sklaven und Leibeignen [sic!] in Lohnarbeiter, also bloßer Formwechsel ist, bedeutet sie nur die Expropriation der unmittelbaren Produzenten, d. h. die Auflösung des auf eigener [sic!] Arbeit beruhenden Privateigentums*“ (Marx 1975 [1867]: 243).

Insbesondere halte ich das Konzept der „ursprünglichen Akkumulation“ für bedeutsam, um den historischen Prozess der Verwirklichung der kapitalistischen Produktionsweise in Brasilien zu verstehen. Marx beschreibt diesen Vorgang anhand der ab dem 16. Jahrhundert stattfindenden Einhegungen in England, als Gemeindeland in Privateigentum umgewandelt wurde, um Schafherden Platz zu machen. Dies hatte die Vertreibung der Landbevölkerung zur Folge. Marx (2011 [1872]: 661) stellt diesen Vorgang zwar anhand eines konkreten Beispiels dar, räumt aber ein, dass die ursprüngliche Akkumulation weder räumlich auf England, noch zeitlich auf das 16. Jahrhundert beschränkt ist: „*Ihre Geschichte nimmt in verschiedenen [sic!] Ländern verschiedene Färbung an und durchläuft die verschiedenen Phasen in verschiedener Reihenfolge und zu verschiedenen Zeiten*“. Daher stelle ich auch die Frage nach ihrem Auftreten und Wirken in Brasilien. Die koloniale Expansion bezeichnete Marx (ibid.: 694) als „*Morgenröte des Zeitalters der kapitalistischen Produktion*“ und ihre „*idyllischen Vorgänge*“ als „*Haupttriebkraft der ursprünglichen Akkumulation*“. Damit ist auch implizit das Kolonialprodukt Zucker gemeint, wie der Historiker Stuart B. Schwartz (vgl. 2004a: 1) feststellt. Sidney Mintz (vgl. 1985: 54) greift bei seiner Untersuchung der Geschichte des Zuckers ebenfalls auf dieses Konzept von Marx zurück.

Abschließend sei noch auf den Kapitalbegriff verwiesen, wie er bei Marx zu finden ist. Auf dieses Thema möchte ich aufgrund seiner Fülle an dieser Stelle nicht näher eingehen, sondern nur einen Aspekt hervorheben, und zwar den Drang des Kapitals, sich fortan zu vermehren. So wohnt dem Kapitalismus die Gesetzmäßigkeit der ständigen Expansion inne. Einige Auswirkungen dieser Eigenschaft des Kapitals, auf die Marx hinweist, werde ich noch am konkreten Fall Brasiliens behandeln. Nun komme ich zu einem weiteren theoretischen Beitrag eines Autors, welcher sich mit ähnlichen Themen beschäftigte und dabei auch auf Marx aufbaute.

### 1.3. Polanyi: fiktive Waren und Transformation

Karl Polanyi beschreibt die Entstehung und Funktionsweise marktwirtschaftlicher Gesellschaften. Für die Analyse der Transformation nicht-marktwirtschaftlicher Gesellschaften in marktwirtschaftliche wählt auch er die englischen Einhegungen als Ausgangspunkt, befasst sich also ebenfalls mit der ursprünglichen Form der Akkumulation. Sein Beitrag besteht vor allem in der Charakterisierung der Produktionsfaktoren Arbeit, Boden und Geld als „fiktive Waren“ (Polanyi 1978 [1944]: 108) und der damit zusammenhängenden Diagnose, dass in einer Marktwirtschaft die sozialen Beziehungen in das Wirtschaftssystem eingebettet sind. Hinsichtlich der Produktionsfaktoren kritisiert Polanyi die gängige Auffassung der orthodoxen Wirtschaftswissenschaft, nach der Arbeit, Boden und Geld als Waren zu verstehen wären. Keiner dieser drei Faktoren werde laut Polanyi (ibid.: 107f.) für den Verkauf am Markt produziert, weshalb er sie „fiktive Waren“ nennt:

*„Der entscheidende Punkt ist aber dies: Arbeit, Boden und Geld sind wesentliche Elemente der gewerblichen Wirtschaft, sie müssen ebenfalls in Märkten zusammengefasst sein, und diese Märkte bilden sogar einen unerlässlichen Teil des Wirtschaftssystems. Indessen sind Arbeit, Boden und Geld ganz offensichtlich keine Waren: die Behauptung, dass alles, was gekauft und verkauft wird, zum Zwecke des Verkaufs produziert werden musste, ist in Bezug auf diese Faktoren eindeutig falsch. Mit anderen Worten, nach der empirischen Definition der Ware handelt es sich nicht um Waren. Arbeit ist bloß eine andere Bezeichnung für eine menschliche Tätigkeit, die zum Leben an sich gehört, das seinerseits nicht zum Zwecke des Verkaufs, sondern zu gänzlich anderen Zwecken hervorgebracht wird; auch kann diese Tätigkeit nicht vom restlichen Leben abgetrennt, aufbewahrt oder flüssig gemacht werden. Boden wiederum ist nur eine andere Bezeichnung für Natur, die nicht vom Menschen produziert wird; und das eigentliche Geld, schließlich, ist nur ein Symbol für Kaufkraft, das in der Regel überhaupt nicht produziert, sondern durch den Mechanismus des Bankwesens oder der Staatsfinanzen in die Welt gesetzt wird. Keiner dieser Faktoren wird produziert, um verkauft zu werden. Die Bezeichnung von Arbeit, Boden und Geld als Waren ist somit völlig fiktiv“.*

In diesem Sinne gilt es, die Bedingungen für das Zustandekommen eines Marktes für diese fiktiven Waren herauszuarbeiten und zu zeigen, wie sich die beiden Faktoren Boden und Arbeit als Waren konstituierten. Da sie für den Prozess der kapitalistischen Produktion in dieser Form unabdingbar sind, vermute ich die Existenz von Mechanismen zur Sicherstellung ihres Angebots. Daher kommt dem Prozess der Umwandlung von Mensch und Natur in Waren besondere Bedeutung zu, denn dieser stellt meines Erachtens nichts anderes dar als das, was Marx die ursprüngliche Akkumulation nannte: eine Überführung in die kapitalistische Produktionsweise. Polanyi und Marx behandeln also hier im Grunde das gleiche Problem.

Für Polanyi (vgl. ibid.: 106) stellen Arbeitskraft und Boden – also Menschen und Natur – die Grundsubstanz der Gesellschaft dar und er warnt deshalb davor, diese den Gesetzen der Marktwirtschaft unterzuordnen. Dieser Prozess führe dazu, dass die vormals in die Sozialstruktur eingebetteten wirtschaftlichen Beziehungen eine „Entbettung“ erfahren, sich also loslösen und verselbstständigen und in weiterer Folge der Gesellschaft ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten aufzwingen, welche so zu einem Anhängsel des Wirtschaftssystems degradiert wird (vgl. ibid.: 88f.). Dieser Punkt ist von großer Bedeutung, da davon ausgegangen werden kann, dass weder Gesellschaften ohne Wirtschaft, noch Wirtschaften ohne Gesellschaft existieren – diese beiden Bereiche also untrennbar miteinander verflochten sind. Entscheidend ist aber, dass die Wirtschaft in nicht-marktwirtschaftlichen Gesellschaften einen Teil des sozialen Ganzen bildet und daher nicht nach eigenen

Gesetzmäßigkeiten funktioniert. In einer Marktgesellschaft hingegen gelten die Regeln der Marktwirtschaft.

Das Konzept von Einbettung bzw. Entbettung werde ich auf Brasilien anwenden, da ich mir von dieser Vorgangsweise eine Hervorhebung der Eigentümlichkeit der brasilianischen Entwicklung erwarte. Im Falle Brasiliens wird sich nämlich zeigen, dass die Wirtschaftsstruktur der Ausgangspunkt für die Herausbildung einer Sozialstruktur war. Hier wurde die Gesellschaft nicht zu einem Anhängsel der Wirtschaft degradiert, sondern war von vornherein nichts anderes gewesen. Es fand daher keine Transformation im Sinne Polanyis statt, sondern Brasilien konstituierte sich gleich zu Beginn als eine Wirtschaft, in der eine Gesellschaft eingebettet war. Dieses Argument werde ich im historischen Teil erläutern und verweise vorerst auf eine dahingehende Feststellung des brasilianischen Anthropologen Darcy Ribeiro (1985 [1969]: 289) die ich für bedeutsam halte: „*Brasilien war jedoch keine Nation, sondern ein Geschäft*“.

#### **1.4. Neue Wirtschaftsethnologie und neomarxistische Strömungen**

Das Verhältnis zwischen wirtschaftlichen und sozialen Strukturen zu beleuchten, bildete eine der zentralen Anliegen der von Maurice Godelier begründeten neomarxistischen Strömung der Ökonomischen Anthropologie. Godeliers Ansatz, wie auch der seines französischen Kollegen Meillassoux stand deutlich in der Tradition des Strukturalismus, während US-amerikanische Neomarxisten wie etwa Eric Wolf und Sidney Mintz stärker historisch arbeiteten. Beide Richtungen teilten jedoch das grundsätzliche Interesse an der Entstehung von Hierarchien aus ökonomischen Beziehungen, insbesondere wenn diese aus der Verfügungsgewalt über Produktionsmittel erwachsen. Godelier (vgl. 1987 [1982]) weist in seiner Feldstudie beispielsweise auf die Kontrolle der Produktionsmittel als bedeutendes Instrument zur Aufrechterhaltung von Machtstrukturen hin.

In der neomarxistischen Untersuchung werden Macht und Ungleichheit anhand der Historizität von Strukturen der wirtschaftlichen Produktion gedeutet. In diesem Sinne lassen sich gewisse Ähnlichkeiten mit dem weiter unten diskutierten historisch-strukturellen Ansatz feststellen. Die Heranziehung von neomarxistischen Theorien zur Erklärung bestimmter Phänomene in dieser Arbeit ist deshalb naheliegend, weil diese Perspektive auf die Untersuchung von Konflikten um Produktionsfaktoren und Situationen wirtschaftlicher Ausbeutung ausgerichtet ist. Darüber hinaus halte ich die Darstellung der Entstehungsgeschichte ökonomischer Strukturen auf dem Weg zu einem Verständnis der gegenwärtigen Produktionsverhältnisse für unverzichtbar – eine Ansicht, welche ich mit den Neomarxisten zu teilen glaube. Die Beschäftigung mit der Produktionsweise der kleinbäuerlichen Landwirtschaft ist ein wichtiger Themenbereich der neomarxistischen Forschung. Dazu gehören die sogenannten *Peasant Studies*, welche ich im nächsten Abschnitt behandle.

## 1.5. Peasant Studies

In den 1950er Jahren begann in der Anthropologie eine Hinwendung zur Untersuchung der Lebenswelten von landwirtschaftlichen Produzenten. Erfolgreiche Bauernaufstände in verschiedenen Staaten weckten das Interesse für die sogenannten *Peasant Studies* mit einem Höhepunkt in den 1960ern (vgl. Spencer 2002b: 418). 1973 erschien die erste Ausgabe des *Journal of Peasant Studies* mit wichtigen theoretischen Beiträgen zur kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Die Definition der Kategorie *peasants* ist von grundlegender Wichtigkeit, um Kleinbauern einerseits von isolierten Gemeinschaften – dem traditionellen Forschungsgegenstand der damaligen Ethnologie – sowie andererseits von landwirtschaftlichen Unternehmern abzugrenzen und so zu zeigen, was das Besondere an ihrer Lebensweise ausmacht.

Eine besonders kurze und prägnante Definition liefert Spencer (2002b: 418): „*Peasants are agriculturalists (or possibly engaged in fishing), for whom both production and consumption are oriented to the household, and who are under some economic and political obligations to outside power-holders*“.

Ähnlich dazu formulierte auch Teodor Shanin (vgl. 1979: 14) vier Hauptmerkmale von *peasants*: erstens die Familie als multidimensionale Einheit sozialer Organisation, zweitens die Landwirtschaft als hauptsächliche Quelle der direkten Deckung von Konsumbedürfnissen, drittens das Vorhandensein spezifischer „ländlicher“ Kulturelemente und viertens die Dominanz von Außenstehenden – die er „*underdog position*“ (ibid.: 14) nennt.

Shanin (ibid.: 13) unterscheidet weiters vier Ansätze der kultur- und sozialanthropologischen Befassung mit kleinbäuerlichen Lebenswelten: „[...] *the Marxist class theory, the „specific economy“ typology, the ethnographic cultural tradition and the Durkheimian tradition as developed by Kroeber and allied in its theory of social change to functionalist sociology*“. Es folgt ein kurzer Überblick.

Das Hauptaugenmerk der neomarxistischen *Peasant Studies* richtet sich auf die Analyse von Beziehungen wirtschaftlicher Macht und Abhängigkeit. Von Interesse sind insbesondere Ausbeutungsverhältnisse und ungleicher Tausch. In dieser Tradition stehen Eric Wolf und Claude Meillassoux, deren Ansätze ich zur Erklärung meiner empirischen Daten heranziehen werde. Wolf (1966: 3) definiert *peasants* als Bauern, die Überschüsse erwirtschaften müssen, um sie an jene abzuliefern, die Macht auf sie ausüben: „*Peasants however, are rural cultivators whose surpluses are transferred to a dominant group of rulers*“.

Der zweite Ansatz der *Peasant Studies*, der hier von Interesse ist, wird durch Alexander Tschajanows (vgl. 1987 [1923]) Theorie der Familienwirtschaft repräsentiert, deren zentrale Aussage es ist, dass die familiäre Landwirtschaft nach eigenen Gesetzmäßigkeiten funktioniert, welche sich von den Parametern kapitalistischer Landwirtschaft deutlich unterscheiden. Der Umfang der landwirtschaftlichen Tätigkeit wird laut Tschajanow einerseits an den Bedürfnissen des Haushalts, sowie andererseits an seiner Fähigkeit zur Bereitstellung von Arbeitskraft bemessen.

Der dritte wichtige Ansatz interpretiert die bäuerliche Kultur als Überbleibsel vergangener Traditionen, welche sich aufgrund der angenommenen Trägheit des ländlichen Wandels bis in die Gegenwart erhalten konnten (vgl. Shanin 1979: 14). Diese Sichtweise kann meiner Meinung nach dazu führen, rurale Lebens-

und Wirtschaftsweisen als „rückständig“ zu konstruieren – zumindest im Gegensatz zu Vorstellungen „moderner“ urbaner Lebensführung. Die Bedeutung dessen hinsichtlich der öffentlichen Diskussion über die Agrarreform in Brasilien werde ich noch ausführen.

Der vierte, auf Émile Durkheim zurückgehende dualistische Ansatz der Arbeitsteilung zwischen traditionellen und modernen Segmenten der Gesellschaft wurde von den US-Kulturanthropologen Alfred Kroeber und Robert Redfield weiterentwickelt (vgl. *ibid.*: 14). Kroeber (1948: 284 zit. nach Shanin 1979: 14) deutet die ländlichen Gemeinschaften als „*part-societies with part-cultures*“. Kleinbäuerliche Gesellschaften befinden sich in ständigem Kontakt mit den Städten, während sie sich jedoch in gewisser Weise kulturell von diesen unterscheiden. Dennoch enthält die Kultur der Bauern – Redfields (1989 [1956]: 41f.) „*little tradition*“ – auch Elemente der modernen, städtischen „*great tradition*“: „*The great tradition is cultivated in schools or temples; the little tradition works itself out and keeps itself going in the lives of the unlettered in their village communities*“.

Obwohl ich alle vier Ansätze für plausibel halte, werde ich in dieser Arbeit in erster Linie dem neomarxistischen Ansatz folgen – insbesondere den theoretischen Beiträgen von Eric Wolf und Claude Meillassoux, welche ich in weiterer Folge besprechen werde. Die theoretische Prämisse sei vorweggenommen: die Orientierung von Produktion und Konsum am Haushalt unterscheidet den Kleinbauern vom Farmer, der seine Handlungen von den Geschehnissen des Marktes leiten lässt. Trotzdem kann er sich nicht nur um seine eigenen Belange kümmern, da er kein isolierter Subsistenzbauer ist und so mit seiner Außenwelt in Verbindung steht und Beziehungen eingeht, die für ihn nicht immer vorteilhaft sein müssen. Diese Einbindung in einen größeren sozialen Kontext unterscheidet *peasants* von isolierten Gruppen.

Eric Wolf (vgl. 1966: 3) betont hierbei, dass es nicht darauf ankommt, wie stark diese Einbindung ist, sondern in welcher Art *peasants* in die sie umgebende Gesellschaft integriert werden – ein Prozess, der bei ihm oft in Verhältnissen von Dominanz und Ausbeutung endet. Sobald Außenstehende Anspruch auf einen Teil der Produktion oder der Arbeitsleistung des Bauern erheben, kann dieser nicht mehr nur die Deckung der Bedürfnisse seines eigenen Haushalts allein verfolgen. Er findet sich in einer Situation wieder, in der er zur Erwirtschaftung eines Überschusses verpflichtet ist. Wolf (*ibid.*: 10) nennt diesen Überschuss „*fund of rent*“ und bezeichnet ihn als das grundlegende Charakteristikum der Kategorie der Kleinbauern: „*It is this production of a fund of rent which critically distinguishes the peasant from the primitive cultivator*“.

Da das Vorliegen einer Beziehung des ungleichen Tausches den *peasant* ausmacht, muss genau dargestellt werden, worin die zu erbringende Leistung und die zu erwartende Gegenleistung bestehen. Denn ohne die Kenntnis dieser Fakten lässt sich nur schwer von einem Ausbeutungsverhältnis sprechen. George Dalton (1974: 553) mahnt in diesem Zusammenhang zu Genauigkeit: wenn Ausbeutung schon das zentrale Unterscheidungsmerkmal von *peasants* zu anderen Gruppen ist, dann muss sehr genau dargestellt werden, wodurch sich diese Ausbeutung auszeichnet. Wolf (vgl. 1966: 9) lässt es offen, ob es sich hier um Geld-,

Arbeits- oder Naturalleistungen handelt: ausschlaggebend sei der Umstand, dass sich die Verpflichtung zu diesen Leistungen aus asymmetrischen Machtbeziehungen ergibt. Daher halte ich es für wichtig zu fragen, wie diese Beziehungen entstanden sind und wodurch der Kleinbauer in eine für ihn ungünstige Situation geraten konnte. Dieser Frage werde ich anhand des Fallbeispiels der Kleinbauern in Paraná im empirischen Teil nachgehen. Shanin (vgl. 1979: 16) und Wolf (vgl. 1966: 42) geben etwa die fortschreitende Monetarisierung der ländlichen Haushalte sowie ihre Einbindung in immer komplexere Systeme als einen der Hauptgründe für die Entstehung asymmetrischer Beziehungen an. Diese Form der Herrschaft bezeichnet Wolf (1966: 53) als „merkantil“: *„Here land is viewed as private property of the landowner, an entity to be bought and sold and used to obtain profit for its owner. As an entity to be bought and sold it is, according to the definitions of the economists, a commodity“*.

Dieses Bild des Privateigentums an Land zeigt sich auch in Brasilien, wo die merkantile Beherrschung deutlich sichtbar wird. Die landwirtschaftliche Produktion setzt den Einsatz von Ressourcen voraus, welche nicht nur von Kleinbauern, sondern auch von Unternehmen der kapitalistischen Landwirtschaft nachgefragt werden. Dieser ungleiche Wettbewerb führte zu einer substanziellen Krise, nicht nur in Brasilien sondern weltweit (vgl. Wolf 1955: 453; Firth 1952: 12): fortschreitende Monetarisierung zwingt so die Kleinbauern zum Verkauf von Waren. Die damit verbundene teilweise Aufgabe subsistenzorientierter Tätigkeiten zugunsten von marktorientierten und verschärft die Situation weiter (vgl. Meillassoux 1983 [1975]: 145).

Dieser Prozess drückt sich in einem Wandel der Anbauprodukte aus: weg von der Erzeugung von Lebensmitteln für den eigenen Bedarf und hin zur Produktion von leicht verkäuflichen Waren. Anhand dieses Merkmals unterscheidet Wolf (vgl. 1966: 19) zwei grundlegende Formen bäuerlicher „Ökotypen“, die er „paläotechnisch“ und „neotechnisch“ nennt. Der neotechnische Ökotyp prägt das rurale Brasilien und zeichnet sich durch eine Marktorientierung der Produktion aus: *„The earmark of such an ecotype, then, is the tendency to produce crops which are not necessarily consumed by the cultivator himself“* (ibid.: 36). Die Möglichkeit der beinahe vollständigen Verdrängung der Subsistenzproduktion spricht Wolf (vgl. 1955: 467) in einer spezifischen Diskussion der lateinamerikanischen Verhältnisse an. Denn eine starke Spezialisierung auf so genannte „cash crops“ – leicht verkäufliche Landbauprodukte – ist unter anderem auch für die Wirtschaftsweise brasilianischer Kleinbauern charakteristisch. Die starken Preisschwankungen, denen diese Produkte in der Regel ausgesetzt sind, erschweren die Existenzbedingungen in der Landwirtschaft erheblich. Zur Veranschaulichung der Eigenschaften einer auf solche Produkte ausgerichteten landwirtschaftlichen Unternehmung werde ich auf einige konkrete Beispiele aus der Feldforschung eingehen.

Das grundlegende Problem, das sich hierbei aus meiner Sicht stellt, ist das besondere Verhältnis zwischen großen und kleinen landwirtschaftlichen Unternehmen. Diese interessante Diskussion sei hier nicht vorweggenommen, aber ich möchte darauf hinweisen, dass in beiden Fällen die gleichen Produkte erzeugt werden und so diese Systeme in ständiger Konkurrenz stehen, obwohl sie nach völlig verschiedenen inneren Logiken funktionieren. Hierin besteht im Übrigen eine der zentralen Fragen der neomarxistischen Peasant

Studies, nämlich ob und inwiefern sich die kleinbäuerliche Produktionsweise von der kapitalistischen unterscheidet (vgl. Spencer 2002a: 353). Wolf (1955: 454) bringt diesen Unterschied auf den Punkt: „*The aim of the peasant is subsistence. The aim of the farmer is reinvestment*“. Anhand der im empirischen Teil stattfindenden Darstellung beider Produktionsweisen wird dieser Unterschied später noch verdeutlicht.

Um von der Produktion zum Konsum zu gelangen, sei noch einmal auf die Grundbedürfnisse des bäuerlichen Haushalts hingewiesen, wie sie bei Wolf formuliert werden. Der Bauer muss im Prinzip genügend produzieren, um sich und seine Familie im Sinne des unmittelbaren Existenzminimums zu ernähren. Darüber hinaus muss er jedenfalls genug Reserven erwirtschaften, um Saatgut für das nächste Jahr und Futter für sein Vieh zu haben. Abhängig vom Stand seiner Technologie kommen Aufwendungen für die Erhaltung von Werkzeugen und Maschinen hinzu. Wolf (1966: 6) nennt dieses Minimum der Reproduktion „*replacement fund*“: „*The amount needed to replace his minimum equipment for both production and consumption was his replacement fund*“. Er weist auch darauf hin, dass dieses Minimum nicht nur nach rein technischen Gesichtspunkten, sondern auch kulturell definiert wird (vgl. *ibid.*: 6). Der „*replacement fund*“ (*ibid.*: 6) stellt somit die Fähigkeit des Bauern zur selbstständigen Produktion dar. Solange er über ausreichend Mittel verfügt, kann er seine Wirtschafts- und Lebensweise aufrechterhalten. Ich halte die Diskussion des „*replacement fund*“ (*ibid.*: 6) für die vorliegende Arbeit daher von größter Wichtigkeit und werde mich damit noch im empirischen Teil befassen. Hinsichtlich der Realität des ländlichen Brasiliens wird sich nämlich zeigen, dass die meisten Kleinbauern Schwierigkeiten haben, ihre Fähigkeit zur selbstständigen Produktion aufrechtzuerhalten oder wiederzuerlangen, sobald sie sie einmal verloren haben.

Subsistenz bedeutet in diesem Zusammenhang also die Deckung der Existenzbedürfnisse und die Sicherung der Produktionsfähigkeit. Die Landwirtschaft muss genug Ertrag abwerfen, um diese Subsistenz zu gewährleisten. Existieren neben den Ansprüchen des bäuerlichen Haushalts noch weitere Forderungen, so muss eine Balance gefunden werden. Hierin besteht das Dilemma der Kleinbauern: „*The perennial problem of the peasantry thus consists in balancing the demands of the external world against the peasants' need to provision their households*“ (*ibid.*: 15). Um die Balance wiederherzustellen kann im Grunde entweder die Produktion erhöht oder der Konsum reduziert werden (vgl. *ibid.*: 15). Es liegt in der Natur der Landwirtschaft, dass der Ernteerfolg schwer vorhersehbar ist und natürlichen Einflüssen unterliegt. Der Wandelbarkeit der Umstände muss der Bauer durch ständige Anpassung begegnen. Das permanente Ausbalancieren eigener und fremder Ansprüche prägt also seine Lebenswelt. Wolf (*ibid.*: 17) stellt fest: „*A peasantry is always in a dynamic state, moving continuously between two poles in the search for a solution of its basic dilemma*“. Auf meiner Feldforschung konnte ich diese ausgesprochene Flexibilität der Kleinbauern bei der Erwirtschaftung ihres Lebensunterhalts in zahlreichen Fällen beobachten. Ebenso begegnete ich einem weiteren Thema, dem Wolf (vgl. *ibid.*: 91) Beachtung schenkte, nämlich der Entstehung von Koalitionen unter gleichzeitig nach Autonomie strebenden Bauern, wobei hier die Erfahrungen der Landlosenbewegung MST als Fallbeispiel dienen.

Der französische Neomarxist Claude Meillassoux (1983 [1975]: 114) beschäftigt sich ebenfalls mit dem Marx'schen Konzept der ursprünglichen Akkumulation und weist darauf hin, dass die von Marx beschriebene Überführung nur durch die „Zerstörung einer Produktionsweise zugunsten einer anderen“ erfolgen kann, wobei er gleichzeitig die Möglichkeit postuliert, dass der Prozess der Trennung der Arbeiter von ihren Produktionsmitteln nie vollständig zum Abschluss kommt, sondern eine Sphäre nicht-kapitalistischer Produktion teilweise und künstlich am Leben erhalten wird. Diese Sphäre ist die häusliche Gemeinschaft, welche die von der kapitalistischen Wirtschaft beanspruchten Menschen „produziert“. Da die Produktions- und Reproduktionskosten der Arbeitskraft nicht zur Gänze über den Lohn kompensiert werden, trägt der häusliche Sektor einen erheblichen Teil davon (vgl. *ibid.*: 161). Darin sieht Meillassoux ein Ausbeutungsverhältnis begründet, welches er in erster Linie am Arbeitsmarkt verortet. Er spricht dabei von einer Überführung der Arbeitsrente vom häuslichen in den kapitalistischen Sektor (vgl. *ibid.*: 138), und da sich dieser Vorgang ständig wiederholt, setzt sich die ursprüngliche Akkumulation fort: „Gerade durch die Aufrechterhaltung eines Nahrungsmittel produzierenden Sektors realisiert und vor allem perpetuiert der Imperialismus die ursprüngliche Akkumulation“ (*ibid.*: 115).

Meillassoux (*ibid.*: 138) beschreibt zwei Mechanismen für die Aneignung der Arbeitsrente: „Es sind dies einerseits der doppelte Arbeitsmarkt und andererseits die Rotation der Arbeiter ländlicher Herkunft, die dadurch erzielt wird, dass man sie periodisch in den häuslichen Sektor entlässt“. Mit dem doppelten Arbeitsmarkt bezeichnet er die Tatsache, dass sich die Gruppe der „integrierten“ Arbeiter vollständig innerhalb des kapitalistischen Sektors reproduziert, während dies auf die Wanderarbeiter nicht oder nur teilweise zutrifft (vgl. *ibid.*: 138). Letzteren weist er bei der Fortsetzung der ursprünglichen Akkumulation eine bedeutsame Rolle zu. Da ich dem Phänomen der Wanderarbeiter während meiner Feldforschung ebenfalls begegnete, schenke ich diesem Punkt besondere Beachtung und versuche, ihn in Bezugnahme auf Meillassoux einer Erklärung zuzuführen. Aus eigener Felderfahrung kann ich in diesem Zusammenhang eine weitere Feststellung leider als noch immer der Wahrheit entsprechend bestätigen, nämlich „dass der Rassismus oder der Fremdenhass oder jede andere diskriminierende Ideologie für das Funktionieren des doppelten Arbeitsmarkts unerlässlich sind“ (Wolpe 1972 zit. nach Meillassoux 1983 [1975]: 139). Darauf werde ich im Kapitel über die moderne Plantagenökonomie des Zuckers noch zu sprechen kommen.

## **1.6. Wallerstein und die Weltsystemtheorie**

Die Weltsystemtheorie von Immanuel Wallerstein wird in dieser Arbeit mehrmals zur Erklärung herangezogen. Die geistigen Ursprünge der Theorie sind in den Werken von Fernand Braudel (1949; 1958) und Vertretern der Dependenztheorie, wie etwa Andre Gunder Frank (1968) zu suchen. Wallerstein analysiert die Entstehung eines Systems der europäischen Weltwirtschaft im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts und erklärt so unter anderem die Expansionsbestrebungen der Kolonialmächte. Unter Berücksichtigung der Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise zeichnet er so den Prozess der Etablierung eines Weltsystems nach, welches in Zentren und Peripherien gegliedert ist.

Wallersteins These lautet, dass sich Zentren wie auch Peripherien durch spezifische Formen der Arbeitsorganisation auszeichnen, welche aus ihrer Positionierung im Weltsystem resultieren. Er weist darauf hin, dass die Staaten des Zentrums über eine starke zentrale Herrschaftsgewalt verfügen müssen, während in den Peripherien „schwache“ Staaten benötigt werden (vgl. Wallerstein 1986: 47). Der erste Band seines Werkes beschreibt unter anderem die Einbindung Brasiliens in die europäische Weltwirtschaft, wobei dem Zuckerrohr eine bedeutende Rolle zukommt. Durch die Produktion von Zucker für die europäischen Märkte nahm Brasilien die Stellung einer Peripherie ein: dies erforderte eine entsprechende Ausgestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen. Wallerstein (ibid.: 450) charakterisiert die Merkmale einer peripheren Stellung im System der kapitalistischen Weltwirtschaft wie folgt:

*„Peripherie einer Weltwirtschaft ist derjenige ihrer geographischen Sektoren, in dem vor allen wenig angesehene Waren produziert werden, (d.h. Waren, deren Herstellung weniger gut entlohnt wird), der aber doch ein integraler Bestandteil des Gesamtsystems der Arbeitsteilung ist, weil diese Güter hauptsächlich für den täglichen Gebrauch bestimmt sind“.*

Zucker erfüllte beide Kriterien: er wurde von Sklaven produziert und wandelte sich in wenigen Jahrhunderten von einem Luxusgegenstand zu einem täglichen Gebrauchsgut (siehe hierzu Mintz (1985)). Die vorliegende Arbeit fragt daher nach den Anforderungen, welche der Zucker aufgrund seiner spezifischen Produktionsweise an die Anbauregion stellt, indem die Art und Weise der Strukturierung der brasilianischen Verhältnisse durch die koloniale Plantagenökonomie des Zuckerrohrs untersucht wird. Unter Berücksichtigung der Argumente der Weltsystemtheorie wird dargestellt, welche Merkmale die Orte der Peripherie aufweisen, wodurch ihre besondere Stellung im Weltsystem ausgedrückt wird und wie sich ihre Beziehung zu den Zentren konkret auswirkt. Diese Fragen waren nicht nur für Wallerstein von Interesse, sondern sind in den Arbeiten von Anthropologen neomarxistischer Strömungen ebenso zu finden wie in jenen von Vertretern der Entwicklungstheorien, mit denen ich mich im Folgenden befassen werde.

### **1.7. Der historisch-strukturelle Ansatz**

Beginnend mit den 1960er Jahren wurden in Lateinamerika verschiedene theoretische Ansätze verfolgt, um die Ursachen der Unterentwicklung des Kontinents zu erklären. In Abgrenzung zur damals noch vorherrschenden Modernisierungstheorie kam es zu einer Betonung von Strukturen der Ungleichheit im globalen Kontext unter Berücksichtigung der kolonialen Vergangenheit. In ihren Grundaussagen ähneln sich die Theorien stark und können als historisch-struktureller Ansatz zusammengefasst werden, wenngleich sie unter dem Begriff „Cepalismus“ bekannter sind. Als wichtige Vertreter sind Andre Gunder Frank (1968) und Celso Furtado (1975 [1970]) zu nennen. Ebenso gehört die von Fernando Henrique Cardoso und Enzo Faletto (1984) entwickelte Dependenztheorie zu dieser Strömung, welche mit der Etablierung des Zentrum-Peripherie-Modells auch Wallersteins Weltsystemtheorie maßgeblich beeinflusste. Auch Elmar Altvater (1987) geht in eine ähnliche Richtung und ich möchte vor allem seine Thesen stellvertretend für den historisch-strukturellen Ansatz in diese Arbeit einfließen lassen.

Für die Behandlung des historisch-strukturellen Ansatzes in der vorliegenden Arbeit spricht, dass sie in Lateinamerika entwickelt wurde, um auf diese Region unter Berücksichtigung ihrer Besonderheiten angewendet zu werden. Daher haben viele dieser Werke auch einen besonderen Bezug zu Brasilien: Celso Furtados Standardwerk über die wirtschaftliche Entwicklung Brasiliens bildet eine der tragenden Säulen meiner geschichtlichen Ausführungen; in acht Jahren als Präsident wurde der Begründer der Dependenztheorie Fernando Henrique Cardoso zum Inbegriff des Neoliberalismus. Elmar Altvater versuchte am Fall Brasilien zu zeigen, in welcher Verbindung die Geschehnisse des Weltmarkts mit den Realitäten vor Ort stehen. Genau diese Verbindungen werden auch in dieser Arbeit behandelt, etwa anhand des Einflusses der weltweiten Nachfrage nach Agrartreibstoffen auf die lokalen Umstände in der Landwirtschaft an den Orten der Produktion. Die Wechselwirkungen des Globalen mit dem Lokalen aufzuzeigen ist mir ein wichtiges Anliegen, womit ich Altvaters (1987: 87) Vorschlag zur Prämisse dieser Arbeit erhebe: *„Es bleibt noch zu klären, durch welche Wirkungsmechanismen sich Weltmarktendenzen in nationale und regionale Realitäten transponieren; in anderen Worten: wie exogene Faktoren endogenisiert werden [...]“*.

## **2. Ansätze zur Analyse von Machtstrukturen**

Der Einstieg in die Themenbereiche Struktur und Macht geschieht anhand der von Andreas Novy (2001) in Bezug auf Brasilien formulierten Theorie von Macht-Raum und Raum-Macht, da diese zwischen den eben diskutierten ökonomischen Theorien und den Ansätzen zur Analyse von Struktur und Macht, welche ich in weiterer Folge bespreche, verortet werden kann. Von Interesse sind weiters die Ideen Michel Foucaults (1977; 1980) zur Machtausübung im Panopticum, Pierre Bourdieus (1979; 1991) Konzepte von Habitus und symbolischer Macht, sowie Fernand Braudels (1949; 1958) Geschichte der *„langen Dauer“*. Auch auf einige Aspekte von Anthony Giddens' (1983) Strukturierungstheorie komme ich noch zurück.

### **2.1. Novy: Macht-Raum und Raum-Macht**

In seiner Analyse der brasilianischen Entwicklung baut Andreas Novy (vgl. 2001: 17) auf der Weltsystemtheorie und den Argumenten des historisch-strukturellen Ansatzes auf. Er weist insbesondere auf die Nützlichkeit der Begriffe Macht-Raum und Raum-Macht hin, wenn es darum geht, Fragen der Macht räumlich zu denken (vgl. *ibid.*: 19). Mit Thomas Hobbes und Michel Foucault bezieht sich Novy (*ibid.*: 20) dabei auf zwei grundlegend verschiedene Ansätze der Machttheorie: bei Hobbes übt ein Souverän Macht direkt auf seine Untertanen aus (Macht-Raum), während Foucault davon ausgeht, dass die normative Kraft der Struktur das Alltagsleben zu beherrschen in der Lage ist (Raum-Macht). Das Territorium eines Staates bezeichnet er im Hobbes'schen Sinn als Behälterraum, welcher sich mit den als Netzwerk verstandenen Strukturen der Raum-Macht verbindet (vgl. *ibid.*: 29). So unternimmt er den Versuch, den Widerspruch aufzuheben und beide Konzepte dialektisch zu verbinden. Wichtig ist, dass ein Macht-Raum einer Zentralgewalt bedarf, um die Einhaltung der geltenden Regeln zu gewährleisten, wohingegen eine Raum-Macht auch ohne das Vorhandensein einer Zentralgewalt funktioniert, da in ihr die Struktur selbst herrscht:

„Deshalb ist die Frage, wer die Macht ausübt, irrelevant. Die Macht wohnt der Struktur inne, und es ist diese Struktur, die Wirklichkeiten produziert“ (ibid.: 23). Im Rahmen meiner Arbeit kommt der Plantagenökonomie des Zuckerrohrs die Stellung einer Raum-Macht zu, welche als Kraft der Normalisierung gesellschaftlicher Zustände wirkt (vgl. ibid.: 25).

Hier greift Novy auf Foucaults Idee des Panopticum zurück, welche ich weiter unten diskutiere. Aber vor allem seine historische Betrachtungsweise der Strukturen lässt eine Anlehnung an Fernand Braudels (1958) Konzept der „*longue durée*“ erkennen. Denn so meint Novy (ibid.: 32) etwa: „*In einer Analyse, die Raum, Zeit und Soziales als Einheit denkt, sind soziale Felder gleichzeitig auch historisch-geographische Felder, denn die gegenwärtig wahrnehmbare Oberfläche sozialer Felder baut auf sich überlagernden Schichten auf, die in langdauernden Prozessen entstanden sind*“. Das entspricht Braudels Geschichte der langen Dauer, welche, wie die Wiener Kultur- und Sozialanthropologin Marie-France Chevron (2008: 21) betont, als „*Geschichte der Strukturen*“ betrachtet werden kann, wobei sie davon ausgeht, dass „*die Strukturen im Braudelschen Sinn [...] hauptsächlich durch die zeitliche Kategorie der Dauer gekennzeichnet [sind]*“.

Für die vorliegende Arbeit ist diese Feststellung von besonderem Interesse und ich versuche daher, im historischen Teil die Kontinuitäten zwischen Vergangenheit und Gegenwart darzustellen. Braudel (1997 [1986]: 16) beschreibt diesen Prozess in einer zu dieser Arbeit passenden Analogie: „*Eine sehr alte und immer noch lebendige, eine jahrhundertealte Vergangenheit mündet in die Gegenwart ein, wie der Amazonas seine trüben Wasser in den Atlantik ergießt*“.

In ähnlicher Weise argumentiert auch der britische Soziologe Anthony Giddens (vgl. 1983: 26), der Systeme als Beziehungsgeflechte ansieht, welche aus sich über Raum und Zeit hinweg reproduzierenden sozialen Handlungen und Gepflogenheiten bestehen. Institutionen nennt er Handlungen, welche sich über lange Zeit erstrecken oder einen großen Raum ausfüllen (vgl. ibid.: 28). Strukturen bestehen aus diesen Handlungen und sind gleichzeitig deren Ergebnis – hier spricht Giddens (ibid.: 27) von einer „*Dualität der Struktur*“.

Novy (2001: 39) bezieht sich in diesem Punkt auf Giddens und bezeichnet Institutionen als „*verfestigte, routinisierte Handlungsmuster*“. Da sich Novy ebenfalls mit der Geschichte der brasilianischen Struktur befasste, werde ich seinen historischen Ausführungen folgen, wo es mir nützlich erscheint, vor allem weil er sich selbst dabei wiederum an den brasilianischen Wirtschaftshistoriker Celso Furtado anlehnt (vgl. ibid.: 71). Des weiteren trägt seine Formulierung von Foucaults Machttheorie in Bezug auf Brasilien erheblich zur Anwendbarkeit dieses Konzepts auf den konkreten Fall bei.

## 2.2. Foucault: Machtausübung im Panopticum

Eine Analyse von Macht und Struktur kommt freilich nur schwer ohne Michel Foucault aus. Er wird heute in diesem Zusammenhang vielfach zitiert (siehe z.B. Novy, der auf Foucault zurückgreift, um das Wirken von Raum-Macht begreiflich zu machen). Insbesondere Foucaults (1977; 1980) Interpretation des Bentham'schen Panopticum als Ordnungsprinzip der gesellschaftlichen Disziplinierung ist für die vorliegende Arbeit interessant und soll daher kurz dargestellt werden.

Foucault (vgl. 1980: 146) beschäftigte sich mit der Architektur von Krankenhäusern und stellte sich dabei die Frage, wie maximale Kontrolle zu möglichst geringen Kosten erreicht werden kann. So gelangte er zum berühmten Konzept des britischen Utilitaristen Jeremy Bentham, dem Panopticum, einem „alles sehenden“ Gefängnis. Dieses zeichnet sich durch seine konkrete architektonische Anordnung aus: ein ringförmiges Gebäude enthält symmetrisch angeordnete Zellen, welche jeweils von der Innenseite zur Außenseite des Rings reichen und von diesen Seiten durch Fenster eingesehen werden können. In der Mitte befindet sich ein Aufsichtsturm, von dem aus alle Zellen überwacht werden können. Das Bewusstsein der Insassen, unter ständiger Aufsicht zu stehen, führt zu einer automatischen Anpassung an die Regeln, zu einer Selbstdisziplinierung. Der Aufsichtsturm stellt also durch seine bloße Existenz die Verinnerlichung der Regeln sicher (vgl. *ibid.*: 154). Im Grunde ist es unerheblich, wer die Position des Aufsehers einnimmt, da die Architektur selbst funktional ist, indem sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung beiträgt. Bentham kehrt so das Prinzip der Überwachung um und revolutioniert damit die Idee des Gefängnisses (*ibid.*: 147).

Foucaults Verdienst besteht hier sicherlich darin, die Idee des Panopticum vom konkreten Anwendungsbeispiel des Gefängnisses zu abstrahieren und zu zeigen, dass die Macht der Struktur innewohnt und die Frage, wer Macht ausübt daher von geringer Bedeutung ist (vgl. Novy 2001: 23). Von den Individuen im Panopticum wird bedingungslose Anpassung an ihre Umwelt verlangt und die Einhaltung etablierter Regeln gefordert. So beschränkt eine historisch gewachsene Struktur die Handlungsspielräume der Menschen, oder genauer gesagt: der Einzelne richtet seine Handlungen in einer Art von vorausweisendem Gehorsam an der Norm aus, wie sie durch die spezifische historisch-strukturelle Entwicklung vorgegeben ist. Diese Vorannahme findet sich auch in meiner Fragestellung wieder, welche im Sinne Foucaults nach den *„individuellen Handlungsspielräumen innerhalb einer mächtigen Struktur“* (*ibid.*: 22) fragt.

Im Rahmen meiner Analyse sollen diese Vorstellungen Foucaults zur Erklärung der Aufrechterhaltung der Struktur der Plantagenökonomie dienen, wenn ich die strukturelle Macht der brasilianischen Agraroligarchie darstelle, um zu zeigen, wie die Möglichkeiten von kleinen Landbesitzern dadurch beschränkt werden. In Brasilien wurde ein bestimmter Typus der Landwirtschaft etabliert und seine Regeln verinnerlicht, so dass es bis heute wenig Möglichkeiten gibt, von diesem Modell abzuweichen. Die ursprüngliche Struktur bringt nicht nur bis in die Gegenwart die Lebenswelten der ländlichen Bevölkerung hervor, sondern leitet diese auch zu Handlungen an, welche wiederum zur Aufrechterhaltung der Struktur beitragen. Zur Klärung dieser Fragen werde ich noch auf einige Theorien von Pierre Bourdieu eingehen.

### 2.3. Bourdieu: Habitus und symbolische Macht

Eine Befassung mit Strukturen muss unbedingt auch die Frage nach deren Reproduktion stellen, also den Mechanismus zur Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung untersuchen. Welchem Wandel sind Strukturen ausgesetzt und wie beeinflussen Strukturen die Handlungen von Individuen bzw. wie wirken sich diese Handlungen auf die Strukturen aus? Diesen Wechselwirkungen ging Pierre Bourdieu (1979: 147) auf den Grund und er formulierte sie in seinem Ansatz der praxeologischen Erkenntnisweise. Ihr Gegenstand ist

*„[...] nicht allein das von der objektivistischen Erkenntnisweise entworfene System der objektiven Relationen, sondern des weiteren die dialektischen Beziehungen zwischen diesen objektiven Strukturen und den strukturierten Dispositionen, die diese zu aktualisieren und zu reproduzieren trachten; [...] mit anderen Worten der doppelte Prozess der Interiorisierung der Exteriorität und der Exteriorisierung der Interiorität“.*

Die dialektische Beziehung zwischen Außenwelt und Innenleben drückt Bourdieu in seinem Konzept des Habitus aus. Unterschiedliche Ausprägungen der Handlungsspielräume innerhalb einer Struktur differenzieren demnach einzelne Gruppen und Individuen auf kulturelle, wirtschaftliche und soziale Weise. Da ich bei dieser Arbeit ein besonderes Augenmerk auf wirtschaftliche Lebensumstände lege, interessiert mich die Frage nach der historischen Strukturierung der brasilianischen Gesellschaft in dieser Hinsicht am meisten, weshalb ich eine entsprechende Klassifizierung in erster Linie anhand der Verfügung über die Mittel der Produktion vornehmen werde. Dies geschieht vor allem im historischen Teil dieser Arbeit. Im empirischen Teil werde ich unter anderem dem zweiten Teil des obigen Zitats nachgehen und mich mit der Verinnerlichung der äußeren Lebensumstände durch die Subjekte beschäftigen: wie reagieren Individuen und Gruppen auf die Situation in der sie sich befinden? Aus dieser Perspektive möchte ich später die Handlungsstrategien von Kleinbauern und Landlosen beleuchten.

Aber gerade Bourdieus theoretische Ausführungen zum Habituskonzept machen besonders gut verständlich, warum dieses Konzept für die Untersuchung der Reproduktion von Machtstrukturen nützlich ist. Bourdieu (ibid.: 164) unterscheidet hier zwei Funktionen des Habitus: einerseits als Werk (*opus operatum*) und andererseits als Handlungsweise (*modus operandi*). Dazu liefert er folgende Definition:

*„Die für einen spezifischen Typus von Umgebung konstitutiven Strukturen (etwa die eine Klasse charakterisierenden materiellen Existenzbedingungen), die empirisch unter der Form von mit einer sozial strukturierten Umgebung verbundenen Regelmäßigkeiten gefasst werden können, erzeugen Habitusformen, d. h. Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv „geregelt“ und „regelmäßig“ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein; [...]“ (ibid.: 164f.).*

Zunächst soll dies als Hinweis zum besseren Verständnis der Bedingungen der Reproduktion von Strukturen dienen. Darüber hinaus deutet Bourdieu hier an, wie diese scheinbar unsichtbare Koordination geschieht, welche die Aufrechterhaltung der Ordnung sicherstellen kann. Ob und wie dies gelingt, hängt sicherlich von den konkreten Umständen ab, d.h. wie die Lebensbedingungen im konkreten Fall bestimmt sind und wie sich das „generative Erzeugungsprinzip“ (ibid.: 165) ausprägt. Die Klärung dessen erfolgt anhand der

spezifischen Situation Brasiliens, es sei an dieser Stelle jedoch vorweggenommen, dass es sich bei der besagten Struktur um die Plantagenökonomie – die *fazenda* – handelt. Diese erzeugt im ländlichen Brasilien nicht nur die Lebenswelten der Bevölkerung, sondern leitet sie auch zu bestimmten Handlungen an.

In diesem Kontext möchte ich noch auf ein weiteres Konzept von Bourdieu eingehen, nämlich jenes der symbolischen Macht. Ähnlich wie beim Habitus, der ein „*Werk ohne Dirigenten*“ (ibid.: 165) zu erschaffen imstande ist, funktioniert auch die symbolische Macht laut Bourdieu (1991: 170) auf geradezu magische Art und Weise: „*Symbolic power [...], enables one to obtain the equivalent of what is obtained through force (whether physical or economic) [...]*“.

Wie Godelier (1987 [1982]) und Foucault (1977; 1980) nimmt auch Bourdieu prinzipiell die Zustimmung der Beherrschten als Voraussetzung für die Ausübung von Macht an und weist darauf hin, dass symbolische Formen von Herrschaft und Beherrschung für die Betroffenen unsichtbar sind: „*For symbolic power is that invisible power which can be exercised only with the complicity of those who do not want to know that they are subject to it or even that they themselves exercise it*“ (Bourdieu 1991: 164). Die Betonung einer indirekten Ausübung von Herrschaft entspricht meines Erachtens in etwa Foucaults Idee der Machtausübung im Panopticum. Auch in der marxistischen Tradition wird die Produktion von Symbolen als Instrument der Dominanz durch die herrschenden Klassen verstanden, welche aufgrund der Kontrolle der Kommunikationsmittel ihre Partikularinteressen als gesamtgesellschaftliche Interessen ausgeben (vgl. ibid.: 166f.).

Darauf werde ich im Rahmen der Darstellung des Diskurses über die Agrarreform in Brasilien noch zurückkommen. Die Behandlung des Themas in der Öffentlichkeit wird Gegenstand der Untersuchung sein, wobei gezeigt werden soll, wie sich der Interessengegensatz zwischen zwei Modellen der landwirtschaftlichen Entwicklung artikuliert. In diesem Sinne schließe ich mit einem weiteren Hinweis Bourdieus (ibid.: 168), auf welche Weise symbolische Macht in einen solchen Diskurs einwirken kann: „*Dominant class fractions, whose power rests on economic capital, aim to impose the legitimacy of their domination either through their own symbolic production, or through the intermediary of conservative ideologues [...]*“. Einige Beispiele der symbolischen Produktion der brasilianischen Agraroligarchie präsentiere ich im entsprechenden Kapitel am Ende dieser Arbeit, um so die Theorien Bourdieus zu veranschaulichen.

Im nun folgenden historischen Teil dieser Arbeit beleuchte ich im Sinne der vorangegangenen theoretischen Ausführungen die Geschichte der für die Gegenwart Brasiliens maßgeblichen Struktur: der Plantagenökonomie des Zuckerrohrs.

### III. Historischer Teil

#### 1. Vorgeschichte

Im historischen Teil werden zu Beginn die wichtigsten Ereignisse auf dem langen Weg hin zur Entdeckung und Kolonisierung Brasiliens dargestellt. Zuerst verfolge ich den Weg des Zuckerrohrs von Südostasien über den Mittelmeerraum auf die Iberische Halbinsel und weiter auf die Inseln des Atlantiks. Parallel dazu rekonstruiere ich in Grundzügen den Prozess der portugiesischen Expansion im Kontext der Entstehung und Ausweitung der europäischen Weltwirtschaft. So möchte ich zeigen, wie die Struktur der Plantagenökonomie des Zuckerrohrs als Folge verschiedener Entwicklungen außerhalb der Neuen Welt entstand und erst im weiteren Verlauf der Geschichte nach Brasilien gelangte.

##### 1.1. Die Geschichte des Zuckerrohrs im Mittelmeerraum

Die Geschichte des Zuckerrohrs beginnt vor ungefähr 10.000 Jahren, als es erstmals von Neuguinea – dem „*Lokus der Domestizierung*“ (Mintz 1985: 19) – aus verbreitet wurde. Es sollte weitere 2.000 Jahre dauern bis diese Kulturpflanze nach Indien, auf die Philippinen und nach Indonesien gelangte (vgl. *ibid.*: 19). In Indien, wo das Zuckerrohr zum ersten Mal weiterverarbeitet, d.h. zu Zucker raffiniert worden war (vgl. *ibid.*: xix), wurde es vor allem in der Region Belutschistan westlich des Indus-Deltas angebaut, wo es dann von den Persern übernommen wurde (vgl. *ibid.*: 23). Diese kultivierten das Zuckerrohr in Mesopotamien, genauer in der Region Chuzestan am nordöstlichen Ufer des Persischen Golfs (vgl. Philipps Jr. 2004: 28). Zwischen dem vierten und dem achten Jahrhundert waren Belutschistan und Chuzestan die beiden Hochburgen der Zuckerproduktion (vgl. Mintz 1985: 23). Als die Araber im Zuge der Islamischen Expansion Chuzestan im siebten Jahrhundert eroberten, fiel auch das Zuckerrohr in ihre Hände (vgl. Philipps Jr. 2004: 28). Die Araber machten sich dann im Laufe der nächsten Jahrhunderte daran, die Techniken des Zuckerrohranbaus und der Zuckerproduktion nicht nur weiterzuentwickeln oder gar zu perfektionieren, sondern sie viel mehr in der ganzen damals unter ihrem Einfluss stehenden Welt zu verbreiten: „*And wherever they went, the Arabs brought with them sugar, the product and the technology of its production; sugar, we are told, followed the Koran*“ (Mintz 1985: 25).

Das Zuckerrohr folgte den Arabern auf ihrem Weg entlang der Ströme Euphrat und Tigris flussaufwärts; über Bagdad kam es nach Ägypten und in den Mittelmeerraum (vgl. Philipps Jr. 2004: 29). Der Koran verbreitete sich rasch und in Folge dessen blühte das Zuckerrohr ab dem achten und neunten Jahrhundert auf den Mittelmeerinseln Sizilien, Zypern, Malta und Rhodos sowie an den Küsten Marokkos und etwas später sogar Südspaniens (vgl. Mintz 1985: 23f.). Der US-amerikanische Historiker William D. Philipps Jr. (2004: 28). nennt diesen Weg „*the Muslim path of sugar's spread*“ – in Abgrenzung zum „*Christian path*“ (*ibid.*: 28), zu dem wir gleich kommen werden. Zu dieser Zeit tauchte das bis dahin unbekannte exotische Produkt Zucker erstmals am Wahrnehmungshorizont Europas auf, als es gegen Ende des zehnten Jahrhunderts aus Ägypten

über Venedig nach Nordwesteuropa importiert wurde (vgl. Philipps Jr. 2004: 31; Mintz 1985: 23f.).

Der erste wirkliche Kontakt mit den Zuckerrohrplantagen und der aufwändigen Herstellungstechnik des Zuckers, den Europäer in großer Zahl erleben sollten, fand während der Kreuzzüge statt (vgl. Curtin 1990: 4; Mintz 1985: 28). In den von den Christen eroberten Gebieten wurde Zuckerrohr angebaut und Zucker produziert. Somit war Europa spätestens ab dem Ende des elften Jahrhunderts Teil des Zuckerkomplexes (vgl. Curtin 1990: 3). Die Kreuzzüge fachten nicht nur den bis dahin spärlichen europäischen Zuckerkonsum an, sondern hatten auch zur Konsequenz, dass aus den bisherigen Konsumenten nun Produzenten wurden (vgl. Philipps Jr. 2004: 32). Bereits im zwölften Jahrhundert hatte sich der Zuckerrohranbau auf der iberischen Halbinsel ausgebreitet, wo die bereits vorhandenen Olivenpressen an das Zuckerrohr adaptiert wurden (vgl. *ibid.*: 30). Die Christen kontrollierten Plantagen im Königreich Jerusalem; die Ritter des Malteserordens bauten bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts Zucker in Akkon an und venezianische Händler arbeiteten fieberhaft am Aufbau von Zuckerindustrien in Tyros, sowie auf Kreta, Zypern und Sizilien (vgl. Mintz 1985: 28; Fogel/Engerman 1974: 17).

Der „*christliche Pfad*“ (vgl. Philipps Jr. 2004: 28) des Zuckers führte also von den Kreuzfahrerstaaten des östlichen Mittelmeerraums über Zypern und Sizilien nach Spanien, wo er sich mit dem „*islamischen Pfad*“ traf (vgl. *ibid.*: 28). Von großer Bedeutung waren die spanischen und portugiesischen Zuckerindustrien zu dieser Zeit nicht; aber wie wir noch sehen werden, sollte ihnen eine andere Rolle in der Geschichte des Zuckers zuteil werden. In einer der nördlichsten Regionen gelegen, in denen Zuckerrohr jemals kommerziell angebaut wurde, konnte die iberische Produktion nicht mit anderen Industrien mithalten, da ihr die beiden wichtigsten Voraussetzungen für optimales Gedeihen des tropischen Gewächses fehlten: ganzjährig warmes Klima und viel Regen (vgl. *ibid.*: 27). Der wachsende europäische Markt wurde damals von den traditionellen Produzenten auf den Mittelmeerinseln bedient (vgl. Mintz 1985: 24), wobei vor allem Zypern vom 13. bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts zum Hauptlieferanten des in Europa konsumierten Zuckers avancierte (vgl. Curtin 1990: 5).

Werfen wir nun einen Blick auf die Produktionsweise des Zuckers, wie sie sich uns im Mittelmeerraum darstellte. Dieses Produkt zeichnet sich nämlich durch zwei bemerkenswerte Eigenschaften aus, welche eine spezifische Art und Weise der Organisation von Produktionsfaktoren verlangen. Zuckerrohr muss geerntet werden, sobald es reif ist, da es sonst wässrig wird und der Saccharose-Gehalt rasch abnimmt. Aus den gleichen Gründen muss es sofort nach der Ernte weiterverarbeitet werden, indem man den Saft aus der Pflanze presst (vgl. Mintz 1985: 21). Die Zuckerproduktion war zu dieser Zeit ein technologisch aufwändiges sowie kapitalintensives Unterfangen (vgl. *ibid.*: 26). Sie gestaltete sich über den Zeitraum von mehreren Jahrhunderten gleich und zeigte auch keine nennenswerten regionalen Variationen: das Herzstück dieses Unternehmens war stets eine entweder auf Basis von Wasserkraft oder von Zugtieren betriebene Mühle (*engenho*) (vgl. Philipps Jr. 2004: 30). Die größte Herausforderung war es dabei, den aufgrund der arbeitsintensiven Natur des Zuckerrohrs enormen Bedarf an Arbeitskräften zu decken und zu steuern (vgl.

Mintz 1985: 26). Wie wurde diese Herausforderung bewältigt? Es ist wahr, dass die Araber die Institution der Sklaverei bereits kannten und seit ihrer Expansion in den Mittelmeerraum eine immer größere Rolle im transsaharischen Sklavenhandel spielten (vgl. Klein 2004: 202). Dennoch war Sklavenarbeit nie die ökonomische Basis ihrer Zuckerindustrie, wenngleich vermutet werden kann, dass der Einsatz von Sklaven auf den arabischen Plantagen so alt ist wie diese Plantagen selbst. Eine Revolte von tausenden Sklaven – mutmaßlich auf Zuckerrohrplantagen – im Euphrat-Tigris-Delta zu Mitte des neunten Jahrhunderts stellt diese Möglichkeit zumindest in den Raum (vgl. Mintz 1985: 27). Obwohl die Zahl der zwischen den Jahren 800 und 1600 verschleppten Sklaven in die Millionen geht, war der Sklavenhandel nicht mehr als eine wirtschaftliche Randerscheinung (vgl. Klein 2004: 202). Auf den Zuckerrohrplantagen fand man zwar viele Sklaven (vgl. Curtin 1990: 17), aber sie stellten wohl weder die überwiegende Arbeitskraft dar, noch waren sie mehrheitlich afrikanischen, sondern europäischen Ursprungs (vgl. Fogel/Engerman 1974: 17). Sklaven für den Mittelmeerraum wurden vor allem an den Häfen des Schwarzen Meeres angeboten und stammten aus dieser Region (vgl. Curtin 1990: 11). Erst nachdem sich die Europäer im Laufe der Kreuzzüge die arabischen Zuckerrohrplantagen des östlichen Mittelmeerraums angeeignet hatten, wurde die Sklaverei ein zunehmend wichtiger Bestandteil der Plantagenökonomie (vgl. Mintz 1985: 27). Ausschlaggebend für diese folgenschwere Entwicklung war laut dem Historiker J. H. Galloway (1977) der Bevölkerungsrückgang Europas in Folge der Pest. Dieser setzte die Zuckerindustrien auf Zypern und Kreta unter Druck, wobei der Arbeitskräftemangel mit vermehrter Nutzung von Sklavenarbeitern kompensiert wurde: *„The link between sugar cultivation and slavery which was to last until the nineteenth century became firmly forged in Crete, Cyprus, and Morocco“* (Galloway 1977: 190ff. zit. nach Mintz 1985: 29).

Sklavenarbeit in der Landwirtschaft war zuletzt in der römischen Antike üblich gewesen; ihre Wiedereinführung auf den Mittelmeerinseln ist tatsächlich der Zuckerwirtschaft zuzuschreiben (vgl. Curtin 1990: 9). So konnte zwar der Mangel an Arbeitskraft beseitigt werden, der wachsenden europäischen Nachfrage jedoch waren die begrenzten Flächen der Inseln nicht gewachsen, worauf die Zuckerindustrie in einem ersten Schritt auf die Iberische Halbinsel expandierte (vgl. Fogel/Engerman 1974: 17). Die Bedeutung des Zuckers nicht nur hinsichtlich der Verbreitung der Sklaverei, sondern auch der Herausbildung der europäischen Weltwirtschaft beschreibt Immanuel Wallerstein (1986: 51): *„Auch Zucker war ein wichtiger Beweggrund für die Expansion auf die Inseln, und wegen seiner spezifischen Produktionsweise kam mit dem Zucker die Sklaverei. Sie begann im östlichen Mittelmeerraum im 12. Jahrhundert und verbreitete sich dann nach Westen.“* Auf der Iberischen Halbinsel wurde jedoch der Großteil der Arbeit noch von Saisonarbeitern erbracht, die einen Vertrag mit dem Besitzer der Zuckerrohrmühle eingingen (vgl. Philipps Jr. 2004: 35). Dies beschreibt der Historiker William D. Philipps Jr. (ibid.: 28) folgendermaßen: *„In short, Iberia was home to societies with slaves, not slave societies.“*

## 1.2. Die portugiesische Expansion

Die Ereignisse auf der Iberischen Halbinsel vom 13. bis zum 15. Jahrhundert sind für den weiteren Lauf der Geschichte von größter Bedeutung und es ist daher unerlässlich, sie einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Es ist dies zuerst die Rückeroberung des bis dahin unter islamischer Herrschaft stehenden südlichen Teils der Halbinsel, die *Reconquista*. Sie machte die Iberer nicht nur mit den Techniken des Zuckerrohranbaus und der Zuckerproduktion vertraut (vgl. Freyre 2006 [1933]: 289), sondern auch mit dessen Verwendung als Medizin, Konservierungsmittel und Süßstoff. Die Portugiesen gewöhnten sich im jahrhundertelangen Kontakt mit den Mauren an die Institution der Sklaverei: der fortschreitende Siegeszug des Christentums brachte ihnen viele maurische Kriegsgefangene ein, die zur Sklavenarbeit gezwungen wurden (vgl. *ibid.*: 285). Die langanhaltende Bedeutung dieser Entwicklung wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass im Portugiesischen die Begriffe „*traballar como mouro*“ und „*mourear*“ (arbeiten wie ein Maure) noch heute als Synonyme für „Arbeit“ bzw. „arbeiten“ gebräuchlich sind (vgl. *ibid.*: 289).

So meinte der brasilianische Soziologe Gilberto Freyre (*ibid.*: 285): „*Dieser Einfluss prädestinierte ihn [den Portugiesen] wie niemanden sonst für eine auf Sklaverei basierende agrarische Kolonisierung des tropischen Amerikas*“. Diese Entwicklung ergab sich jedoch nicht nur aus dem intimen Kontakt der Portugiesen mit den Mauren und der Sklaverei im Zuge der *Reconquista*, sondern als Folge von mindestens sieben weiteren Faktoren: die Entwicklung eines semifeudalen Systems der agrarischen Kolonisierung (vgl. *ibid.*: 284), die frühe Herausbildung eines städtischen Handelsbürgertums (vgl. Bernecker et al. 2000: 10), die starke Zentralisierung der Herrschaftsgewalt, ein „arbeitslos“ gewordener niedriger Adel (vgl. Hofbauer 1986: 15), die Entwicklung einer königlichen Marine (vgl. Bernecker et al. 2000: 11), die Macht kirchlicher Orden sowie schließlich die Aneignung jener „Tropentauglichkeit“, die Freyre (vgl. 2006 [1933]: 65) den Portugiesen attestierte. Mit diesen Faktoren wollen wir uns im Folgenden kurz beschäftigen, da ihr Zusammenwirken den weiteren Lauf der Geschichte maßgeblich prägte.

Beginnen wir mit der Kolonisierung der im Zuge der *Reconquista* zurückeroberten Gebiete. Den größten Nutzen aus den Kriegen gegen die Ungläubigen sollte naturgemäß die Kirche ziehen, welche sich mithilfe ihrer militärischen Orden große Gebiete einverleibte und so zum Besitzer riesiger Latifundien wurde (vgl. *ibid.*: 284). Bewirtschaftet wurden diese Ländereien vorzugsweise von versklavten islamischen Kriegsgefangenen (vgl. *ibid.*: 288); eine Praxis, mit denen die Portugiesen in der Zwischenzeit nicht nur vertraut waren, sondern die bereits seit dem Beginn der *Reconquista* gesetzlich wie religiös vollkommen legitimiert war (vgl. Almeida 1922-25, vol. 3: 213-231; Heleno 1933 zit. nach da Costa 1985: 46). Diese von Großgrundbesitz und Sklavenarbeit geprägte Art der Kolonisierung sollte dann später in Brasilien wieder zur Anwendung kommen (vgl. Freyre 2006 [1933]: 288). Es sei mir ein Vorgriff auf den weiteren Lauf der Geschichte erlaubt, um auf eine Parallele hinzuweisen, die sich aus einer auf diesen Elementen basierenden Wirtschaftsweise ergibt: nämlich das Problem der permanenten Vernachlässigung der Subsistenzproduktion, welche in Portugal wie später in Brasilien stets zu Mangelernährung und Nahrungsmittelkrisen führte.

Zusammen mit mehreren Faktoren, wie dem allgemeinen Bevölkerungsrückgang infolge der Pest, der zu einem Lohnanstieg in den Städten führte, welche wiederum eine starke Abwanderung der Landbevölkerung zur Folge hatte, sowie der generellen Geringschätzung von landwirtschaftlicher Betätigung vor dem Hintergrund dominanter maritimer Handelsaktivitäten sollte dieses System zu durch Nahrungsmittelknappheit ausgelösten sozialen Krisen führen (vgl. *ibid.*: 290f.). Es mussten also Maßnahmen getroffen werden, um den schlimmsten Auswüchsen der Latifundienwirtschaft zu begegnen und die Landflucht einzudämmen. Das 1375 verabschiedete „*Lei das Sesmarias*“ – ein System königlicher Lehen – sollte die Lösung für diese Probleme darstellen (vgl. *ibid.*: 291). Brachland konnte erworben werden, um im Interesse der Krone Nahrungsmittel zu produzieren. Darüber hinaus wurden Grundbesitzer zur Bestellung ihres Landes unter Androhung der Enteignung verpflichtet. Dem Gesetz war jedoch kein großer Erfolg beschieden. Im Grunde förderte es die Latifundienwirtschaft mehr, als es sie bekämpfte: kleine Landbesitzer ohne Kapital und ohne Arbeiter – unfähig ihren Boden produktiv zu nutzen – gingen im Wettbewerb mit den Großgrundbesitzern nach und nach zugrunde; ihr Land wurde von den Latifundien absorbiert (vgl. *ibid.*: 293). Trotz dieser eher nachteiligen Wirkung in Portugal ist die Institution der Sesmarias für uns interessant, da die Kolonisierung Brasiliens zu Beginn des 16. Jahrhunderts nach genau dem gleichen Modell erfolgen wird.

Wenden wir uns nun weiteren Faktoren zu, welche die portugiesische Expansion in den Atlantik herbeiführten. Portugals Tradition in der Schifffahrt reicht weit zurück: so erhielten die Portugiesen etwa 1353 das königliche Recht, vor der Küste Englands zu fischen; ebenso exportierten sie um diese Zeit gesalzene Fisch bis nach Riga (vgl. *ibid.*: 316) – dies bedeutete natürlich technische Fortschritte auf dem Gebiet der Schifffahrt. Die Entwicklung einer königlichen Marine begann bereits im 13. Jahrhundert (vgl. Bernecker et al. 2000: 11) und aus rein technischer Sicht wären die späteren Entdeckungsreisen wahrscheinlich schon kurz darauf möglich gewesen (vgl. Oliveira Marques 1974: 195 zit. nach Hofbauer 1986: 15). Auf die Bedeutung der christlichen Orden wurde bereits hingewiesen: diese begannen sich nicht nur als Großgrundbesitzer einen Namen zu machen, sondern dominierten bald alle Bereiche des öffentlichen Lebens im Königreich, wobei Kirche und Staat sich nach und nach in Gestalt dieser Orden vermengten. Vor allem der Ritterorden der Avis sollte auf diesem Gebiet erfolgreich sein, wie wir gleich sehen werden. Die Auseinandersetzungen um die Thronfolge nach dem Tod Ferdinands I. von Portugal, welcher das Ende der burgundischen Vorherrschaft darstellte, gelten nach Auffassung der meisten Historiker als „*wesentlicher Anstoß für das Einsetzen eines planmäßigen Expansionsprozesses*“ (Bernecker et al. 2000: 11). Das Haus Avis konnte sich schließlich durchsetzen, da ihm die Unterstützung durch das aufstrebende städtische Handelsbürgertum zuteil wurde (vgl. *ibid.*: 11). Eine der größten Herausforderungen zu Beginn der Herrschaft des neuen Königs Johann I. war es, das innere soziale Gleichgewicht des Landes zu wahren, welches in erster Linie durch den Umstand gefährdet war, dass der lange Zeit in den Kämpfen der *Reconquista* beschäftigte niedrige Adel nach der erfolgreichen Vertreibung der islamischen Besatzer von der Iberischen Halbinsel sozusagen „arbeitslos“ geworden war (vgl. Hofbauer 1986: 15).

Die Lösung des Problems stellte nicht nur den Adel, sondern auch das städtische Handelsbürgertum und die christlichen Orden zufrieden und stand nicht zuletzt auch im Interesse der Krone: nämlich der Angriff auf die maurische Handelsstadt Ceuta (vgl. Bernecker et al. 2000: 12; Hofbauer 1986: 15). Die Eroberung von Ceuta 1415 stellt ein besonders wichtiges Datum unserer Geschichte dar, denn sie markiert den Anfang einer langen Reihe von portugiesischen Entdeckungen und Eroberungen rund um den Globus. Diese wären jedoch ohne einen weiteren Umstand, der als direkte Folge der Belagerung dieser Stadt angesehen werden kann, nicht zu erklären, da er nämlich der maritimen Expansion Portugals einen weiteren starken Impuls gab, und zwar in Gestalt Heinrich des Seefahrers. Er wurde 1420 zum Großmeister des Christusordens ernannt, um entlang der westafrikanischen Küste nach möglichen Verbündeten im Kampf gegen die Mauren zu suchen (vgl. Bernecker et al. 2000: 12). Mit ihm begann das Zeitalter der maritimen Expeditionen Portugals: 1460, im Jahr seines Todes, erreichten die Portugiesen das Kap Mesurado, an dem heute Monrovia, die Hauptstadt Liberias liegt.

In der Hoffnung auf lukrative Handelsbeziehungen und auf der Suche nach Gold bahnten sich die portugiesischen Schiffe ihren Weg in den Atlantik und entlang der Küste Marokkos. Schon 1416, ein Jahr nach der Eroberung Ceutas erreichten sie das Kap Nun; 1419 entdeckten sie Madeira; 1427 die Azoren und landeten 1434 am Kap Bojador in der heutigen Westsahara. 1436 waren sie am Rio de Oro angelangt, wo sie 1441 einige Berber zusammen mit zehn afrikanischen Sklaven gefangen nahmen und nach Lissabon brachten (vgl. Klein 2004: 210; Hofbauer 1986: 17). Die Versklavung von Muslimen war nichts Neues und wurde zu dieser Zeit noch als eine Mission der Christenheit angesehen. Azurara (1896: 83 zit. nach da Costa 1985: 47), portugiesischer Historiker und Chronist Heinrichs des Seefahrers, beschrieb die Sklaverei als Institution, *„die den Mauren die Möglichkeit gibt, zum Christentum zu konvertieren um ihre Seelen zu retten“*. Diese Form der Sklaverei brauchte also keinerlei weiterer Legitimation. Als die Portugiesen aber immer weiter nach Süden gelangten, änderte sich die Situation. Auf ihrem weiteren Weg über das Weiße Kap in Mauretanien (1441) bis zum Senegalfluss (1444), nach Dakar (1445) und zum Gambiafluss (1446) war der Kontakt mit nicht-muslimischen Völkern unvermeidlich und machte eine neue Legitimation des Sklavenhandels erforderlich (vgl. da Costa 1985: 50). Es wurde eingangs festgestellt, dass die Portugiesen des Goldes und nicht der Sklaven wegen nach Afrika gekommen waren. So meint Philip D. Curtin (1990: 42f.), einer der berühmtesten Historiker des atlantischen Sklavenhandels: *„Die Verfügbarkeit von Sklaven zum Verkauf war ein glückliches und unerwartetes Nebenprodukt des Goldhandels“*. Tatsächlich war das Phänomen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts recht gering: Azurara (vgl. 1899: 288-89 zit. nach da Costa 1985: 50) bezifferte die Zahl der subsaharischen Sklaven, die zwischen 1434 und 1448 nach Portugal gebracht wurden auf 927. Dennoch wissen wir heute, dass die Ankunft der Portugiesen in dieser Region einen Wendepunkt in der Geschichte der afrikanischen Sklaverei darstellen sollte (vgl. Klein 2004: 202). Um die Eroberung der afrikanischen Küste auf ein rechtliches Fundament zu stellen, erließ der Papst auf Betreiben Heinrich des Seefahrers innerhalb von vier Jahren drei Bullen (vgl. da Costa 1985: 45; Klein 2004: 209). 1452 erlaubte er die Eroberung der Gebiete von Ungläubigen und Feinden des Christentums sowie deren Versklavung; 1455 „beschränkte“ er die Unterwerfung Ungläubiger auf das Gebiet von Marokko bis

Indien; 1456 gewährte er dem Christusorden auch die geistliche Rechtsprechung in allen eroberten Gebieten (vgl. da Costa 1985: 45). Das Einsetzen des Sklavenhandels sollte genau in dieses Jahrzehnt fallen; den Beginn mag man eventuell mit der Errichtung eines befestigten portugiesischen Handelsstützpunkts auf der Insel Arguin vor Mauretanien im Jahre 1448 festlegen. Hier kauften sie etwa 1.000 Sklaven jährlich, Anbieter waren gleichermaßen Araber und afrikanische Häuptlinge (vgl. Cadamosto 1937: 36 zit. nach da Costa 1985: 50f). In der Region am Gambiafluss erworben sie laut Curtin (vgl. 1990: 43) bis Ende des Jahrhunderts im Durchschnitt weitere 1.800 jährlich. Diese Daten stimmen in etwa mit dem langfristigen Trend überein, wie ihn der Historiker Herbert Klein (2004: 210) für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zusammenfasst: *„Portuguese slave trading started slowly at about 800 slaves taken per annum in the 1450s and 1460s, it grew close to 1.500 in the next two decades and to over 2.000 per annum in the 1480s and 1490s“*.

Mit dem Ziel, Sklaven in relativ großem Umfang zu erwerben, legten die Portugiesen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts weitere Handelsstützpunkte entlang der westafrikanischen Küste an (vgl. Fogel/Engerman 1974: 14). Mit Erfolg, denn die portugiesische Sprache bildete in den neuentdeckten Gebieten bald die Basis für einen überregionalen Handelsdialekt (vgl. Klein 2004: 203). Wenn man sich vor Augen führt, dass die Portugiesen um 1450 noch vor der Überquerung des Äquators standen, wird einem die Dynamik der Expeditionen und Entdeckungen in den darauffolgenden 50 Jahren erst richtig klar: dann nämlich würde sich die den Portugiesen bekannte Welt von Neufundland über Brasilien bis nach Kalkutta erstrecken und die afrikanische Küste zwischen der Straße von Gibraltar und dem Horn von Afrika umfassen. Ohne diese Expansion in ihrer Gesamtheit darstellen zu wollen, möchte ich noch auf jene Entdeckungen eingehen, welche für diese Arbeit von Interesse sind. Als 1456 die Kapverden entdeckt wurden, brach eine Annahme der antiken Philosophen zusammen, nämlich dass diese Region der Erde aufgrund ihrer Hitze für den Menschen unbewohnbar wäre (vgl. de Abreu 1997 [1907]: 20). 1460 wurde das Kap Mesurado erreicht, 1470 die Goldküste; es folgten die Atlantikinseln São Tomé e Príncipe (1471/72), Fernando Pó (1474) und Annobon (1474). Das Jahr 1482 sah dann zwei folgenschwere Ereignisse: die Ankunft am Kongofluss und die Errichtung des berühmten Forts Elmina an der Goldküste. Der Grundstein für die weitere Geschichte des Sklavenhandels war gelegt. Dass sich ein solcher schließlich entwickeln würde, ist aus den bisher dargelegten Fakten jedoch weder nachvollziehbar noch zwingend notwendig. Deshalb müssen wir zur Erklärung noch weitere Gründe heranziehen. Naheliegender wäre es hier etwa zu fragen, ob, und wenn ja, wo eine Nachfrage für die an der westafrikanischen Küste angebotenen Sklaven bestanden hätte. Welches System wäre damals in der Lage gewesen, diese zu absorbieren? Warum machte Portugal die in diesem Abschnitt betrachteten Entwicklungen durch? Um diese Fragen zu beantworten, halte ich es für sinnvoll, jenen Weg einzuschlagen, den Immanuel Wallerstein (1986: 99) vorgibt, indem er feststellt: *„Staaten können sich nicht entwickeln und können nicht verstanden werden, außer im Kontext der Entwicklung des Weltsystems“*. Im Folgenden befassen wir uns daher mit jenem Phänomen, das den eigentlichen Rahmen für die Expansionsbestrebungen der Portugiesen bildet, nämlich der Entstehung einer europäischen Weltwirtschaft.

### 1.3. Entstehung und Expansion der europäischen Weltwirtschaft

Das Wachstum des innereuropäischen Handels setzte im 11. Jahrhundert ein und war – abgesehen von den Unterbrechungen durch die Pest und die Kleine Eiszeit – bis ins 15. Jahrhundert hinein stabil (vgl. Furtado 1975 [1970]: 20). In Europa gab es „*mindestens zwei kleinere Weltwirtschaften, eine auf die Stadtstaaten Norditaliens gegründete von mittlerer Größe und eine kleinere, die auf den Stadtstaaten von Flandern und Norddeutschland basierte*“ (Wallerstein 1986: 45). Diese beiden Systeme verbanden sich im Laufe der Zeit. Wir wollen kurz nachvollziehen, wie dies geschehen ist. Bevor wir dies tun, sollten wir uns daran erinnern, dass der Handel zwischen Nordwesteuropa und dem Mittelmeerraum bis dahin ausschließlich auf dem Landweg passierte. Im Laufe der Jahrhunderte verlagerte sich der Handel zwischen den beiden Regionen nach und nach vom Landweg auf die Seeroute. Dass Portugal von dieser Entwicklung profitieren konnte, stellt angesichts seiner geographischen Lage keine große Überraschung dar. An diesem Punkt wird deutlich, dass dieser Prozess eine langsame, aber stetige Verlagerung der Wirtschaft vom Mittelmeerraum in den Atlantik darstellte. Aber eines nach dem anderen. Portugal begann seine Handelsbeziehungen mit Flandern im Jahre 1184, mit England zu Beginn des 13. Jahrhunderts (vgl. Freyre 2006 [1933]: 274) und geriet so in Kontakt mit der nordwesteuropäischen Weltwirtschaft. Währenddessen expandierten die Italiener aus dem Mittelmeerraum: im 12. Jahrhundert kamen Genueser und Pisaner nach Katalonien, im 13. Jahrhundert nach Portugal, um die Iberer in den sich internationalisierenden Handel einzubeziehen (vgl. Wallerstein 1986: 56). Ihr Ziel war es, einen direkten Seehandel zwischen Nordwesteuropa und dem Mittelmeerraum zu etablieren (vgl. Philipps Jr. 2004: 31). Die Bücher eines florentinischen Händlers verraten uns etwa, dass zu dieser Zeit Zucker aus Granada in Montpellier, Avignon und Paris feilgeboten wurde (vgl. *ibid.*: 31). Die Rolle des Zuckers als Produkt im gerade entstehenden System der europäischen Weltwirtschaft wurde zumeist unterschätzt. So meint etwa der belgische Historiker Eddy Stols (2004: 239): „*Many authors, including Fernand Braudel and Immanuel Wallerstein still underestimate the importance of the sugar trade in the rapid expansion of large-scale capitalist commerce; instead they privilege the trade in pepper grains, wool and textiles.*“ Bevor ich die Bedeutung des Zuckers im Prozess der Entstehung der europäischen Weltwirtschaft allerdings herausarbeite, soll noch einmal ganz allgemein nach den Gründen gefragt werden, welche Europa und insbesondere Portugal im 15. Jahrhundert zu einer Expansion über die Grenzen der damals bekannten Welt hinaus veranlassten. Dazu liefert uns der (eben kritisierte) Begründer der Weltsystemtheorie Immanuel Wallerstein (1986: 47) zwei schlüssige Antworten: erstens, „*war die territoriale Expansion Europas theoretisch eine Schlüsselvoraussetzung für eine Lösung der „Krise des Feudalismus*“, ein Argument, auf das einzugehen ich verzichte, da es den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Das zweite Argument führt uns mehr in die Richtung, die diese Arbeit einschlagen möchte, beschreibt es doch den Drang nach der Erschließung neuer Ressourcen: „*Was Westeuropa im 14. und 15. Jahrhundert brauchte*“, fährt Wallerstein (*ibid.*: 50) fort, „*war Nahrung und Brennstoff*“.

Der Wille, neue Ressourcen zu erschließen, hatte zuallererst eine Binnenkolonisierung zur Folge, also eine Inwertsetzung ehemals peripherer Territorien auf dem Kontinent. In den Worten von Fernand Braudel (1949

zit. nach Wallerstein 1986: 50) fand Europa seine „inneren Amerikas“. Diese Option stand jedenfalls einigen europäischen Staaten offen, nicht aber dem am äußersten Rand Europas gelegenen Portugal, welches nur in eine Richtung expandieren konnte, und zwar in den Atlantik hinein (vgl. Wallerstein 1986: 54). Wir haben im vorhergehenden Abschnitt gesehen, dass Portugal auch genau diesen Pfad wählte und damit den Weg nach Übersee öffnete. Aber noch sind wir nicht in der Neuen Welt angekommen. Wir folgen dem Weg des Zuckers. Dieser sollte auf seiner langen Reise noch einen Zwischenstopp auf den Atlantikinseln einlegen.

#### **1.4. Das Zuckerrohr auf den Atlantikinseln**

Zu Beginn verfolgten wir den Weg des Zuckers von Südostasien bis ans Mittelmeer und konnten beobachten, wie die Iberer die Techniken des Zuckerrohranbaus und der Zuckerproduktion von den Arabern übernommen haben. Im Laufe des 15. Jahrhunderts fand schließlich eine Verlagerung der Industrie statt; diese wanderte westwärts, von den Inseln des Mittelmeers auf die Inseln des Atlantiks (vgl. Mintz 1985: 24). Zu dieser Zeit war Zucker ein auf dem europäischen Markt immer begehrteres Produkt, dessen Nachfrage folglich stark im Steigen begriffen war (vgl. *ibid.*: 30). Die Produktionskapazitäten der mediterranen Inseln und Küsten konnten nicht mithalten, denn auch in dieser Region war das Klima für den Anbau von Zuckerrohr nicht optimal: kühle Winter und trockene Sommer entsprechen nicht den Ansprüchen dieses tropischen Gewächses (vgl. Curtin 1990: 18). So verlor das Mittelmeer seine Vorrangstellung als Zuckerproduzent an die eben entdeckten Atlantikinseln, auf denen die Voraussetzungen weit besser waren (vgl. Mintz 1985: 29f.; Curtin 1990: 18). Die von den Arabern übernommene Tradition des Einsatzes von Sklavenarbeit auf den Plantagen wurde hier nicht nur fortgeführt (vgl. Fogel/Engerman 1974: 17; Mintz 1985: 32), sondern wurde sogar zur Deckung des Arbeitskräftebedarfs immer wichtiger. Die vorher beschriebenen Entdeckungen der Portugiesen entlang der afrikanischen Küste stellten einen weiteren Einflussfaktor dar, da dort Sklaven zum Verkauf standen. Diese wurden bis Mitte des 15. Jahrhunderts in sehr geringer Zahl erworben. Es scheint, als ob die Portugiesen damals noch nicht recht gewusst hätten, was sie mit ihnen anfangen sollten. Das sollte sich nun ändern: die Zuckerrohrplantagen wurden in die Nähe des Arbeitskräfteangebots verlegt (vgl. Curtin 1990: 11), womit erstmals eine nachhaltige Verbindung zwischen der Produktion von Zucker und der Versklavung von Afrikanern etabliert wurde. Auf die Frage, warum aber gerade Afrikaner die neuen Sklaven werden sollten, liefert uns Immanuel Wallerstein (1986: 120) eine überzeugende Antwort aus der Perspektive der Weltsystemtheorie:

*„Weil in den jeweiligen Plantagenregionen der Vorrat an einheimischen Arbeitern erschöpft war, weil Europa eine Quelle für Arbeitskräfte brauchte, die in einer einigermaßen dicht bevölkerten Region lag, die leicht zu erreichen und dem Verwendungsort relativ nahe war. Aber die Region musste auch außerhalb der Weltwirtschaft liegen, so dass Europa sich von den wirtschaftlichen Konsequenzen nicht betroffen fühlen musste, die der massenweise Abtransport von Arbeitskräften als Sklaven für die Aufzuchtregion hatte. Westafrika erfüllte diese Voraussetzungen am Besten“.*

Was in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf den Inseln des Atlantiks also langsam Gestalt anzunehmen begann, war die spezifische Produktionsweise der Plantagenökonomie. Bevor wir zu ihren konkreten Ausformungen auf Madeira, São Tomé, den Kapverdischen sowie den Kanarischen Inseln kommen, sollten wir uns darüber Klarheit verschaffen, durch welche Merkmale sich diese

Plantagenökonomie auszeichnete. Dem Historiker Philip. D. Curtin (vgl. 1990: 11ff.) zufolge unterschied sich die Gesellschaft auf den Atlantikinseln in mindestens sechs Punkten von jener auf dem europäischen Kontinent: die Bevölkerung bestand mehrheitlich aus Sklaven, die Sterberaten lagen über den Geburtenraten (wie später in Brasilien und auf den Zuckerinseln der Karibik (vgl. Fogel/Engerman 1974: 25), die Landwirtschaft wurde als große kapitalistische Unternehmung mit feudalen Elementen geführt, war höchst spezialisiert auf den Anbau eines einzigen Exportprodukts und stand unter der Kontrolle einer fremden Gesellschaft. Wer die Funktionsweise späterer Plantagenökonomien in den Amerikas auch nur ansatzweise kennt, sieht anhand dieser Aufzählung die starke Ähnlichkeit mit denen der Atlantikinseln. Sehen wir uns diese „Prototypen“ (vgl. Mintz 1985: 30) nun genauer an.

Von den portugiesischen Atlantikinseln wurde Madeira als erste entdeckt und ist zusammen mit São Tomé für unsere Zwecke auch am interessantesten. Die Insel war unbewohnt, was sie fernab des Kontinents zu einem Versuchsfeld europäischer Kolonisierung machte; tatsächlich sollten die Portugiesen das hier erprobte Modell der Besiedelung auf den anderen atlantischen Inseln und später auch in Brasilien anwenden (vgl. Vieira 2004: 50). Welche Erfahrungen auf Madeira gemacht wurden und warum diese von so überaus großer Wichtigkeit für den weiteren Lauf der Dinge waren, wollen wir nun untersuchen. Die Gründe der Expansion in den Atlantik habe ich bereits dargelegt, interessant ist es noch darauf hinzuweisen, dass hinter diesen Aktivitäten zwar die portugiesische Krone stand, diese jedoch vor allem von italienischen Händlern initiiert und getragen wurden (vgl. Wallerstein 1986: 56; Vieira 2004: 63). Wir haben gesehen, wie diese an der Entstehung einer europäischen Weltwirtschaft mitwirkten und dass Zucker in diesem Prozess eine wesentliche Rolle spielte. Bei der Kolonisierung von Madeira sollte dies nicht anders sein: ab 1455 wurde dort Zuckerrohr angebaut und Zucker produziert (vgl. Curtin 1990: 24). Zu dieser Zeit befand sich die Insel im Besitz des Christusordens, an dessen Spitze Heinrich der Seefahrer stand (vgl. Vieira 2004: 42), der das Land auf jene Art und Weise vergab, wie wir sie schon von der Iberischen Halbinsel kennen: nach dem System der *Sesmarias*, der königlichen Lehen. Wie auch in Portugal führte dieses System zu einer starken Landkonzentration in den Händen einiger weniger Aristokraten und Händler, so dass die Landbesitzer nur ein Prozent der Bevölkerung auf der Insel stellten (vgl. *ibid.*: 45). Die Plantagenbesitzer kann man in zwei Gruppen unterteilen, nämlich in jene, die in Besitz einer Zuckerrohrmühle (*engenho*) waren, und jene, denen diese Kapitalausstattung fehlte und die folglich darauf angewiesen waren, ihr Zuckerrohr von einem der Mühlenbesitzer weiterverarbeiten zu lassen (vgl. *ibid.*: 53). Darüber hinaus bestellten einige ihr Land selbst, während es andere weiter verpachteten. Aus diesen unterschiedlichen Besitzverhältnissen heraus ergab sich schließlich eine soziale Differenzierung (vgl. *ibid.*: 51): einige verfügten über alle Produktionsmittel, anderen fehlte Kapital oder Land, vielen fehlte beides.

Die Glücklichen unter ihnen, welche sich zur ersten Gruppe der Plantagenbesitzer zählen durften, waren bereits mit der Absicht gekommen, eine Zuckerindustrie auf Madeira aufzubauen und diese gleichzeitig in den internationalen Handel einzubinden. Daher verfügten sie auch über eine dementsprechende Kapitalausstattung. Es waren dies vor allem italienische, flämische und französische Händler, die

„angezogen vom weißen Gold nach Funchal kamen“ (ibid.: 65). Aber ein weiterer Anreiz waren sicherlich auch die Privilegien, welche ihnen die Krone gewährte, um Zugang zu den europäischen Märkten zu bekommen (vgl. ibid.: 64). Für die Finanzierung und die Abwicklung des Handels waren vor allem Handelsbankiers der Städte Florenz und Antwerpen verantwortlich (vgl. Schwartz 2004b: 173; Vieira 2004: 65). Dies stellte hinsichtlich der späteren Entwicklung in Brasilien zugleich eine der wertvollsten Erfahrungen dar, die die Portugiesen auf den Atlantikinseln gemacht hatten, da, wie der brasilianische Wirtschaftswissenschaftler Celso Furtado (1975 [1970]: 24) feststellt „[...] alles darauf hinweist, dass der portugiesische Zucker anfangs in die traditionellen und von italienischen Händlern kontrollierten Handelsbeziehungen einging“.

Den portugiesischen Expansionsbestrebungen kamen also die Möglichkeiten, die sich vor dem Hintergrund der sich herausbildenden europäischen Weltwirtschaft ergeben hatten, sehr gelegen. Da sie zugleich die Pioniere im Sklavenhandel waren, konnten sie relativ leicht im Bedarfsfall eine große Anzahl von Arbeitskräften aus Afrika in diesen Wirtschaftskreislauf einbringen. In der Tat begann der Sklavenhandel mit der westafrikanischen Küste genau dann eine Dynamik zu entwickeln, als die Zuckerproduktion auf Madeira ihren Anfang nahm. Auf den Zuckerrohrplantagen des Atlantiks waren Sklaven also häufiger anzutreffen, dennoch war die Mehrheit der Arbeiter auf Madeira frei (vgl. Vieira 2004: 59): von den ungefähr 500 Produzenten war überhaupt nur ein Sechstel in Besitz von Sklaven (vgl. ibid.: 58). Eine Zuckerrohrmühle erzeugte im Durchschnitt 23 Tonnen Zucker jährlich (vgl. Schwartz 2004a: 18) und verfügte in der Regel über nicht mehr als 30 Sklaven (vgl. Vieira 2004: 58). Die Plantagenökonomie war auf Madeira daher noch nicht ganz ausgereift. Die Bedeutung, die der Insel zukam, war die einer Transferstation, eine in der Literatur gut dokumentierte Rolle. Dazu meint Curtin (1990: 18): „*This insignificant island group became [...] the crucial stepping stone to carry the plantation regime from the Mediterranean to the New World*“. Sidney Greenfield (1977 zit. nach Vieira 2004: 74) argumentiert in ähnlicher Weise: „*Madeira served as a trampoline between Mediterranean sugar production and American plantation slavery*“. Die Liste diesbezüglicher Äußerungen ließe sich jedenfalls noch lange fortsetzen.

Ich denke, der Beitrag Madeiras zur Verbreitung des Zuckerrohrs wurde klar herausgearbeitet und wir können fortfahren. Die endgültige Verbindung von europäischer Zuckerproduktion und afrikanischer Sklavenarbeit sollte auch nicht auf Madeira, sondern auf São Tomé etabliert werden (vgl. Klein 2004: 204; Vieira 2004: 59). Die Funktionsweise der Plantagenökonomie, wie sie letzten Endes über den Atlantik gelangen würde, entwickelte sich auf dieser Insel im Golf von Guinea (vgl. Vieira 2004: 74). São Tomé wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts besiedelt (vgl. Klein 2004: 209) und diente nach 1512 als Basis für den Handel mit dem Königreich des Kongo, welches somit in den atlantischen Sklavenhandel eingebunden wurde (vgl. ibid.: 210). Ab 1530 wurden von hier aus afrikanische Sklaven in die Neue Welt verschifft.

Diese Stellung verlor São Tomé erst, als sich die Portugiesen 1576 in Luanda festsetzen konnten, von wo aus der Sklavenhandel fortan direkt abgewickelt wurde (vgl. ibid.: 211). Portugal hatte gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein „kleines“ Handelsdreieck aufgebaut: an der afrikanischen Küste wurden Sklaven gegen

Güter oder Gold eingetauscht; diese wurden auf die Atlantikinseln gebracht, um dort auf den Zuckerrohrplantagen und in den Zuckermühlen zu arbeiten. Der Zucker gelangte auf die europäischen Märkte, wo er einen hohen Preis erzielte; die dort erzielten Profite flossen dann wiederum einerseits in den Aufbau neuer bzw. in den Ausbau bestehender Zuckerindustrien, sowie andererseits in den Erwerb von Sklaven. Lässt man die Errungenschaften der Portugiesen im 15. Jahrhundert noch einmal Revue passieren, können eigentlich keine Zweifel mehr daran bestehen, dass sie von allen europäischen Nationen für die Kolonisierung der Tropen die besten Voraussetzungen mitbrachten: sie verfügten nicht nur über ein vielversprechendes System der Plantagenökonomie und über beste Kontakte zu Händlern und Bankiers in den Zentren Europas; es flossen ihnen nicht nur unermessliche Summen aus dem Asienhandel und später dem Sklavenhandel zu; sondern sie machten sich die Erfahrungen, die sie während des Jahrhunderts der Expeditionen in Afrika und Asien gemacht hatten, zunutze, um sich an eine neue Umgebung anzupassen. Ohne diese Anpassung, ohne den Erwerb der „Tropentauglichkeit“ (vgl. Freyre 2006 [1933]: 65) hätten sie bei ihren Bestrebungen zur Kolonisierung dieser Weltregionen kläglich versagt, so wie viele andere nach ihnen. Nachdem wir in diesem Abschnitt den Portugiesen beim Erledigen ihrer Hausaufgaben zusehen konnten, werden wir im nächsten Abschnitt sehen, wie ihnen auch Erfolg beschieden war.

### **1.5. Die Entdeckung Brasiliens**

Zu Ende des 15. Jahrhunderts holten neben den Portugiesen jedoch auch die Spanier zu einem Entdeckungs- und Eroberungszug weit über die Grenzen der damals bekannten Welt aus. Beginnend mit den 1480er Jahren sollten päpstliche Bullen die Besitzansprüche der beiden Seemächte auf die neuentdeckten Gebiete regeln. Während eine 1493 gezogene Demarkationslinie den portugiesischen Einflussbereich bloß auf den äußersten Rand Nordostbrasilien beschränkt hätte, erreichten die Portugiesen im Vertrag von Tordesillas (1494) eine Verschiebung dieser Linie um etwa 1.300 km nach Westen (vgl. Bernecker et al. 2000: 20). Aber auch diese Bestimmungen wurden nicht eingehalten: das heutige Territorium Brasiliens ist um ein Vielfaches größer. Von der Aufteilung der Welt zwischen den iberischen Seemächten wurde auf der anderen Seite des Atlantiks – in einem Land, welches seine Bewohner Pindorama nannten – jedoch keine Notiz genommen. Auch die am 9. März 1500 vom portugiesischen Hafen Belém auslaufenden Schiffe waren noch nicht am Horizont zu erkennen (vgl. de Abreu 1997 [1907]: 23). Sieben Wochen später waren sie da: am 22. April landeten die Portugiesen in einer Bucht in der Nähe von Porto Seguro. Vorerst wähten sie sich noch auf einer Insel und nahmen diese als „Insel des Wahren Kreuzes“ für die portugiesische Krone in Besitz. Die Ankunft verlief friedlich: während ein Kreuz für den ersten katholischen Gottesdienst Brasiliens gezimmert wurde, bewunderten die Einheimischen die Schlagkraft der Äxte der Neuankömmlinge. Die Portugiesen waren anfangs von der Schönheit des Landes und auch seiner Bewohner überwältigt, da ihre Hoffnungen auf reiche Goldfunde auch nach längerer Zeit nicht erfüllt wurden, jedoch auch zunehmend enttäuscht. Papageien, Felle, Indianer und Edelholz waren für die goldhungrige Krone keine zufriedenstellenden Resultate der Expedition. Der zur gleichen Zeit stattfindende und ungleich lukrativere Asienhandel macht das Desinteresse seiner Majestät an diesem neuentdeckten Gebiet verständlich. Da die Bewohner der brasilianischen

Atlantikküste nicht mit derartigen Reichtümern aufwarten konnten, war an eine Fortführung des in Afrika und Asien erfolgreich angewandten Musters der Errichtung von Handelsniederlassungen nicht zu denken. Eine Kolonisierung des amerikanischen Besitzes war von Seiten der Krone jedenfalls nicht geplant.

Das einzige verfügbare Handelsgut von Wert war ein rotes Färbehholz, das der Kolonie auch ihren späteren Namen gab: Brasilien, Land des Brasilholzes. Die damalige europäische Textilindustrie fragte dieses Produkt in relativ großen Mengen nach und bezog es bis dahin aus dem östlichen Mittelmeerraum (vgl. *ibid.*: 27f.). Zum Zwecke des Holzhandels zwischen Lissabon und der brasilianischen Küste verpachtete die Krone die gesamte Kolonie an einen Agenten der Fugger (vgl. *ibid.*: 26f.). Der spärlichen ökonomischen Basis des sogenannten „Holzzyklus“ ist es zu verdanken, dass Brasilien in den ersten drei Jahrzehnten nach seiner Entdeckung nicht wieder vom europäischen Wahrnehmungshorizont verschwand. Eine wirkliche Kolonisierung fand jedenfalls in dieser Periode noch nicht statt. Treffend beschreibt das Philipp D. Curtin (1990: 49): „*Ships stopped for wood and water*“. Erst als Schiffe französischer Herkunft anlegten und sich ohne Erlaubnis am Brasilholz bedienten (vgl. *ibid.*: 49f.), begann sich eine Dynamik zu entwickeln. Die Gefahr, die Kolonie an die Seemächte „zweiter Generation“ – also Frankreich, Holland und England, welche sich nicht an die zwischen Spanien und Portugal vereinbarte Aufteilung der Neuen Welt hielten – zu verlieren, war zu groß und die Verteidigung der sich über tausende Kilometer erstreckenden Küste Brasiliens stellte eine Unmöglichkeit dar. Um ihren territorialen Anspruch in Amerika zu verteidigen, musste die portugiesische Krone daher ernsthafte Kolonisierungsmaßnahmen einleiten.

## **2. Entstehung der Struktur der Plantagenökonomie**

### **2.1. Die Anfänge der Kolonisierung**

1532 war für Brasilien ein wichtiges Datum: einerseits kündigte der König in diesem Jahr an, seinen Besitz aufteilen und an adelige Lehensherren vergeben zu wollen (vgl. *ibid.*: 35), andererseits markiert es den eigentlichen Beginn der brasilianischen Zuckerindustrie. 1532 wurde der Grundstein für die weitere Entwicklung gelegt und es war das Jahr, in dem sich nach Ansicht des brasilianischen Soziologen Gilberto Freyre (2006 [1933]: 65) „*die brasilianische Gesellschaft in wirtschaftlicher wie sozialer Hinsicht organisierte*“. Eine gründliche Untersuchung ist daher von Wichtigkeit.

Begonnen hat diese Entwicklung mit der Aufteilung Brasiliens in so genannte „*capitanias*“, (dt. Kapitanate, Kapitanien): ausgehend von der Küste wurde das Hinterland entlang der Breitengrade bis hin zur Demarkationslinie von Tordesillas in Abschnitte geteilt. Dies war dem Druck geschuldet, den andere europäische Mächte auf die Krone Portugals ausübten: „*Diese gingen davon aus, dass Spanien und Portugal nur diejenigen Gebiete rechtmäßig zustanden, die tatsächlich von ihnen besetzt wurden*“ (Furtado 1975 [1970]: 21). Dieses Prinzip wurde erst ein Jahrhundert später mit dem Vertrag von Madrid auf eine rechtliche Basis gestellt und gelangt noch heute in Landrechtsfragen zur Anwendung (vgl. Prado Jr. 2008: 35).

Ähnlich wie in Portugal und auf den Atlantikinseln wurden daher Ländereien in Form von königlichen Lehen an Adelige vergeben. Diese verpflichteten sich zur Kolonisierung und Entwicklung der ihnen anvertrauten Gebiete und es oblag ihnen die Rechtsprechung im Namen des Königs (vgl. de Abreu 1997 [1907]: 36). Die Lehnsherren handelten auf eigene Verantwortung und mit eigenen Ressourcen, was für die Krone eine kostengünstige Lösung darstellen sollte. Nachdem 4.800 km Küste unter Aufsicht und Kommando eines Dutzends Adelliger gestellt worden waren (vgl. *ibid.*: 38), war aus Sicht der Krone jedenfalls ein erster wichtiger Schritt zur Sicherung ihrer Ansprüche in Brasilien getan.

Der Wirtschaftswissenschaftler Andreas Novy (2001: 78) beschreibt diesen Prozess als eine „*Form der ursprünglichen Akkumulation*“. Bei der Erschließung von Produktionsfaktoren war also das kleine Portugal durch den Prozess der ursprünglichen Akkumulation sehr erfolgreich, da es ihm gelang, sich enorme Flächen anzueignen, wobei es anfangs vor dem Problem stand, nicht ausreichend über die beiden anderen Produktionsfaktoren Arbeitskraft und Kapital zu verfügen. In diesem Zusammenhang ergibt die Schlussfolgerung Celso Furtados (1975 [1970]: 25) Sinn: „[...] *ohne größere Konzentrationen an Kapital war das Land praktisch wertlos*“. Das Arbeitskräfteproblem bedrohte zu Beginn also die wirtschaftliche Lebensfähigkeit der Kolonie, da es anfangs einfach noch an europäischen Siedlern mangelte und die Versklavung der Indianer nicht wie erhofft funktionierte. Laut dem brasilianischen Anthropologen Darcy Ribeiro (vgl. 1985 [1969]: 270) liegt der Grund des Widerstands der indigenen Gemeinschaften darin, dass diese im Gegensatz zu den afrikanischen Völkern weder die Institution der Sklaverei kannten, noch an Hierarchien generell gewöhnt waren. Darüber hinaus darf man nicht vergessen, dass die Indigenen durch Krankheiten dezimiert worden waren – viele Gemeinschaften sogar noch vor dem ersten direkten Kontakt mit den Eroberern.

Aufgrund des Mangels an Arbeitskräften und auch Kapital scheiterten die Kolonisierungsversuche – bis auf die bedeutenden Ausnahmen Pernambuco und São Vicente. Nach weniger als zwei Jahrzehnten wurde vom System der *capitanias* abgewichen und die betreffenden Gebiete wieder unter das direkte Mandat der Krone gestellt (vgl. Curtin 1990: 51). Ab 1549 wurde Brasilien wieder zentral regiert und königliche Beamte ersetzen die früheren Lehnsherren. Die Vergabe von königlichen Lehen (*sesmarias*) nahm in weiterer Folge stetig zu und die feudalen Privilegien, die ein solch ausgedehnter Landbesitz mit sich bringen würde, lockten Siedler ins Land (vgl. Freyre 2006 [1933]: 324). Territorien unfassbaren Ausmaßes warteten auf ihre Initiative (vgl. Prado Jr. 2008: 27). Eine dauerhafte Kolonisierung konnte nur auf Basis einer blühenden Landwirtschaft erfolgen und die Erfahrungen auf den Atlantikinseln lieferten dabei die meiste Inspiration (vgl. Freyre 2006 [1933]: 323). „[*The Portuguese Crown*] *switched from no policy to the kind of policy it had already used for the Atlantic islands*“, weist auch Philipp D. Curtin (1990: 50) auf die Kontinuität der angewandten Maßnahmen hin. Diese Maßnahmen – insbesondere auf den Inseln Madeira und São Tomé – lassen sich wie folgt charakterisieren: feudale Lehen wurden an Privatpersonen vergeben, welche auf ihren Ländereien Zuckerrohr anbauten und – falls es ihnen nicht an Kapital mangelte – auch Zuckermühlen

errichteten. Der Großteil der Arbeit wurde zu diesem Zeitpunkt bereits von afrikanischen Sklaven erbracht. Das Endprodukt Zucker wurde in einer wachsenden europäischen Wirtschaft gebraucht; die Finanzierung und die Abwicklung des Handels oblag weitgehend den alten Eliten der flämischen und norditalienischen Stadtstaaten. Kurz gesagt: die Inseln im Atlantik waren die Heimat des Prototypen der Plantagenökonomie des Zuckers (vgl. Mintz 1985: 30). Die damals vorherrschende Überlegung in Bezug auf Brasilien fasst Celso Furtado (1975 [1970]: 26) wie folgt zusammen: „Durch den Einsatz genügender Mittel musste es möglich sein, dieses Geschäft auszudehnen und die Versorgung der neuen Kolonie mit billigen Arbeitskräften zu organisieren, ohne welche sie wirtschaftlich nicht lebensfähig gewesen wäre“.

Es sei daran erinnert, dass die „Ausdehnung des Geschäfts“ auch ganz allgemein als die Expansion der europäischen Weltwirtschaft interpretiert werden kann. Diese umfasste – wie Wallerstein (vgl. 1986: 100) konstatiert – zu Ende des 16. Jahrhunderts auch Brasilien. Die Einbindung Brasiliens in das kapitalistische Weltsystem begann also mit der exportorientierten Produktion von Zucker (vgl. Novy 2001: 43), womit die Kolonisierung nach den Jahrzehnten des primitiven Handels mit Brasilholz auf das stabilere Fundament der landwirtschaftlichen Produktion gestellt wurde (vgl. Prado Jr. 2008: 23).

## **2.2. Das Zuckerrohr in Brasilien**

Die Überführung des Zuckerrohrs in die Neue Welt war im Übrigen nicht das Verdienst der Portugiesen, sondern der Spanier, welche ähnliche Erfahrungen in der Zuckerproduktion auf den Kanarischen Inseln gemacht hatten. Christoph Kolumbus brachte es 1493 von den Kanaren auf die Insel Santo Domingo, wo in Folge die erste Zuckerindustrie der Neuen Welt etabliert wurde (vgl. Mintz 1985: 32). In Brasilien selbst datieren die Anfänge des Zuckerrohrs auf die 1510er Jahre, als brasilianischer Zucker erstmals in Antwerpen auf den Markt gelangte (vgl. Schwartz 2004b: 159). Ein regelmäßiger Handel setzte allerdings erst 1526 mit Lissabon ein (vgl. Mintz 1985: 33). Die Entwicklung der brasilianischen Zuckerindustrie ab den 1530er Jahren wurde von einer gleichzeitig einsetzenden Krise der Industrien auf den atlantischen Inseln begünstigt (vgl. Vieira 2004: 48). Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts verlagerte sich die Produktion dann fast vollständig von diesen Inseln in die Neue Welt und das Zuckerrohr kehrte in das Klima der Tropen zurück.

Im Umfeld der bereits bestehenden Handelsniederlassungen errichteten die Lehensnehmer auf ihren Ländereien Zuckerrohrplantagen und Zuckermühlen (vgl. Schwartz 1973: 151) – ein Prozess, der sich vor allem auf die beiden nordöstlichen Regionen Bahia und Pernambuco, sowie das weiter südlich gelegene São Vicente konzentrierte (vgl. Freyre 2006 [1933]: 93; Ribeiro 1985 [1969]: 270). Der Nordosten nahm hier unbestritten die Vorrangstellung ein. In Bahia wies vor allem das *Recôncavo* eine für den Zuckerrohranbau exzellente Bodenbeschaffenheit auf (vgl. Schwartz 2004b: 160f.; Curtin 1990: 52). In Pernambuco wiederum bemühte sich Duarte Coelho Pereira um den Aufbau einer Zuckerindustrie, indem er bereits 1542 die Einfuhr afrikanischer Sklaven vom König genehmigen ließ, auf die Suche nach Investoren ging und Fachkräfte von den atlantischen Inseln anwarb (vgl. Schwartz 2004b: 160; Vieira 2004: 74f.). Fachkräfte der im Niedergang befindlichen Zuckerraffinerien Madeiras wurden in großer Zahl zur Abwanderung in die aufstrebenden

Zuckerindustrien des brasilianischen Nordostens veranlasst. Dort wurden sie jedenfalls dringend benötigt, da Brasilien nun im Begriff war, den Atlantikraum in der gleichen Weise als Produktionszentrum abzulösen, wie es dieser einst mit dem Mittelmeerraum getan hatte (vgl. Curtin 1990: 52). Zucker war zu einem einträglichen Geschäft geworden und vor dem Hintergrund erster ökonomischer Erfolge der Plantagenbesitzer sollte auch die Krone bald die Möglichkeit auf jenen Reichtum erkennen, den dieses zur damaligen Zeit neues Produkt versprach (vgl. Freyre 2006 [1933]: 324). Daher wurden von königlicher Seite weitere Maßnahmen zur Förderung der Zuckerwirtschaft ergriffen, „wie Steuerfreiheit, Garantien gegen die Pfändung der Produktionsmittel, Auszeichnungen, Titel, usw.“ (Furtado 1975 [1970]: 47 zit. nach Novy 2001: 78), für jene, die Zuckermühlen (*engenhos*) errichteten. Da es neben der Zuckerproduktion keine andere wirtschaftliche Tätigkeit vergleichbarer Rentabilität gab, mussten die Mühlenbesitzer (*senhores-de-engenho*) rasch zur alles dominierenden Schicht der Kolonie aufsteigen.

Philipp Curtin (1990: 46) weist darauf hin, dass wir es mit dem brasilianischen *engenho* nun tatsächlich mit etwas Neuem und Besonderem zu tun haben. Die Produktionsweise des *engenho* ist die Produktionsweise der Plantagenökonomie: „Brazil was also the place where the characteristic elements of New World tropical slave plantations were first put together“. Durch welche Merkmale ist diese Plantagenökonomie nun gekennzeichnet? Es wurde bereits bei der Untersuchung der mediterranen Zuckerindustrie festgestellt, dass Zuckerrohr gleich nach der Ernte weiterverarbeitet werden muss, woraus sich die Notwendigkeit ergibt, einen relativ großen Arbeitskräftebedarf gezielt zu steuern. Dass das Arbeitskräfteproblem nach dem Scheitern der Einbindung der Indigenen durch den Import von afrikanischen Sklaven gelöst wurde, überrascht an diesem Punkt keineswegs. Gilberto Freyre (2006 [1933]: 322) erinnert in diesem Zusammenhang daran, dass „der Portugiese für die Sklaverei keines weiteren Stimulus bedurfte“. Jene Männer, die hier in Brasilien zu *senhores-de-engenho* wurden und unter der gnadenlos brütenden Tropensonne zur Einsicht gelangten, dass Arbeit nur etwas für Schwarze wäre, waren die Enkel derer, die im relativ gemäßigten Klima Portugals das Wort „trabalhar“ (arbeiten) in „mourejar“ (arbeiten wie ein Maure) umgewandelt hatten (vgl. *ibid.*: 319). Ohne afrikanische Sklaven wäre die agrarische Kolonisierung Brasiliens jedenfalls undenkbar gewesen (vgl. Furtado 1975 [1970]: 47).

Das Zuckergut stellt eine Kombination zweier Bereiche dar, nämlich der Zuckerrohrplantage einerseits und der Zuckermühle bzw. -raffinerie andererseits. Der portugiesische Begriff *engenho* meint im engeren Sinne eigentlich nur die Zuckermühle, es ist allerdings gebräuchlich, die gesamte Produktionseinheit – also Plantage und Mühle – als *engenho* zu bezeichnen. Diese Verbindung aus landwirtschaftlicher Tätigkeit und industrieller Verarbeitung unterscheidet die Plantagenökonomie des Zuckers von anderen Formen der Produktionsorganisation der damaligen Zeit. Stuart Schwartz (vgl. 2004a: 3) und mehrere andere Autoren bezeichnen sie daher als agrarisch-industrielle Unternehmung, welche die Merkmale späterer Fabriken, insbesondere hinsichtlich der hierarchischen Arbeitsorganisation und des in viele einzelne Arbeitsschritte zerstückelten Produktionsprozesses vorwegnahm. Eine weitere Ähnlichkeit des *engenho* mit der späteren

kapitalistischen Produktionsweise sollte die Trennung der Arbeitskraft von den Produktionsmitteln und dem Endprodukt seiner Arbeit sein – um noch einmal Schwartz (ibid.: 3) zu zitieren, der dieses Charakteristikum treffend beschreibt: „*Slaves did not make sugar; only the plantation did that. Their destiny was labor at the mill or in the field in continually repeated individual tasks so that the mill could make sugar*“.

Der brasilianische Wirtschaftshistoriker Caio Prado Jr. (vgl. 2008 [1942]: 118) trifft sogar die Feststellung, dass alle agrarischen Unternehmungen in den Tropen zwangsläufig auf Großgrundbesitz und einer großen Zahl an abhängigen Arbeitern beruhen. So kommen wir zu zwei weiteren bedeutsamen Punkten: nämlich der Organisation der agrarischen Produktionseinheiten auf Basis des Großgrundbesitzes, sowie der Tatsache, dass zwar der Großteil der Arbeitskraft durch afrikanische Sklaven gestellt wurde, jedoch auch Lohnarbeiter und Teilpächter eine nicht zu vernachlässigende Rolle in der Arbeitsorganisation einnahmen. Dies gilt zumindest für die Anfangszeit der Zuckerwirtschaft, denn jene Einwanderer, die in der neuen Kolonie ihr Glück suchten und als einfache Plantagenarbeiter Anstellung fanden, wurden spätestens Mitte des 17. Jahrhunderts endgültig durch importierte afrikanische Sklaven ersetzt (vgl. ibid.: 27).

Die Institution der Teilpacht in Zusammenhang mit der Zuckerwirtschaft ist hingegen eine Tradition, welche aus dem Mittelmeerraum übernommen wurde. Für die ersten *senhores-de-engenho* stellte die Verpachtung von Teilen ihrer ohnehin riesigen Ländereien eine attraktive Möglichkeit dar, Risiken und Kosten gleichermaßen auf sich und ihre Pächter zu verteilen (vgl. Schwartz 1973: 152). Für die Pächter selbst war es der einzige Weg, sich als Produzenten zu engagieren: wenn ihnen schon das Kapital zur Errichtung einer Mühle fehlte, so konnten sie wenigstens Zuckerrohr produzieren, um es in der Mühle des Landbesitzers weiterverarbeiten zu lassen (vgl. ibid.: 151). Die Rolle dieser Pächter, der sogenannten *lavradores-de-cana* – was soviel heißt wie „Zuckerbauern“ – untersuche ich in einem späteren Abschnitt.

Kommen wir noch einmal zurück zum Großgrundbesitz, zum Latifundium. Die Ausdehnungen der zur Exportproduktion genutzten Lehen waren im Vergleich zu ihren Vorgängern in Portugal und auf den Atlantikinseln relativ groß, was angesichts der Größe des brasilianischen Territoriums auch nicht weiter überrascht. Wie wir schon gesehen haben, bedeutete dies eine für damalige Verhältnisse unbegrenzte Ressource des Produktionsfaktors Land. Der Schlüssel für die Inwertsetzung dieses brachliegenden Produktionsfaktors war es, ein Produkt zu finden, welches diese Ressource intensiv beanspruchte. Zucker war dafür mehr als geeignet und stellte auf den europäischen Märkten eine begehrte Handelsware dar. In der modernen Wirtschaftsterminologie würde man außerdem sagen, die Zuckerindustrie lieferte zunehmende Skalenerträge, große Unternehmungen arbeiteten also gewinnbringender als kleine. Wie wir bereits wissen, war das Geschäft erst für jene wirklich rentabel, welche dank ausreichender Kapitalausstattung eine Zuckermühle inmitten der Plantagen errichten konnten. In der Tat verfügten die Mühlenbesitzer über 90 % des in der Kolonie erwirtschafteten Einkommens (vgl. Furtado 1975 [1970]: 50). Es zeigt sich also, dass die großflächige Bewirtschaftung sehr ertragreich war und die Zuckerwirtschaft den Großgrundbesitz, der in den

*Sesmarias* seinen Anfang genommen hatte, konsolidierte. Es sei an dieser Stelle auf Furtado (ibid.: 35) verwiesen, der betont, dass „*Zucker von den Produkten der tropischen Landwirtschaft dasjenige war, welches am wenigsten mit dem kleinbäuerlichen Besitz vereinbar war*“, worin ich ihm zustimme, wissend, dass er sein Werk über die wirtschaftliche Entwicklung Brasiliens vor dem Einsetzen des Sojazyklus geschrieben hat. Ansonsten hätte er den Zucker mit Sicherheit an die zweite Stelle gereiht, aber dieses Thema begegnet uns erst sehr viel später.

Nach diesem ersten Überblick über die Funktionsweise der brasilianischen Zuckerwirtschaft lässt sich also zusammenfassen, dass sich in einigen Regionen der portugiesischen Kolonie ein neuer Typus von agrarisch-kolonialer Produktion herausbildete, der sich durch Großgrundbesitz und den vermehrten Einsatz von Sklavenarbeit auszeichnete. Das koloniale Element bestand in der bis jetzt nur wenig beschriebenen Exportproduktion. Dazu werde ich bald kommen, vorerst möchte ich aber noch einige weitere grundlegende Fragen zur Plantagenökonomie des Zuckers – dem *engenho* – stellen und beantworten.

Dazu sei nun eine interessante Diskussion aufgegriffen, der man in der umfangreichen wissenschaftlichen Diskussion über die Zuckerrohrplantagen immer wieder begegnet. Da sie grundlegende Fragen nach der Natur der Produktionsweise, also der Organisation der Produktionsmittel stellt, halte ich es für wertvoll, diese Auseinandersetzung zu skizzieren. Es handelt sich um die Frage, ob die Zuckerindustrie in ihrem Wesen noch feudal oder bereits kapitalistisch organisiert war. Es wird sich zeigen, dass darauf keine eindeutige Antwort gefunden werden kann, die Untersuchung dieses Problems jedoch wichtige Merkmale der Plantagenökonomie zutage fördert. Die Uneindeutigkeit der Antwort lässt eine vielzitierte Bemerkung des Historikers Eric Williams (1942: 13 zit. nach Mintz 1985: 60) erkennen: „*Tremendous wealth was produced from an unstable economy based on a single crop, which combined the vices of feudalism and capitalism with the virtues of neither*“. Die Untersuchung der Organisation der drei Produktionsfaktoren Land, Arbeit und Kapital im folgenden Abschnitt soll darüber Aufschluss geben, worin nun der feudale bzw. kapitalistische Charakter der Zuckerwirtschaft gelegen haben könnte.

### **2.3. Die Organisation der Produktionsfaktoren**

#### Land

Wenn wir an den Beginn zurückkehren und uns an die ersten Schritte der Besiedelung erinnern, so stoßen wir auf die Vergabe von königlichen Lehen an Adelige. Das System der *Sesmarias* entspringt dem europäischen Feudalismus und wir haben gesehen, wie den Lehensnehmern die geistliche und weltliche Rechtsprechung über die Gebiete übertragen wurde, über welche sie stellvertretend herrschten. Die Eigenheit des *Sesmaria*-Systems besteht darin, dass es entwickelt wurde, um neu eroberte Gebiete in den Herrschaftsbereich eines Monarchen zu integrieren, indem er Adeligen die politische Autorität überträgt, auf dass diese in seinem Namen die Ländereien entwickeln, also kolonisieren (vgl. Curtin 1990: 47). Auch Wallerstein (1986: 124) charakterisiert diese Lehen als feudal, weist allerdings darauf hin, dass „*sie doch in der Folge bald durch Gesetzesreformen in kapitalistische Unternehmungen umgewandelt wurden*“. Mit den Gesetzesreformen

bezieht er sich hierbei auf die weiter oben erwähnte, 1549 installierte Zentralregierung Brasiliens. Man sollte jedoch nicht glauben, dass die Zeit nach 1549 von direkten Interventionen der königlichen Regierung geprägt war: vielmehr wurde die weitere Entwicklung der Kolonie ab diesem Zeitpunkt in die „Hände des Zuckers gelegt“. In Anspielung auf dessen feudale Merkmale konstatiert Curtin (1990: 51): „*From then on, [...] whatever feudal elements developed had their origins in the social and economic setting of the sugar plantation, not in government intention*“.

Es sollte nicht als Widerspruch aufgefasst werden, wenn verschiedene Autoren zugleich kapitalistische und feudale Elemente in der brasilianischen Zuckerwirtschaft des 16. Jahrhunderts erkennen. Wie gesagt, ist die Frage nicht eindeutig beantwortbar und die Diskussion sollte vor dem Hintergrund der allgemeinen Entwicklung zu dieser Zeit stattfinden. Denn das 16. Jahrhundert gilt als jene Periode, in der sich – ausgehend von Europa – erstmals so etwas wie eine kapitalistische Weltwirtschaft herausbildete. Hinsichtlich der beiden Produktionsfaktoren Arbeit und Land kam es damals in England – wie schon erwähnt – zu einem folgenschweren Prozess: der Vertreibung der Landbevölkerung und der Einhegung der gemeinschaftlich bewirtschafteten Weiden. So wurde nach Ansicht von Karl Marx die Arbeitskraft der Landbevölkerung freigesetzt, da die nunmehr von ihren Produktionsmitteln getrennten Bauern auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen waren. Andererseits erfolgte die Umwandlung des Gemeinlandes in privaten Landbesitz. Die Überführung von Boden und Arbeit in die kapitalistische Produktionsweise nennt Marx (2011 [1872]: 661) die „*ursprüngliche Akkumulation*“. Die Behandlung dieser Theorien wurde im entsprechenden Kapitel bereits vorgenommen, weshalb ich nun gleich die Frage stelle, ob die *Sesmarias* nicht ebenso als Einhegungen interpretiert werden können und die Landnahme Brasiliens somit eine „ursprüngliche Akkumulation“ darstellt? Denn spätestens mit der Etablierung der Zuckerindustrie wurde dieses Land als Produktionsfaktor im kapitalistischen Sinne genutzt. Vom Gesichtspunkt der Landnutzung kann man die Zuckerrohrplantage daher definitiv als eine kapitalistische Landwirtschaft betrachten.

Ist es aber kein Widerspruch, wenn ein Feudalherr plötzlich zum kapitalistischen Unternehmer wird? Eric Wolf klärt uns über die beiden Formen der Herrschaft auf, wobei ich seinen Begriff der „*patrimonialen Herrschaft*“ (vgl. Wolf 1966: 50) dem Feudalismus und jenen der „*merkantilen Herrschaft*“ (vgl. *ibid.*: 53) dem Kapitalismus zurechne. Die *Sesmarias* sind zweifelsohne der „*patrimonialen Herrschaft*“ zuzuordnen. Mit den erwähnten Gesetzesreformen und der Abschaffung des Lehenssystems wandelte sich die Situation und die aufkommende Zuckerindustrie betrachtete Land bereits als Produktionsfaktor: ihre Herrschaft war daher eine „*merkantile*“. Hinsichtlich der lateinamerikanischen Verhältnisse im 16. Jahrhundert und damit auch und vor allem der Zuckerrohrplantagen hält es Wolf (vgl. *ibid.*: 54) für möglich, dass beide Formen der Herrschaft miteinander kombiniert werden können, worauf auch Wallerstein (vgl. 1986: 123) – ebenfalls in Bezugnahme auf Wolf – hinweist. Der oben postulierte Widerspruch des kapitalistisch agierenden Feudalherren relativiert sich somit. Der Beantwortung unserer Frage sind wir also schon einen Schritt nähergekommen, da geklärt werden konnte, dass die politische Kontrolle über das Land feudal organisiert war, dieses von der ökonomischen Seite her jedoch bereits als Produktionsfaktor im kapitalistischen Sinne genutzt wurde. Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der Untersuchung der Organisation der Arbeitsbeziehungen.

## Arbeit

Im einleitenden Kapitel wurde festgestellt, dass Sklaverei bereits auf den Zuckerrohrplantagen des Mittelmeerraums und wahrscheinlich schon früher eine Form der Arbeitsorganisation darstellte, auch wenn ihr nicht der überwiegende Anteil zufiel. Neben den Sklaven verdingten sich stets auch Lohnarbeiter auf diesen Plantagen, darüber hinaus wurden die Zuckermühlen stets von Pächtern und Teilpächtern mit Zuckerrohr beliefert. Wegen der Natur des Zuckerrohrs steht die Mühle – *engenho* – im Zentrum der Wirtschaft und der Mühlenbesitzer – *senhor-de-engenho* – an ihrer Spitze. In der Tradition des Mittelmeeres war er zwar Besitzer von Kapital in Form der Mühle, sowie von Land in Form der Plantagen, verfügte jedoch nicht durch direkten Zwang über die Arbeitskraft, sieht man von den zahlenmäßig noch relativ wenigen Sklaven ab. Während das Zuckerrohr den Atlantik überquerte, wurde es allerdings immer mehr zu einem Produkt der Sklaverei. Die Institution der Sklaverei mag uns zwar in gewissem Maße feudal – wenn nicht gar antik – anmuten; weiters können wir in ihr eine vor-kapitalistische Institution sehen (vgl. Becker/Egler 1992: 20 zit. nach Novy 2001: 83); außer Frage steht jedoch, dass sich der Kapitalismus mit der Sklaverei ganz gut vertragen hat, wie der Lauf der Dinge beweist.

In der Realität Brasiliens zeigt sich uns ein ähnliches Bild: der Faktor Arbeit wurde mit der Sklaverei zur Ware, und Sklaven wurden als solche gehandelt. Sklaven verfügten nicht über die Freiheit, ihre Arbeit am Markt anzubieten. Sklaven kaufen war gleich Arbeitskraft kaufen. Auf dem Markt traten ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorwiegend Zuckermühlen- bzw. Plantagenbesitzer oder Pächter als Käufer auf, während wechselweise verschiedene Küstenabschnitte Westafrikas Sklaven anboten. Diese „Markttransaktionen“ sollten ein gigantisches Ausmaß erreichen: im Zeitraum von 1502 bis 1860 wurden 9,5 Millionen Afrikaner zur Fahrt über den Atlantik gezwungen, wovon etwa 3,5 Millionen allein in Brasilien landeten (vgl. Fogel/Engerman 1974: 15). Mit ungefähr eineinhalb Millionen beanspruchte Zucker wie kein anderes Produkt Sklaven aus Afrika (vgl. *ibid.*: 20). Schon Karl Marx (2011 [1872]: 694) erkannte die Rolle des Zuckers bezüglich der Sklaverei und machte ihn verantwortlich für „*die Verwandlung von Afrika in ein Geheg [sic!] zur Handelsjagd auf Schwarzhäute*“.

Die Institution der Sklaverei stellt ihrerseits wiederum eine Form der ursprünglichen Akkumulation dar, indem sie auf der Basis von Gewalt Menschen zu Waren macht und sie als Arbeitskräfte in die kapitalistische Produktionsweise überführt. In diesem Fall in die Produktionsweise des Zuckers, welche in besonderem Maße dazu fähig war, die beiden Produktionsfaktoren Arbeit und Land in intensiver Weise zu beanspruchen. Wenn die Produktion des Zuckers anfänglich noch unter feudalen Vorzeichen stattfand und sich dann zu einer kapitalistischen Produktionsweise entwickelte, so liegt darin kein Widerspruch. Denn die Welt erlebte – und auch das wurde schon mehrmals betont – im Laufe des 16. Jahrhunderts das Auftauchen einer kapitalistischen Weltwirtschaft, welche sich aus dem Feudalismus heraus entwickelte. Die Diskussion wann und wo der Übergang schließlich geschah, ist eine andere. Vielmehr sollten wir hier unsere Aufmerksamkeit auf den Umstand legen, wie sehr sich die Geschichte der Weltwirtschaft in der Geschichte des Zuckers widerspiegelt und wie ähnlich sich die beiden Entwicklungen sind. Zucker war ohne Frage eines der

Produkte der neuen Weltwirtschaft. Die Frage nach der Organisation des dritten Produktionsfaktors – des Kapitals – führt unweigerlich in diese Weltwirtschaft zurück. In ihre Zentren, um genau zu sein.

### Kapital

Die Produktion von Zucker war also nicht nur eine arbeitsintensive Angelegenheit, sondern benötigte auch große Investitionen an Kapital. Die beiden größten Posten in der Rechnung eines *senhor-de-engenho* waren sicherlich die Errichtung der Mühle mitsamt all ihrer Gerätschaften, sowie der Erwerb und Unterhalt von Sklaven. Furtado (1975 [1970]: 53) weist darauf hin, dass „*die Arbeitskraft des Sklaven mit den Installationen einer Fabrik verglichen werden kann und seine Unterhaltung fixe Kosten verursacht*“. Darin unterscheidet sich die Institution der Sklaverei von jener der freien Lohnarbeit, in welcher die Kosten der Arbeitskraft variabel sind. Auf eine dahingehende ökonomische Betrachtung möchte ich allerdings noch vorläufig verzichten und lediglich darauf hinweisen, dass diesem Umstand eine bedeutende Rolle in der Konservierung der Plantagenökonomie zukommt, wie wir später noch sehen werden. Ebenfalls wurde bereits gezeigt, dass die in der Zuckerwirtschaft beschäftigten Individuen gleich zu Beginn nach dem Kriterium der Kapitalausstattung differenziert wurden, nämlich in Mühlen- und Plantagenbesitzer, Pächter und einfache Lohnarbeiter. Die Elite der *senhores-de-engenho* war im kolonialen Brasilien die Elite der Kapitalbesitzer. Wie kamen sie jedoch zu diesem Kapital? Zur Beantwortung dieser Frage soll erneut an die Erfahrungen der Atlantikinseln erinnert werden, nämlich konkret an jene, von der ich im ersten Kapitel sagte, sie wäre für die weitere Geschichte die „Wertvollste von allen“: die Rede ist von den Beziehungen der Portugiesen mit den Handels- und Finanzzentren Italiens und Flanderns, welche den Zucker des iberischen Atlantikraums in die europäischen Metropolen brachten, um ihn dort gewinnbringend zu verkaufen. Im 16. Jahrhundert musste nur an diese Kontakte angeknüpft werden um eine ähnliche Industrie in Brasilien aufzubauen. Das Zentrum der brasilianischen Zuckerindustrie war daher letzten Endes nicht Pernambuco oder Bahia, sondern Antwerpen (vgl. Curtin 1990: 52). Auch das überrascht nicht: wenn die Frage nach der Herkunft des Kapitals gestellt wird, so sollte in Betracht gezogen werden, dass dies im Zeitalter des Handelskapitalismus geschieht. Wo also sollte das Kapital sonst erwirtschaftet werden, wenn nicht im Handel selbst? Einen Handel von derart großem Ausmaß zu verwirklichen, wie es der Umfang der brasilianischen Produktion geboten hatte, konnte zur damaligen Zeit nur von den Holländern bewerkstelligt werden (vgl. Furtado 1975 [1970]: 25). Ihr Beitrag war überwältigend, denn sie finanzierten nicht nur den Aufbau der Mühlen und den Import von Sklaven, sondern führten auch den Transport durch und verfügten über die Vertriebskanäle im europäischen Binnenhandel (vgl. *ibid.*: 25). Der Markt für das neue Produkt Zucker musste jedoch erst geschaffen werden, was schließlich auch gelang. Sidney Mintz (1985) beschreibt die Entwicklung des Zuckerkonsums in Europa vortrefflich und ich begnüge mich an dieser Stelle mit einem Verweis auf sein Standardwerk. Aufgrund dieser Konstellation schien es beinahe zwingend, dass die Gewinne aus den Zuckerrohrplantagen in Brasilien letztlich nicht zur Gänze bei der portugiesischen Krone landeten. Diese kassierte zwar ein Drittel des Endpreises (vgl. Novy 2001: 77), musste aber zusehen, wie die Gewinne an die Ökonomien des Zentrums weiterwanderten (vgl. Wallerstein 1986: 146). Es waren Holland und England, welche „*via Verschuldung die*

*portugiesische Krone kontrollierten*“ (Novy 2001: 77). Die Eliten aus den Zentren stellten jedoch nicht nur das Kapital und kümmerten sich um die Vermarktung, sondern waren vielmehr Pioniere beim Aufbau der Zuckerindustrien vor Ort, wie das Beispiel der flämischen Kaufmannsfamilie Schetz zeigt: auf deren Anwesen, einem bedeutenden Zuckergut in der südlichen Provinz São Vicente (vgl. de Abreu 1997 [1907]: 40f.), konnte sich in den Jahren 1553/54 etwa der berühmte Hans Staden (der in indigener Gemeinschaft wider Willen eine der ersten „Ethnographien“ Brasiliens verfasste) von den Strapazen seiner Begegnung mit den „*wilden, nackten, grimmigen Menschenfresser-Leuten*“ (Staden 1984 [1557]) erholen (vgl. Stols 2004: 262).

#### **2.4. Der Zuckerzyklus**

Nach den Ausführungen über die wirtschaftliche Natur der Zuckerwirtschaft soll diese nun in ihrer Blütezeit betrachtet werden. Nachdem die Organisation der Produktionsfaktoren in einer geeigneten Weise erfolgt und eine günstige Situation für das Gedeihen der kolonialen Zuckerwirtschaft erst einmal geschaffen war, funktionierte das altbewährte System der Plantagenökonomie nun auch in der Neuen Welt.

Der Anbau von Zuckerrohr war auf schmale Küstenstreifen im Nordosten und einige Gebiete in der südlichen Region São Vicente beschränkt, wobei die nordöstlichen Regionen Pernambuco und Bahia den überwiegenden Teil der Zuckergüter beherbergten. Das Wachstum fand also im Nordosten statt, wo sich auch die am stärksten ausgeprägte Zuckerwirtschaft entwickelte. Da die Unterschiede zwischen den jeweiligen Regionen relativ gering sind und die Gemeinsamkeiten überwiegen, halte ich es für zulässig, eine spezifische Region stellvertretend für alle anderen zu beschreiben (vgl. Schwartz 2004b: 176). Deshalb genügt uns die Darstellung der Verhältnisse im Nordosten, wobei für die beiden Regionen Bahia und Pernambuco jeweils ein gut dokumentiertes Fallbeispiel vorliegt: für Pernambuco beziehe ich mich im Folgenden auf Gilberto Freyre (2006 [1933]) und das „*Engenho Noruega*“; bei den Ausführungen bezüglich Bahia folge ich Stuart B. Schwartzs (1973; 2004b) Untersuchungen des „*Engenho Sergipe do Conde*“. Im Folgenden soll der Prozess der Ausweitung der Zuckerindustrie untersucht werden, welcher in den 1570er Jahren einsetzte und etwa ein Jahrhundert lang andauerte.

Die tropischen Verhältnisse und die großen Produktionseinheiten begünstigten eine hervorragende Entwicklung. Dies drückt sich in der raschen Steigerung der Zahl der Zuckermühlen sowie der insgesamt erzeugten Menge an Zucker aus. So wurde die Kolonie binnen kurzer Zeit zum weltgrößten Zuckerproduzenten. Dieser Prozess lässt sich sehr gut anhand der Zusammensetzung des in Antwerpen gehandelten Zuckers veranschaulichen (vgl. Stols 2004: 260):

1552/53 kam noch 51 % des gehandelten Zuckers aus São Tomé, 20 % aus Madeira, 10 % von den Antillen, 9 % von den Kanaren und 6 % aus Nordafrika. Der brasilianische Anteil ist in dieser Periode noch gering und lediglich in den restlichen 4 % unbekannter Herkunft enthalten (vgl. *ibid.*: 260).

1570 war Brasilien mit 15 % schon der zweitgrößte Produzent, hinter São Tomé mit 70 %, aber schon vor Nordafrika mit 5 %. Die restlichen Atlantikinseln werden bereits in den insignifikanten 10 % unbekannter

Herkunft zusammengefasst (vgl. *ibid.*: 260). Dies zeigt den Niedergang der dortigen Industrie.

Das letzte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts offenbart bereits ein gänzlich anderes Bild: Brasilien war bis zur Jahrhundertwende zum Hauptlieferanten aufgestiegen und dominierte den Weltmarkt mit 86 %, vor São Tomé mit nur noch 2 % und weiteren 12 % unbekannter Herkunft (vgl. *ibid.*: 260).

Zu diesem Zeitpunkt übertraf Brasilien mit Sicherheit alle Vorstellungen, die man damals hinsichtlich der Produktivität der Zuckerwirtschaft gehabt haben könnte. Es ist klar, dass eine derartige Steigerung in der Produktion nicht ohne eine ebenfalls steigende Nachfrage erfolgen kann. In der Tat wurde die Entwicklung der brasilianischen Zuckerindustrie durch den wachsenden Konsum in Europa und die daraus resultierenden hohen Preise begünstigt (vgl. Schwartz 2004b: 162). Da die Produktivität in der Zuckerwirtschaft über lange Zeit auf einem gleichbleibendem Niveau verharrte, konnte diese Produktionssteigerung nur einer ebenfalls wachsenden Anzahl von Zuckermühlen geschuldet sein: von den insgesamt 60 Zuckermühlen Brasiliens im Jahr 1570 fanden sich 23 in Pernambuco und 18 in Bahia; 15 Jahre später hatte sich die Gesamtzahl bereits verdoppelt und von den 120 Zuckermühlen standen 66 in Pernambuco und 36 in Bahia (vgl. *ibid.*: 161).

Pernambuco erlebte innerhalb von 15 Jahren eine Vervierfachung seiner *engenhos*, nämlich von 30 im Jahre 1576 auf 66 im Jahre 1584 und auf 121 in 1590 (vgl. Freyre 2006 [1933]: 516). Während dort die 30 Zuckermühlen von 1576 gerade 900 Tonnen erzeugten (vgl. *ibid.*: 341), produzierten jene 66 von 1584 schon 3.000 Tonnen (vgl. *ibid.*: 516).

Zu Ende des 16. Jahrhunderts erzeugte Brasilien etwa 30.000 Tonnen Zucker jährlich: das ist das Zehnfache der Produktion zu Beginn der Blütezeit in den 1570er Jahren (vgl. Furtado 1975 [1970]: 48). Hier handelte es sich jedoch nicht um eine Produktivitätssteigerung, sondern bloß um eine simple Ausweitung der Kapazitäten, was in diesem Zusammenhang jedenfalls die Bestellung von mehr Land und den Einsatz von mehr Sklaven bedeutete, möglicherweise auch die Verbesserung der Ausrüstung. Darüber hinaus war der Zuckerrohranbau in Brasilien fast das ganze Jahr über möglich – ein entscheidender Vorteil gegenüber Konkurrenten in gemäßigteren Gebieten (vgl. Schwartz 2004b: 177). Die daraus resultierende Überlegenheit der brasilianischen Produzenten wird deutlich, wenn man die Kapazitäten der Mühlen vergleicht: während eine Mühle auf Madeira im Durchschnitt 23 Tonnen Zucker jährlich produzierte und die Produktivität auf São Tomé zwischen 15 und 25 Tonnen lag, erreichten die Produktionseinheiten in Bahia im Durchschnitt 69 Tonnen und in Pernambuco sogar 87 Tonnen (vgl. Schwartz 2004a: 18). Es war aber nicht nur der Umfang im Steigen begriffen, auch die Preise befanden sich während der ganzen zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Aufwind, wovon die *senhores-de-engenho* ungemein profitierten. Da die *engenhos* in Pernambuco die höchste Produktivität aufwiesen, überstieg der Reichtum der Mühlenbesitzer in dieser Region deutlich den ihrer Kollegen in Bahia oder anderswo (vgl. Freyre 2006 [1933]: 341). Allein in Pernambuco legten 1618 über 120 Schiffe an, um die wertvolle Fracht zu laden (vgl. *ibid.*: 516). Auch nach Bahia kamen Schiffe aus ganz Europa: natürlich aus Antwerpen, Lissabon, Venedig, aber auch aus Malmö, Riga, Kopenhagen und Bremen (vgl. Schwartz 2004b: 174). Die Wachstumsrate der Industrie war außerordentlich hoch: in den besten Zeiten, zeigt Furtado (1975 [1970]: 50f.), „*war die Zuckerwirtschaft rentabel genug um eine Verdoppelung ihrer Produktionskapazität in jeweils zwei Jahren selbst zu finanzieren*“.

Das „weiße Gold“ (vgl. Vieira 2004: 65) erwirtschaftete also Reichtümer, welche sogar imstande waren, die Krone über die nach wie vor ausbleibenden Edelmetallfunde hinwegzutrusten. Allein, gerade als die eben erschlossene Geldquelle zu sprudeln begann, verabschiedete sich Portugal auch schon wieder von der imperialen Weltbühne: 1580 ging die Herrschaft der Avis-Dynastie zu Ende, womit Portugal eine Personalunion mit Spanien eingehen musste (vgl. de Abreu 1997 [1907]: 52). Von nun an regierten die Habsburger über Brasilien. Als Portugal 1640 wieder unabhängig wurde, sollte sich das Blatt allerdings bereits zu seinen Ungunsten gewendet haben, denn zu Mitte des 17. Jahrhunderts war der Glanz vergangener Zeiten für die Portugiesen schon in weite Ferne gerückt: etwa um 1650 musste Brasilien nämlich seine Stellung als Hauptproduzent am weltweiten Zuckermarkt abgeben (vgl. Schwartz 2004a: 12).

Den Niedergang der Zuckerwirtschaft werde ich in einem der folgenden Abschnitte noch genauer behandeln. Nach der Darstellung der ökonomischen Aspekte und der zahlenmäßigen Entwicklung des Zuckerzyklus möchte ich nun auf die Art und Weise zu sprechen kommen, auf welche das Zuckergut die kolonialen Verhältnisse in sozialer Hinsicht prägte. Stuart Schwartz (vgl. 2004b: 158) weist darauf hin, dass das *engenho* (bzw. die *fazenda*) selbst eine Mikrogesellschaft war, die sich selbst genügte. Außer ihr konnte sich in der frühkolonialen Periode keine andere Struktur entwickeln. Nach meiner Einschätzung stellte Brasilien zu dieser Zeit im Grunde ein Mosaik solcher Mikrogesellschaften dar. Im Folgenden liefere ich daher Argumente, welche diese Sichtweise stützen sollen.

## **2.5. Die Institution der *fazenda***

Wir kennen bereits die Zuckermühle – das *engenho* – und identifizierten es als den „industriellen“ Teil des Zuckerguts. Die Plantagen wurden als Latifundien charakterisiert, welche den „agrарischen“ Teil der Zuckerwirtschaft darstellen und den Rohstoff für das *engenho* liefern. Die Verschmelzung dieser beiden Elemente wurde bisher als „Plantagenökonomie“ bezeichnet. Nun soll ein Begriff eingeführt werden, die den brasilianischen Verhältnissen angemessen ist und die das Land durch seine ganze Geschichte hindurch begleitete: die *fazenda*. Dieser Begriff leitet sich vom portugiesischen „*fazer*“ (dt. tun, machen) ab und bezeichnet daher in etwa „einen Ort, an dem etwas gemacht wird“. Die Institution der *fazenda* beinhaltet alles bisher Erwähnte: Sklavenarbeit, Monokultur, Exportproduktion, Großgrundbesitz, um nur die wirtschaftlichen Faktoren aufzuzählen, welche eine *fazenda* charakterisieren.

Die Einführung des Begriffs soll vorerst dazu dienen, die Bestandteile des Zuckerguts – Mühle und Plantage – nicht mehr unterscheiden zu müssen, sondern sie unter *fazenda* zusammenzufassen, auch wenn in Zusammenhang mit der Zuckerwirtschaft selbst der Begriff *engenho* noch geläufiger war. Es macht jedoch Sinn, sich an das Phänomen *fazenda* und seine Begrifflichkeit zu gewöhnen und wir werden in späteren Kapiteln auch den Grund dafür sehen. Der brasilianische Anthropologe Darcy Ribeiro (vgl. 1985 [1969]: 286) meint, dass aufgrund der chronologischen Abfolge die Zuckerplantage als Grundform der *fazenda* angesehen werden kann und er datiert die Geburt der „*neobrasilianischen Kultur*“ (ibid.: 266) auf die Jahre, die den Beginn des Zuckerzyklus markieren. Es ist aufgrund der vorangegangenen Ausführungen nicht von

der Hand zu weisen, dass die *fazenda* im 16. und 17. Jahrhundert der Prototyp dieser Gesellschaft war. Sie sollte auch die bestimmende Institution bleiben, welche in den folgenden Jahrhunderten die nationale Entwicklung prägte (vgl. *ibid.*: 286). Es wurde bereits gezeigt, wie mit dem Zuckerrohr die von Ribeiro erwähnte Grundform der tropischen Landwirtschaft in die Neue Welt gelangte. Der Zucker verlieh der agrarischen Kolonisierung in den Tropen letztlich Gestalt. Großgrundbesitz und Sklavenarbeit waren die Anforderungen, die er an eine solche Kolonisierung stellte. Das Ergebnis von alledem war schließlich die *fazenda*, welche sich vor dem Hintergrund einer sich herausbildenden kapitalistischen Weltwirtschaft ideal entwickeln konnte. In den 1570er Jahren war sie dann plötzlich da und blieb fortan das Maß aller Dinge: welches Anbauprodukt auch immer, es wurden alle nachfolgenden landwirtschaftlichen Unternehmungen nach dem Ebenbild der ursprünglichen *fazenda* geschaffen. Sie war nicht nur einfach eine Produktionseinheit, sondern ein „*Raum-Macht-Komplex*“, wie Novy (2001: 78) es nennt, in dem „*[e]ine bestimmte Form der wirtschaftlichen Macht [...] mit der Dominanz des Raumes einher[ging], in dem sich diese Produktionsprozesse konzentrierten*“.

Die *fazenda* war durch eine extreme Hierarchisierung der sozialen Beziehungen gekennzeichnet, in welcher eine geringe Anzahl beinahe allmächtiger *senhores-de-engenho* einer zunehmenden Zahl von recht- und besitzlosen Sklaven gegenüberstand. Diesen Widerspruch, welcher ein grundlegendes Merkmal der brasilianischen Gesellschaft darstellt, beschreibt Gilberto Freyre (2006 [1933]) als das Gegensatzpaar „*Herrenhaus und Sklavenhütte (Casa Grande e Senzala)*“. Herrenhaus und Sklavenhütte sind die Grundbausteine der *fazenda*: Novy (vgl. 2001: 129) weist darauf hin, dass es außerhalb dieser Räume nicht zur Bildung einer Zivilgesellschaft kommen konnte. Für Aktivitäten, die nicht direkt oder zumindest indirekt mit der Zuckerwirtschaft in Verbindung standen, gab es keine Existenzberechtigung.

Daher erfolgte die Bildung der brasilianischen Gesellschaft innerhalb der Mauern des Herrenhauses und nahm so einen patriarchalen und aristokratischen Charakter an (vgl. Freyre 2006 [1933]: 79). Ich werde im nächsten Abschnitt über die freien Zuckerbauern noch zeigen, wie *senhores-de-engenho* in der Lage waren, neben ihren Sklaven und Familien auch eine beachtliche Zahl von freien Individuen um sich zu scharen und so ihren Herrenhäusern beinahe die Merkmale von Hofstaaten verliehen. Der Wirtschaftshistoriker Caio Prado Jr. (2008 [1942]: 284) beschreibt diese Gemeinschaft als den „*patriarchalen Klan*“, eine Einheit, „*[...] in der sich die Bevölkerung eines großen Teils des Landes gruppiert und die, auf Basis der Herrschaft über großen Landbesitz die Menge der Individuen versammelt, welche an ihren Aktivitäten teilnehmen oder ihr angeschlossen sind; vom Besitzer, der von hoch oben diesen kleinen Teil der Menschheit lenkt und souverän über ihn herrscht, bis zum letzten Sklaven und Angehörigen seiner Klientel*“.

Der patriarchale Klan bildete also den Kern der brasilianischen Gesellschaft und war räumlich im Herrenhaus der *fazenda* verortet. Da die *fazenda* die einzige Organisationsform war, stellte die Gesellschaft zu dieser Zeit bloß eine Ansammlung solcher Einheiten dar, wie sie Prado Jr. beschreibt. Den Stellenwert der *fazenda* in der Strukturierung der brasilianischen Verhältnisse bringt auch Darcy Ribeiro (vgl. 1985 [1969]: 285) auf den Punkt, indem er darauf hinweist, dass sich diese noch vor der brasilianischen Gesellschaft selbst konstituierte. Die Struktur der *fazenda* besteht aus den vier bereits erwähnten Elementen: Exportproduktion,

Monokultur, Landkonzentration und Sklavenarbeit. Auf dieser Basis entwickelte sich dann auch die Gesellschaft. Diese Struktur wurde derart verinnerlicht, dass sie sogar nach dem Niedergang der Zuckerwirtschaft noch weiter funktionieren konnte. Die spezifische Organisation der Produktion, wie sie das Zuckerrohr zu Beginn der Kolonisierung benötigt hatte, wurde in weiterer Folge von den nachkommenden Exportprodukten Gold, Kaffee und Baumwolle übernommen.

In der Phase der stärksten Ausprägung der brasilianische Zuckerwirtschaft erleben wir also die Geburt der Institutionen *fazenda* und *engenho* und in weiterer Folge die Herausbildung der brasilianischen Gesellschaft selbst. So wie sich die ersten Zuckergüter im Umfeld der für den Handel mit den Indigenen errichteten Niederlassungen bildeten, so entwickelten sich schließlich die wirtschaftlichen und sozialen Strukturen dieser neuen Gesellschaft im Schatten der Zuckergüter, wie auch Ribeiro (ibid.: 285) feststellt:

*„Die fazenda spielte als Institution die entscheidende Rolle in der Entwicklung der brasilianischen Gesellschaft. Um sie herum entstand ein ganzes soziales System aus lauter nachgeordneten Institutionen, Sitten und Glaubensvorstellungen, um sie funktionsfähig zu machen und zu erhalten. Selbst die Familie, das Volk und die Nation entstanden und entwickelten sich im Schatten der fazenda, d.h. wurden entscheidend von ihr geprägt“.*

Eine weitere Funktion erfüllte die *fazenda* übrigens hervorragend, nämlich die Expansion in und die Kolonisierung von unberührten Gebieten, also die Erschließung des Hinterlandes. Dies geschah vor allem aufgrund der wachsenden Nachfrage nach zwei unerlässlichen Dingen: Nahrung (vor allem Fleisch) und Holz (um die Zuckermühlen anzufeuern). Ohne diese wirtschaftlichen Komplexe, die sich als Anhängsel der Zuckerwirtschaft entwickelten, um deren existenzielle Bedürfnisse zu stillen, hätten die Siedler im Land weder überleben noch Zucker produzieren können (vgl. Furtado 1975 [1970]: 58).

Die Territorialisierung der kapitalistischen Produktionsweise in Brasilien war – kurz gesagt – also ein bedeutsamer Verdienst der *fazenda*. Selbst bis heute erweist sich nur die *fazenda* als fähig, die entlegensten Gebiete des Landes in den Prozess der nationalen Wertschöpfung einzubinden.

Um einen meines Erachtens wichtigen sozialen Aspekt der Zuckerrohrwirtschaft herauszuarbeiten, beschreibe ich nun im Folgenden das gespannte Verhältnis zwischen zwei sozialen Schichten von Zuckerproduzenten: den Mühlenbesitzern (*senhores-de-engenho*) und den Zuckerbauern (*lavradores-de-cana*). So soll gezeigt werden, welche Rolle das Kriterium der Kapitalausstattung in der sozialen Differenzierung spielte und wie sehr dieser Produktionsfaktor imstande war, den beiden anderen Faktoren Arbeit und Land seinen ökonomischen Imperativ aufzuzwingen.

## **2.6. Mühlenbesitzer und Zuckerbauern**

Nun soll der Frage nachgegangen werden, wie die Produktion von Zucker organisiert war. Das führt uns zu einer Unterscheidung zwischen zwei Arten von Produzenten, nämlich den *senhores-de-engenho* (Mühlenbesitzer) und den *lavradores-de-cana* (Zuckerbauern). Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass sich diese beiden Gruppen vor allem hinsichtlich der Kapitalausstattung und des Landbesitzes unterscheiden. Während die Ersteren über beides ausreichend verfügten und imstande waren, eine voll funktionsfähige

Zuckerwirtschaft aufzubauen – also Plantagen zu bewirtschaften und eine Mühle zu betreiben – fehlte den *lavradores-de-cana* das Anfangskapital für den Aufbau der Mühle und sie zählten in der Regel auch nicht zu den Landbesitzern. Es scheint verständlich, dass die ersten Mühlenbesitzer darauf bedacht waren, die Konkurrenz in ihrem Gewerbe zu beschränken und sich daher gegen die Bestrebungen der Zuckerbauern stellten, selbst Mühlen zu errichten (vgl. Schwartz 1973: 158). Abgesehen davon, dass die Form der Landvergabe nach dem *Sesmaria*-System ohnehin die Landkonzentration in der Hand einiger weniger Aristokraten zur Folge hatte, lag in diesem Konkurrenzdenken der *senhores-de-engenho* ein weiterer Grund für die frühe Bildung einer elitären Schicht von Großgrundbesitzern. In Bahia sollte dieser Umstand am eklatantesten zu Tage treten, denn dort besaßen zwei Familien praktisch das ganze verfügbare Land: wer historische Beschreibungen der tausende Quadratkilometer großen Grundstücke liest (vgl. Freyre 2006 [1933]: 99), wähnt sich im Bereich des Fantastischen. Im Großen und Ganzen wurde die Beziehung zwischen den *senhores-de-engenho* und den *lavradores-de-cana* im Rahmen eines Pachtsystems gelöst, was den Zuckerbauern Zugang zum Produktionsfaktor Land verschaffte und für die Mühlenbesitzer eine attraktive Möglichkeit darstellte, Kosten und Risiken teilweise auf die Pächter zu übertragen (vgl. Schwartz 1973: 152). Hieraus sollte sich bald eine gegenseitige Abhängigkeit entwickeln, denn nicht nur die Zuckerbauern waren darauf angewiesen, ihr Zuckerrohr gleich nach der Ernte im *engenho* weiterverarbeiten zu lassen, sondern auch das *engenho* musste ständig mit neuem Zuckerrohr gespeist werden, welches der Mühlenbesitzer alleine nicht aufzubringen vermochte. Die Lösung des Problems auf diese Weise war mitnichten eine Ausnahme in der Organisation der brasilianischen Zuckerindustrie, sondern stellte vielmehr die Regel dar. Schwartz (vgl. 2004b: 185) weist in seiner Untersuchung der Situation der Zuckerbauern in Bahia darauf hin, dass ein Mühlenbesitzer im Durchschnitt von drei bis vier Zuckerbauern „beliefert“ wurde, wobei diese Zahl in einigen Ausnahmefällen höher liegen konnte. Am Beispiel des „*Engenho Sergipe do Conde*“ – eines der Größten seiner Art – wird mit 30 *lavradores-de-cana* das Maximum dokumentiert (vgl. Schwartz 1973: 181).

Die ständige Konkurrenz und die latente Abhängigkeit zwischen *lavradores-de-cana* und *senhores-de-engenho* lassen ein gespanntes wie auch wechselhaftes Verhältnis beider Gruppen zueinander vermuten. Zweifelsohne standen beide als Vertreter der Zuckerwirtschaft an der Spitze der kolonialen Gesellschaft. Die *lavradores-de-cana* waren sehr darauf bedacht, sich von den gewöhnlichen *lavradores* (Bauern) zu unterscheiden und sich als landwirtschaftliche Elite hervorzuheben (vgl. Schwartz 2004b: 183f.; Schwartz 1973: 153). Interessant ist, dass sie jedoch nie eigene Interessen verfolgten, welche nicht auch jenen der Mühlenbesitzer entsprochen hätten. Natürlich einte sie ihre gemeinsame wirtschaftliche Tätigkeit, ihre Abhängigkeit von den Zuckerpreisen und ihre Abneigung gegenüber den gierigen Händlern, denen sie in der Hauptstadt Salvador ihr Endprodukt verkaufen mussten (vgl. Schwartz 2004b: 187; Schwartz 1973: 187). Genauso hätte aber auch ein offener Verteilungskampf um die wichtigsten Ressourcen – Land, Arbeitskräfte, Feuerholz und Nahrung – ausbrechen können. Dass es dazu nicht kam, verdient unsere besondere Aufmerksamkeit, da dies einem Umstand zu verdanken ist, welcher selbst in der Gegenwart noch als Erklärung ähnlicher Phänomene dienen kann. Die *lavradores-de-cana* hatten nämlich ein besonderes

Interesse an der Aufrechterhaltung einer Struktur, welche ihnen wenn auch nicht den besten, so wenigstens den zweitbesten Platz in der Gesellschaft zuweisen sollte. Denn – so lautete ihr sehnlichster Wunsch – eines Tages würde ihnen der Aufstieg in die Klasse der *senhores-de-engenho* ermöglicht werden (vgl. Schwartz 1973: 191). Dadurch identifizierten sie sich stets mit diesen und organisierten sich nie als eigenständige Gruppe. Schwartz (ibid.: 153) fasst dies in folgender Analogie treffend zusammen: „*If sugar was king and the mill owners his barons, the lavradores hoped to be his squires*“.

Im empirischen Kapitel über die Kleinbauern der familiären Landwirtschaft, welche sich im gegenwärtigen Diskurs über die Agrarreform auf die Seite der Großgrundbesitzer stellen, wird sich zeigen, wie wichtig es für die herrschende Elite bei der Stabilisierung ihrer Macht ist, auf die Unterstützung eines "landwirtschaftlichen Mittelstands" zählen zu können. Nun möchte ich jedoch vorerst die Darstellung der kolonialen Plantagenökonomie des Zuckerrohrs zu Ende führen. Sehen wir uns also den Prozess des Verfalls der Zuckerwirtschaft zu Ende des 17. Jahrhunderts an.

## **2.7. Der Niedergang der Zuckerwirtschaft**

Nach über hundert Jahren fulminanten Wachstums kam die Blütezeit des Zuckers in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu ihrem Ende. Der ausschlaggebende Faktor für diesen Niedergang war interessanterweise jener, welcher sich auch für den Erfolg der Industrie verantwortlich zeigte: die Holländer. Es wurde gezeigt, dass es die Holländer waren, welche den großangelegten Handel mit den europäischen Metropolen finanzierten und auch durchführten (vgl. Furtado 1975 [1970]: 25). Darüber hinaus waren manche von ihnen auch selbst bedeutende Zuckerproduzenten. Nun zeigte sich jedoch der Einfluss, den der Lauf der Weltgeschichte zu dieser Zeit in Brasilien hatte: im Zuge des dreißigjährigen Krieges kämpfte Holland gegen Spanien – und somit auch gegen die Portugiesen. Im Jahre 1630 besetzten die Holländer das Produktionszentrum der Zuckerindustrie – die Region Pernambuco im Nordosten (vgl. Schwartz 2004b: 162). Dies hatte zur Folge, dass Portugal die Kontrolle über den wichtigsten Teil seiner Kolonie verlor und die Holländer binnen weniger Jahre nicht nur die Technik der Zuckerproduktion erlernten, sondern auch die dafür erforderliche Ausrüstung in ihre Hände fiel. Indem sie diese auf die Antillen transportierten, verlagerten sie das globale Zentrum des Zuckerrohrs in der gleichen Weise in eine andere Region, wie es die Portugiesen Jahrhunderte früher getan hatten, als sie es über den Atlantik brachten (vgl. Furtado 1975 [1970]: 36). Wie Furtado (vgl. ibid.: 29f.) feststellt, war es ohne die Unterstützung Hollands in keiner Weise möglich, den Handel mit Zucker im gleichen Maße aufrechtzuerhalten. Zudem setzte die starke Konkurrenz seitens der holländischen Antillen der brasilianischen Zuckerindustrie stark zu. Auf dem Weltmarkt für Zucker kam es zu einem Preisverfall, womit das Geschäft immer weniger rentabel wurde. Die Produzenten reagierten darauf jedoch nicht mit einem Produktionsrückgang, wie man es von einem marktorientierten Unternehmen eigentlich hätte erwarten können. Ich habe bereits angemerkt, dass dies mit der spezifischen Organisation des Produktionsfaktors Arbeit verbunden ist: die Arbeiter auf den Plantagen waren Sklaven, für deren Anschaffung bezahlt wurde. Einmal vorhanden, war es vom Gesichtspunkt der anfallenden Kosten einerlei,

ob diese nun Zucker produzierten oder nicht: für ihren Unterhalt musste der Plantagenbesitzer in jedem Fall aufkommen (vgl. *ibid.*: 53). Dieser entschied sich daher im Zweifelsfall für die Fortführung der Produktion. Hier offenbart sich die Mächtigkeit der Struktur des Weltsystems: der *senhor-de-engenho* mag zwar an der Spitze des wirtschaftlichen und sozialen Gefüges des kolonialen Brasiliens gestanden haben, innerhalb der kapitalistischen Weltwirtschaft jedoch blieb ihm keine andere Möglichkeit, als seine Rolle des Produzenten und Lieferanten eines kolonialen Exportprodukts zu erfüllen. Diesen bis in die Gegenwart bestehenden Zwang beschreibt Novy (2001: 14) in ähnlicher Weise: „*Vor Ort herrscht er, aber die Strukturen weisen ihm weltweit einen bloß untergeordneten Platz zu. Diese Doppelrolle von mächtig/ohnmächtig wurzelt in einer doppelten Räumlichkeit: Er agiert vor Ort und ist in eine größere – nationale und globale – Raumstruktur eingebunden, in der er nichts zu reden hat.*“

Aus Sicht der Zuckerproduzenten des Nordostens hätte der Zuckerzyklus also weitergehen können. Dass der Verfall dennoch rasch einsetzte, war einem aus Sicht der portugiesischen Krone äußerst günstigem Umstand zu verdanken: um das Jahr 1690 wurde im Südosten des Landes Gold gefunden. Dieses Datum markiert den Beginn des Goldzyklus in Brasilien, welcher etwa 80 Jahre lang dauerte und die Kolonie wirtschaftlich am Leben erhielt (vgl. Furtado 1975 [1970]: 83). Als Folge des neuen Aufschwungs wurden alle in der Zuckerwirtschaft nicht mehr benötigten Arbeitskräfte in diese Region verlagert. Die Zuckerproduktion ging weiter zurück, hörte jedoch während des gesamten Goldzyklus´ nie ganz auf und konnte so ihre Struktur auch während langanhaltender Phasen der Depression aufrechterhalten (vgl. *ibid.*: 56). So überdauerte die Plantagenökonomie des Zuckerrohrs in einer Art Dornröschenschlaf das folgende Jahrhundert und konservierte jene Eigenheiten, nach denen sie im 16. Jahrhundert die brasilianische Gesellschaft strukturiert hatte (vgl. *ibid.*: 56). Die Goldförderung fand ihrerseits um 1780 ein abruptes Ende und setzte schlagartig eine große Zahl nicht mehr benötigter Sklaven frei. Diese mussten nun in einem anderen Sektor eingesetzt werden. Zudem fiel mit Haiti als Folge des Sklavenaufstands im Jahr 1789 einer der größten Zuckerproduzenten aus, was die Lage am Weltmarkt zu Gunsten Brasiliens beeinflusste (vgl. *ibid.*: 82). Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert setzte so der zweite Zuckerzyklus Brasiliens ein. Der Nordosten hatte zu dieser Zeit aber seine Stellung als wirtschaftliches und politisches Zentrum der Kolonie bereits an den Südosten verloren: dieser Wandel kommt in der 1763 erfolgten Ablösung Salvadors durch Rio de Janeiro als Hauptstadt sehr gut zum Ausdruck (vgl. Novy 2001: 79). Die Stellung als Zentrum Brasiliens sollte der Südosten fortan nie wieder abgeben. Der letzte Abschnitt dieses Kapitels findet daher in dieser Region statt. Nach der Darstellung der Entwicklung der brasilianischen Gesellschaft im Nordosten im Schatten der *fazenda* (vgl. Ribeiro 1985 [1969]: 285), werde ich jetzt dazu übergehen, im Südosten die Art und Weise der Aufrechterhaltung dieser Struktur zu untersuchen.

## 2.8. Die Konservierung der Struktur *fazenda*

Die ursprüngliche Struktur der Plantagenökonomie des Zuckerrohrs – gekennzeichnet durch Großgrundbesitz, Exportproduktion, Sklavenarbeit und Monokultur – konnte sich in Gestalt der *fazenda* über mehrere Jahrhunderte erhalten. Auch die weiteren Entwicklungen des 19. Jahrhunderts folgten ihren Prinzipien. Hinsichtlich der Organisation des Produktionsfaktors Boden stellte der Erlass des Landgesetzes von 1850 das wichtigste Ereignis dar (vgl. Novy 2001: 91; Ribeiro 1985 [1969]: 293f.), wohingegen die Arbeitsbeziehungen durch die Abschaffung der Sklaverei (1888) und die europäische Einwanderung (im Laufe des 19. Jahrhunderts) tiefgreifende Veränderungen erfuhren. Auch nach der Unabhängigkeit (1822) behielt Brasilien seine periphere Stellung im Weltsystem bei, wobei der Kaffee als neues Exportprodukt diente. Dieser Prozess sei kurz dargestellt.

Das Ende der Sklaverei zeichnete sich schon während des gesamten 19. Jahrhunderts ab und die Plantagenbesitzer mussten sich daher rechtzeitig Gedanken machen, wie sie ihre Herrschaft über die Arbeitskräfte festigen konnten. Zwar wurde ihr Landbesitz zu keiner Zeit infrage gestellt, aber sie waren auf die Verfügung über eine große Zahl von abhängigen Arbeitern angewiesen. Die Lösung war das Landgesetz von 1850, welches Boden zu einer Ware machte. Der zu zahlende Preis war aber so hoch, dass es der Bevölkerung unmöglich war, Land zu kaufen, womit ein Monopol auf Bodenbesitz geschaffen wurde.

Das Kalkül der Maßnahme bestand in der Sicherstellung der Versorgung der *fazendas* mit Arbeitskräften durch Ausschluss der Landbevölkerung vom Produktionsfaktor Boden. Dadurch festigte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Verhältnis von Herrschern und Beherrschten, denn aus der damaligen Sicht der Agraroligarchie waren Land und Menschen bloß Waren, über die man verfügte und in den Produktionsprozess einbrachte. Zum gleichen Schluss kommt Novy (vgl. 2001: 91) und auch Ribeiro (vgl. 1985 [1969]: 294) beschreibt die Entwicklung in einer ähnlichen Weise. Weiters zeigt sich hier meiner Meinung nach ganz klar eine Ähnlichkeit zum Prozess der Einhegungen in England, wie er von Marx und Polanyi beschrieben und untersucht wurde. Die Art und Weise, wie in Brasilien die Produktionsfaktoren Arbeit und Land in das System der Marktwirtschaft übergeführt wurden, entspricht genau der ursprünglichen Akkumulation, wie sie Marx (vgl. 2011 [1872]: 661) beschrieben hatte. Da nach Polanyi (vgl. 1978 [1944]: 107f.) weder der Mensch noch die Natur für den Markt hergestellt wurde – sie also fiktive Waren sind – bedarf es eines Mechanismus der Degradierung: das Landgesetz von 1850 eignete sich dafür besonders.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde also eine Produktionsweise zugunsten einer anderen zerstört (vgl. Meillassoux 1983 [1975]: 114): die Sklavenarbeit wich der Lohnarbeit und das System der *Sesmarias* als Prinzip des Landbesitzes wurde von jenem des uneingeschränkten Privateigentums abgelöst. An die Stelle des direkten Zwangs der Sklaverei trat der indirekte Zwang des Geldes. Die historisch gewachsene und mit dem Landgesetz gefestigte Struktur der Landkonzentration bot der großen Masse der Bevölkerung keinen anderen Handlungsspielraum, als der Lohnarbeit auf den Plantagen nachzugehen. Daher stimme ich Novy (vgl. 2001: 84) zu, wenn er in diesem Zusammenhang darauf hinweist, dass sich Sklavenarbeit und Lohnarbeit im Fall Brasiliens deutlich ähnlicher sind, als es auf den ersten Blick scheint.

Dennoch versuchte die Agraroligarchie Brasiliens mit allen Mitteln, die Abschaffung der Sklaverei aufzuhalten oder wenigstens hinauszuzögern. Dabei war ihr sogar Erfolg beschieden, denn nirgendwo sonst in der westlichen Hemisphäre konnte sich die Institution der Sklaverei so lange halten wie in Brasilien, wo sie erst 1888 abgeschafft wurde. Die Situation der nunmehr befreiten Ex-Sklaven wurde dadurch aber wenig verändert. Mangels Alternativen verließen sie nur sehr zögerlich ihre angestammte Umgebung, die Plantage, worauf auch Furtado (1975 [1970]: 116) hinweist: „*die Mobilität erfolgte von Plantage zu Plantage, und nur eine geringe Zahl wanderte aus dem Gebiet ab*“. Oft konnten sich die freigelassenen Sklaven sogar glücklich schätzen, wenn sie weiterhin für ihren ehemaligen Herren arbeiten durften und dafür einen Lohn erhielten. Denn angesichts der europäischen Einwanderung, welche etwa in den 1820er Jahren einsetzte und im letzten Viertel des Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, waren sie als Arbeitskräfte immer weniger gefragt. Darüber hinaus manifestierte sich das zur damaligen Zeit vorherrschende Vorurteil der Unterlegenheit der Afrikaner in der Politik der „Weißmachung“ (*branqueamento*) (vgl. Hofbauer 2006).

Die historische Darstellung kommt hier zu ihrem Ende. Nichtsdestotrotz beinhaltet der nun folgende empirische Teil weitere Darstellungen geschichtlicher Fakten. Einerseits sollen so wichtige Zusammenhänge zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart verdeutlicht werden, andererseits wurde von meinen Gesprächspartnern des öfteren Bezug zu Themen der jüngeren Geschichte genommen. Es handelt sich dabei um in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stattfindende Entwicklungen, welche stark ineinander verwoben sind und sich daher nicht klar voneinander abgrenzen lassen: die Entstehung der modernen Plantagenökonomie des Zuckerrohrs, die Modernisierung der Landwirtschaft, die Landflucht und die Geschichte der Landlosenbewegung MST. Ihre Darstellung offenbart ein Bild der gegenwärtigen Realität des ländlichen Brasiliens und soll als Einführung in den empirischen Teil dienen.

## IV. Empirischer Teil

Der Stand des Wissens über die Rolle der Plantagenökonomie des Zuckerrohrs bei der Ausgestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Struktur Brasiliens wurde nun dargelegt. Im Folgenden befasse ich mich mit der Forschungsfragestellung nach den Auswirkungen der Vergangenheit auf die Gegenwart und beantworte diese unter Heranziehung der Ergebnisse meiner Feldforschung.

### 1. Methodische Vorgangsweise

Zur Beantwortung der Forschungsfragestellung führte ich im Zeitraum von September 2010 bis Januar 2011 eine empirische Datenerhebung vor Ort durch. Diese beinhaltete die Durchführung von teilnehmenden Beobachtungen und Interviews im Süden Brasiliens, vor allem im Bundesstaat São Paulo.

Ziel der Feldforschung war es, mit Kleinbauern, Landarbeitern und Landlosen im Umfeld der modernen Plantagenökonomien in Kontakt zu kommen und Aufschluss über ihre Lebenswelten zu erlangen. Die Heterogenität dieser drei Gruppen und die damit einhergehende Komplexität des Themas machte die Wahl verschiedener Forschungsorte erforderlich. Während der fünfmonatigen Feldforschung führte mich mein Vorhaben daher an verschiedenste Lokalitäten in der gewählten Region, wobei mein Ausgangspunkt die Stadt Botucatu im Landesinneren des Bundesstaats São Paulo war. Von diesen Orten möchte ich im Rahmen der vorliegenden Arbeit drei besonders hervorheben, da sie stellvertretend für die wichtigen Themen meiner Forschung stehen.

In der Stadt Barra Bonita konnte ich die moderne Plantagenökonomie des Zuckerrohrs untersuchen. Im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung führte ich dort informelle Gespräche mit Zuckerrohrarbeitern und weiteren Bewohnern, um Informationen über die Funktionsweise der gegenwärtigen Zuckerrohrwirtschaft zu erhalten. Meine eigenen Beobachtungen fokussierten auf den Einfluss der lokalen Raffinerie auf die Ausgestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in dieser Stadt. Darüber hinaus recherchierte ich im Stadtmuseum historische Dokumente, um die Entstehungsgeschichte der Zuckerrohrwirtschaft zu beleuchten. Abschließend führte ich ein Experteninterview mit dem Präsidenten der Landarbeitergewerkschaft von Barra Bonita, um einen Überblick über die aktuelle Situation – insbesondere hinsichtlich der Arbeitsbeziehungen – zu erlangen. Die Ergebnisse der Feldforschung in Barra Bonita fasse ich im ersten Teil der Ergebnisdarstellung unter dem Titel „*Macht der Struktur – die moderne Plantagenökonomie*“ zusammen.

Die Untersuchung der gegenwärtigen Produktionsweise der familiären Landwirtschaft geschah unter anderem während eines Forschungsaufenthaltes im Norden des Bundesstaats Paraná. Konkret handelt es sich dabei um drei Städte bzw. Ortschaften an der Grenze zum Bundesstaat São Paulo: Cornelio Procópio, Leópolis und Sertaneja. Im Rahmen dieser Analyse lege ich den Fokus auf die während des Aufenthaltes bei

einer Familie von Kleinbauern in Leópolis gemachten Erfahrungen. Das Herstellen einer formellen Interviewsituation gestaltete sich in diesem Fall als schwierig und ich verzichtete letztlich darauf, da ich mir von informellen Gesprächen gehaltvollere Aussagen erwartete. Aus diesen Gründen arbeitete ich ausschließlich mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung und es liegen zu diesem Forschungsaufenthalt keine Tonbandaufnahmen vor. Ich bin jedoch der Ansicht, dass die Qualität der Feldnotizen dieses Manko zu kompensieren vermag: diese enthalten ausführliche Gesprächsnotizen – teilweise Originalzitate – aus Unterhaltungen über die wirtschaftlichen Entscheidungsvorgänge der Kleinbauern bei der Bewirtschaftung ihres Landes und geben detailliert Aufschluss über deren Betroffenheit durch die umliegenden Plantagenökonomien. Die Ergebnisse dieses Forschungsaufenthaltes stelle ich im Teil *„Handlungsspielräume innerhalb der Struktur: die Kleinbauern“* dar.

Der Feldforschungsaufenthalt auf einer Siedlung der Landlosenbewegung im Süden des Bundesstaats São Paulo – in den Gemeinden Itapeva und Itaberá – brachte das meiste empirische Material hervor. Hier führte ich neben einer teilnehmenden Beobachtung und vielen Gesprächen mit Siedlern auch mehrere Interviews durch. Dabei handelt es sich um halbstrukturierte narrative Interviews mit Siedlern und Experteninterviews mit Funktionären der Landlosenbewegung. Hier wollte ich über die praktische Umsetzung der Agrarreform Aufschluss erlangen und erfahren, welchen Schwierigkeiten die Landlosen dabei begegnen. Die wichtigsten Themen sind hierbei Landkonflikte, Formen der Zusammenarbeit unter den Siedlern und die Alternativen landwirtschaftlicher Produktion. Die Ergebnisse dieser Feldforschung gebe ich im letzten Teil *„Widerstand gegen die Struktur: die Landlosenbewegung“* wieder.

Zu diesen drei längeren Feldforschungsaufenthalten kommen noch weitere Datenerhebungen hinzu, von denen ich vor allem zwei hervorheben möchte, da sie für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung sind. Zum einen handelt es sich dabei um ein Experteninterview mit einem führenden Funktionär der Landlosenbewegung, der mir sehr genau über die Entstehung und Ausprägung von Landkonflikten im Bundesstaat São Paulo Auskunft erteilen konnte. Darüber hinaus unterstützte er mich beim Feldzugang zu der oben beschriebenen Siedlung in Itapeva/Itaberá. Die Ergebnisse aus diesem Interview lasse ich hauptsächlich in den letzten Teil einfließen, einige Aspekte finden sich auch im einleitenden Abschnitt wieder. Zum anderen führte ich ein weiteres Experteninterview mit drei Vertretern der Landbehörde von São Paulo, welche eine Unterabteilung des Justizministeriums darstellt. Ziel des Gesprächs war es, einen Überblick über die komplexen Rechtsgrundlagen von Landnahme, Landbesetzungen und Landenteignungen zu erlangen. Da diese Behörde zudem für die Umsetzung der Agrarreform verantwortlich ist, ergänzen die Ergebnisse aus diesem Interview die Besprechung dieses Themas. Aus diesem Grund behandle ich es ebenfalls im Teil über die Landlosenbewegung.

Insgesamt umfasst das während der fünfmonatigen Forschung empirisch erhobene Material 16 Tonbandaufnahmen und 150 Seiten Feldnotizen, davon etwa 90 Seiten an Memos, welche in weiterer Folge

zu umfassenden Beschreibungen ausgearbeitet wurden. Da sechs zu Beginn aufgenommene Gespräche und kurze leitfadengestützte Interviews noch wenig gehaltvoll waren, wurden diese in der darauffolgenden Weiterbearbeitung ausgespart. Die zehn verbliebenen Interviews wurden in literarischer Umschrift und in portugiesischer Sprache transkribiert und anschließend der zusammenfassenden Inhaltsanalyse nach Mayring (vgl. 2002: 94ff.) unterzogen. Die dabei gebildeten Kategorien dienen als inhaltliches Grundgerüst des empirischen Teils.

Bei der Darstellung der Ergebnisse aus den Interviews bemühte ich mich darum, meine Gesprächspartner selbst zu Wort kommen zu lassen. Dazu wurden ihre Originalzitate übersetzt und in den meisten Fällen auch ungekürzt dargestellt, um die Aussagen im ursprünglichen Kontext zu präsentieren. Von dieser Vorgangsweise erhoffe ich mir eine gewisse Vielstimmigkeit und bin mir bewusst, dass auch die Widersprüchlichkeit einzelner Aussagen dazu gehört.

## **2. Macht der Struktur: die moderne Plantagenökonomie**

### **2.1. Die Modernisierung der Landwirtschaft**

In diesem Abschnitt wird der Wandel der brasilianischen Landwirtschaft im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschrieben. Besonders zwei Phasen der Modernisierung prägten dabei den Charakter der landwirtschaftlichen Produktion nachhaltig.

Die erste Phase der Modernisierung der Landwirtschaft wird als „Grüne Revolution“ (*Revolução Verde*) bezeichnet. Diese Entwicklung setzte in Brasilien etwa zu Beginn der 1960er Jahre ein und beschreibt eine Periode der Mechanisierung der landwirtschaftlichen Arbeitsabläufe, der Verbesserung des Saatguts und eines zunehmenden Einsatzes chemischer Produkte, wie Dünge- und Schädlingsbekämpfungsmittel (Insektizide, Pestizide, Herbizide, Fungizide). Mit dieser Intensivierung der Produktion ging zudem eine Expansion der Anbauflächen einher und die agrarische Grenze verschob sich weit in Richtung Hinterland. Den bedeutsamsten Aspekt der Grünen Revolution stellte sicherlich die Kapitalisierung der Landwirtschaft dar. So verdrängte der vermehrte Einsatz von Maschinen einerseits den Faktor Arbeit vom Land, da ein großer Teil der auf den *fazendas* beschäftigten Lohnarbeiter nicht mehr benötigt wurde und mangels eigenem Landbesitz zur Abwanderung in die Städte gezwungen war. Andererseits konnten die noch existierenden Kleinbauern aufgrund fehlender Kapitalausstattung nicht mit den Entwicklungen der Zeit mithalten und die familiäre Landwirtschaft wurde im Rahmen der Neustrukturierung der Produktionsverhältnisse in weiten Teilen des Landes beinahe vollständig zerstört (vgl. de Almeida et al. 2000: 18). Bis dato boten diese beiden Sektoren – also die familiäre Subsistenzwirtschaft und die Lohnarbeit auf den Plantagenökonomien – einem großen Teil der ruralen Bevölkerung eine Lebensgrundlage (vgl. Ribeiro 1985 [1969]: 307). Die Modernisierung der Landwirtschaft im Zuge der Grünen Revolution führte daher zu einer massiven Abwanderung von bäuerlichen Familien in die Städte – eine Migration, die als „ruraler Exodus“ in die

Geschichte Brasiliens einging (vgl. Graziano da Silva 1982 zit. nach Wolford 2003: 203). Ganze Dörfer und Kleinstädte verschwanden von der Landkarte, wie es einer meiner Interviewpartner, Zezinho (vgl. 2011: 65-66), formulierte. Diese Migration von Kleinbauern und Landarbeitern in die Städte ist für das Verständnis der in dieser Arbeit behandelten Phänomene von großer Wichtigkeit, da dieser Prozess eine neue Kategorie von Menschen hervorbrachte: das Landproletariat, also jene, denen es an Land und Kapital mangelt und die auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen sind. Diese in der Landwirtschaft beschäftigten Tagelöhner, welche in der Regel am Stadtrand wohnen und täglich aufs Land pendeln, um dort auf den *fazendas* zu arbeiten, werden *bóia-frias* genannt (vgl. de Almeida et al. 2000: 11). Dieser Name leitet sich von der Tatsache ab, dass ihr frühmorgens zubereitetes Mittagessen zum Zeitpunkt des Verzehrs schon erkaltet ist. Die Entstehung der Landlosenbewegung MST (*Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra* – Bewegung der Landarbeiter ohne Land) kann als direkte Folge der Landflucht angesehen werden, welche ihrerseits wiederum aus der Modernisierung der Landwirtschaft resultierte.

Die zweite Phase der agrarischen Modernisierung begann in den 1980er Jahren und kann als der Prozess der Entstehung einer kapitalistischen Landwirtschaft in Brasilien angesehen werden – die Geburt des *agronegocio*, der modernen Plantagenökonomie. In dieser Periode erfolgte ein Zusammenschluss der Großgrundbesitzer, welche oft über unproduktives Land in Form von extensiven Weideflächen verfügten, mit der Industrie und dem Finanzsektor, welche Investitionsmöglichkeiten für ihr Kapital suchten. Indem viele der bis dato für Weidewirtschaft genutzten Latifundien in Plantagen umgewandelt wurden, intensivierte sich die landwirtschaftliche Produktion weiter und die Anbauflächen für Kulturen wie Soja, Zuckerrohr, Holz, Orangen und ähnliche Exportgüter dehnten sich rasch aus. Das *agronegocio* stellt hier also eine Fortführung der Produktionsweise der historischen Plantagenökonomie dar und wird daher als „moderner Deckmantel“ für die *fazenda* kritisiert. Aus technologischer Sicht zwar modern, aus sozialer und ökologischer Sicht jedoch archaisch und laut dem brasilianischen Agrargeographen und profunden Kenner der Materie, Bernardo Mançano Fernandes (2005: 11), eine Institution, in welcher die „[...] Ausbeutung und Dominanz von der Sklaverei bis hin zur satellitengesteuerten Erntemaschine allgegenwärtig [ist]“. Diese Selbstdarstellung des *agronegocio* als „modern“ sei letztlich bloß ein Versuch, das Bild eines „produktiven Latifundiums“ zu etablieren, um so den wahren, ausbeuterischen Charakter dieser Produktionsweise zu verschleiern.

Der Grund für diese Selbstdarstellung der Agraroligarchie liegt im damaligen Diskurs über die nationale Entwicklung – insbesondere in der Landwirtschaft. Dabei wurde über verschiedenste Möglichkeiten der Überwindung der Unterentwicklung der Nation debattiert. Es schien vor allem die von Besitzkonzentration und geringer Produktivität gekennzeichnete landwirtschaftliche Struktur des Latifundiums im Weg zu stehen. Die produktive Nutzung ungenützter Flächen war zu dieser Zeit das Anliegen von Regierungen verschiedenster Couleur und insbesondere das Projekt der Agrarreform sollte eine Lösung darstellen. Jedoch war die konkrete Art ihrer Umsetzung ein höchst brisantes Thema und alleine im Laufe der 1960er Jahre

wurden 400 verschiedene Agrarreformprojekte diskutiert (vgl. Ribeiro 1985 [1969]: 310). Erst in der Verfassung von 1988 wurde schließlich festgehalten, dass Land eine soziale Funktion zu erfüllen habe, also produktiv genutzt werden müsse. Ansonsten konnte es zum Zwecke der Agrarreform enteignet werden.

Die unproduktiven Latifundien der Weidewirtschaft gelangten so in den Fokus der landwirtschaftlichen Reformbestrebungen. In Reaktion darauf setzte die Agraroligarchie dem Projekt der Agrarreform ab den 1980er und insbesondere den 1990er Jahren ihr Gegenmodell des *agronegocio* entgegen und präsentierte es als moderne und produktive Form der Landwirtschaft. Den Verlauf dieses Diskurses schilderte mir ein führendes Mitglied der Landlosenbewegung, Mateus Delwek (2010: 436-448):

*„Es gibt Intellektuelle, welche das agronegocio verteidigen und die Agrarreform bekämpfen. Sie sagen das Folgende: hier in Brasilien braucht es keine Agrarreform mehr, denn das Landproblem wurde bereits mit dem agronegocio gelöst. Gelöst durch die Modernisierung der Landwirtschaft, also gibt es kein agrarisches Problem mehr in Brasilien. Sie sagen, es gibt keine Landkonflikte mehr, keine Landlosen, und das Land wird jetzt produktiv genutzt. Die fazendas sind jetzt modern, also braucht man keine Agrarreform mehr zu machen. Denn es gibt kein unproduktives Land und auch keine Arbeiter, die Land wollen, weil die schon alle in der Stadt sind. Es stimmt, dass sie in der Stadt sind, aber diese Leute träumen davon, um Land zu kämpfen. Sie gingen in die Städte und träumen von ihrer Rückkehr aufs Land. Sie leben nicht mehr auf dem Land, weil man sie von dort vertrieben hat. Diese Logik wird also verteidigt: Brasilien braucht keine Agrarreform, denn das agrarische Problem wurde bereits gelöst. Der Kapitalismus hat es gelöst. Die Investitionen an Kapital machten das Land produktiv und als Konsequenz dessen gibt es keine Notwendigkeit mehr für eine Agrarreform.“*

Auf diese Weise erfand sich die althergebrachte Struktur der Plantagenökonomie also neu und ihr Modell des *agronegocio* wird heute im öffentlichen Diskurs kaum noch in Frage gestellt. Vielmehr präsentiert es sich als die einzige Alternative landwirtschaftlicher Produktion. Darauf werde ich anhand von Fallbeispielen noch näher eingehen. Vorerst soll das Beispiel der Plantagenökonomie des Zuckerrohrs die Funktionsweise der kapitalistischen Landwirtschaft veranschaulichen.

## **2.2. Die Plantagenökonomie des Zuckerrohrs in Barra Bonita**

Die Zuckerproduktion in Brasilien feiert gerade ihr 500-jähriges Bestehen und es ist bemerkenswert, dass sie sich noch dazu heute lebendiger präsentiert als je zuvor. Ich wäre fast dazu geneigt, die gegenwärtige Periode erneut als „Zuckerzyklus“ zu kennzeichnen, jedoch ist die Wiederbelebung der Industrie nicht dem Produkt Zucker in seiner ursprünglichen Form geschuldet, sondern dem Treibstoff Ethanol. Zu den fünf von Sidney Mintz (vgl. 1985: 78) identifizierten Verwendungszwecken des Zuckers – Medizin, Gewürz, Dekorationsmittel, Süßstoff und Konservierungsmittel – kommt somit ein sechster hinzu. Aus Zuckerrohr sollte nun Ethanol gewonnen werden. Diese Entwicklung begann in Brasilien im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts als Teil eines Programms der Importsubstitution von Energie (vgl. Novy 2001: 102).

Im Rahmen des von der Militärdiktatur initiierten nationalen Alkoholprogramms PROALCOOL wurde der Aufbau von Ethanolraffinerien und die Exportproduktion subventioniert und damit die sich in einer tiefen Krise befindende Zuckerrohrindustrie gerettet. Dieser Prozess lässt sich daher als „Ethanolzyklus“ beschreiben. Kritiker vergleichen diese Vorgänge mit dem Bild eines Zombies, der an den Tropf gehängt und so künstlich am Leben erhalten wird. Dazu schilderte mir Mateus Delwek (2010: 220-227), ein Funktionär der Landlosenbewegung, seine Sicht der Dinge:

*„PROALCOOL hat in den 1970er Jahren begonnen, unter der Militärdiktatur. Es erlaubte dem Staat, ein fehlgeschlagenes Modell zu finanzieren. Es gab ein Modell der Zuckerproduktion in Brasilien und das war gescheitert. Aufgrund des Drucks der Kapitalisten und der Besitzer der Raffinerien schuf der Staat das Programm PROALCOOL. Dieses sollte die Rahmenbedingungen herstellen, damit der Staat diesen Produktionsprozess wiederbeleben und finanzieren konnte. Der Staat kreierte also diese Mechanismen, er schuf Institute um technische Hilfe zu leisten, er schuf den Mechanismus des Zuckerexports. Es war ein Prozess der Wiederbelebung der Zuckerproduktion in Brasilien.“*

Das Programm PROALCOOL ist bedeutsam, um die Verhältnisse der Gegenwart zu erklären, denn ihm ist die Rückkehr des Zuckerrohrs in Gestalt von Ethanol letztlich zu verdanken. Ohne die staatlichen Interventionen während der 1970er Jahre würde es die ausgedehnten Zuckerrohrplantagen im Bundesstaat São Paulo heute wahrscheinlich nicht geben. Das Programm schuf die Voraussetzungen für den Aufstieg Brasiliens zu einem der weltweit führenden Produzenten von Ethanol. Damit musste selbstverständlich die Entwicklung von auf Basis von Ethanol betriebenen Fahrzeugen verbunden sein: tatsächlich ist heute beinahe jedes Fahrzeug in Brasilien in der Lage, Benzin und Ethanol in beliebigen Mischverhältnissen zu tanken. Die Umstellung auf Ethanol wurde durch den Ölchock von 1973 in Gang gesetzt. Da Ethanol und Benzin Substitute sind, werden sie am gleichen Markt gehandelt und ihre Entwicklungen gehen Hand in Hand: so kann etwa ein Anstieg des Ölpreises nicht ohne Folgen für die Ethanolindustrie sein.

Aus dieser Perspektive lässt sich die Geschichte des Zuckerrohrs fortschreiben: denn das 21. Jahrhundert begann mit einem starken Anstieg des Ölpreises und brasilianisches Ethanol erlebte in Verbindung mit dem Wunsch der Industrieländer nach „sauberen“ Treibstoffen einen regelrechten Boom. Der Ölpreis kletterte in der ersten Hälfte des Jahres 2008 auf ungeahnte Höhen und die größten Energieverbraucher USA und EU erließen zur gleichen Zeit Regelungen über die verpflichtende Beimischung von Agrartreibstoffen. So stellte sich also die Tendenz des Weltmarktes dar. An dieser Stelle sei an Elmar Altvater (1987: 87) erinnert, der in ähnlicher Weise fragte, *„durch welche Wirkungsmechanismen sich Weltmarktendenzen in nationale und regionale Realitäten transponieren“*. Wie wirkte sich diese globale Entwicklung also auf Brasilien aus? Diese Frage ist im Grunde leicht zu beantworten: natürlich reagierte Brasilien mit einer Expansion der Anbauflächen für Zuckerrohr und mit Investitionen in neue Ethanolraffinerien. Die rasche Ausweitung der Produktionskapazitäten wurde jedoch nicht von den Vertretern der Industrie selbst, sondern von der nationalen Entwicklungsbank BNDES finanziert (vgl. Mateus Delwek 2010: 202). Die Plantagen- und Raffineriebesitzer hatten es also wieder einmal geschafft, ihre Partikularinteressen als gesamtgesellschaftliche Interessen auszugeben – eine Strategie, die Pierre Bourdieu (vgl. 1991: 166f.) für wesentlich zur Aufrechterhaltung von Herrschaft hält. Heute konzentriert sich die Produktion von Zuckerrohr auf den Bundesstaat São Paulo, welcher die Region des Nordostens als Zentrum der landwirtschaftlichen Produktion schon vor langer Zeit abgelöst hatte. Hier untersuchte ich die Funktionsweise der heutigen Industrie anhand des Fallbeispiels des weltweit größten Ethanolproduzenten, der Raffinerie *Usina da Barra* in Barra Bonita. Die Ergebnisse dieser Feldforschung präsentiere ich nun in weiterer Folge.

### Geschichte der Usina da Barra

Im Laufe der 1940er Jahre transferierte der aus Piracicaba stammende Großgrundbesitzer Pedro Ometto seine Raffinerie in die am Ufer des Rio Tietê gelegene Ortschaft Barra Bonita (vgl. Bolla/Stangerlhin 1999: 127). Zum Anbau des Zuckerrohrs kaufte er dort mehrere *fazendas*, unter anderem die *Fazenda Pau d'Alho* und beauftragte seinen Sohn Orlando Ometto mit dem weiteren Aufbau der Industrie (vgl. *ibid.*: 129).

In weiterer Folge wurden immer mehr Ländereien in der Umgebung entweder zugekauft oder gepachtet, um die Produktion von Zucker auszuweiten. Wie schon weiter oben erwähnt, muss Zuckerrohr nicht nur rechtzeitig geerntet, sondern nach der Ernte auch sofort verarbeitet werden. Aus diesem Grund müssen die Anbauflächen in unmittelbarer Nähe zur Raffinerie angelegt werden – daraus folgt die extreme Landkonzentration an den Produktionsstätten des Zuckers. Die für die Region so charakteristischen Kaffeeplantagen, welche eineinhalb Jahrhunderte lang die Landschaft geprägt hatten, weichten daher spätestens in den 1950er Jahren dem Zuckerrohr, wie ich aus Gesprächen mit älteren Bewohnern von Barra Bonita erfuhr (vgl. Feldnotizbuch: 49). Um die Größenordnung der modernen Plantagenökonomie zu veranschaulichen, sei diese mit ihrem kolonialen Vorgänger verglichen. Wir erinnern uns daran, dass Brasilien zu Ende des 16. Jahrhunderts etwa 30.000 Tonnen Zucker jährlich erzeugte (vgl. Furtado 1975 [1970]: 48). In der Saison 1964/65 produzierte alleine die *Usina da Barra* 180.000 Tonnen Zucker und 17,5 Millionen Liter Ethanol (vgl. Bolla/Stangerlhin 1999: 129)! Und in der Saison 2008/09 stellte dieselbe Produktionseinheit 500.000 Tonnen Zucker und 315 Millionen Liter Ethanol her (vgl. URL 1). Dies zeigt die fortschreitende Expansion der Industrie und die im Vergleich zum Zuckerkonsum überproportionale Steigerung des Ethanolkonsums.

Die erhöhte Nachfrage nach Ethanol stellt hier also eine Weltmarktrendenz dar. Die Zentren der Weltwirtschaft fragen nach diesem Produkt nach und im Rahmen der globalen Arbeitsteilung kommt der Peripherie die Aufgabe seiner Herstellung zu. Für meine Forschung ist die Frage wichtig, welche Auswirkungen diese Beziehung auf die Orte der Peripherie hat: durch welche Merkmale zeichnen sich diese aus und wie können sie durch die Mechanismen des Weltsystems erklärt werden? Zur Beantwortung dieser Frage begeben wir uns nun vor Ort: in die Stadt des Zuckerrohrs, Barra Bonita.

### Die Stadt im Zuckerrohr

Die Eigenheiten der Zuckerrohr produzierenden Peripherie in Brasilien lassen sich bereits erkennen, sobald man sich in diese begibt. Hier ist der Weg tatsächlich das Ziel: nichts bestärkte mich mehr in meiner Überzeugung, den Auswirkungen der Arbeitsteilung des kapitalistischen Weltsystems gegenüberzustehen, als die Bilder, die während der Fahrt von Botucatu nach Barra Bonita an mir vorbeizogen. Plötzlich befand ich mich mitten in den Zuckerrohrplantagen, die auf beiden Seiten der Straße bis an den Horizont reichten. Von den eben gewachsenen Pflänzchen bis zu in voller Blüte stehenden Exemplaren war das Zuckerrohr in all seinen Wachstumsphasen zu sehen. Und nur Zuckerrohr – es gab nichts anderes. Eine schmale Schneise ermöglichte den Verkehr zwischen den Städten und den Abtransport des geernteten Zuckerrohrs, sonst aber gab es nur ein hellgrünes Glänzen von Millionen von Zuckerrohrpflanzen (vgl. Feldnotizbuch: 38).

Die erste Erfahrung während meiner Feldforschung in Barra Bonita war also eine sensorische: angesichts der Szenerie ist man als Beobachter überwältigt. Nach einigen Tagen wählte ich mich bereits auf einer Insel inmitten des grünen Meers des Zuckerrohrs (vgl. *ibid.*: 55). Um auf die Eindrücklichkeit dieser Erfahrung hinzuweisen, mache ich darauf aufmerksam, dass Sidney Mintz im Zuge seines Aufenthalts auf den Zuckerrohrplantagen Puerto Ricos nicht nur ein ähnliches Erlebnis hatte, sondern dieses auch in beinahe denselben Worten beschrieb (vgl. Mintz 1985: xviii).

Ziel des Aufenthalts in Barra Bonita war es, im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung und durch Gespräche mit Bewohnern der Stadt Aufschluss über die Funktionsweise der lokalen Zuckerrohrwirtschaft zu erlangen. Zum einen wollte ich mehr über die Arbeit auf den Plantagen in Erfahrung bringen, zum anderen stellte sich mir bald die Frage, wo die Menschen dieser Stadt arbeiteten, wenn nicht auf den Plantagen und vor allem woher sie ihre Lebensmittel bezogen, da es neben dem Zuckerrohr offensichtlich keine andere landwirtschaftliche Aktivität gab. In diesem Sinne gibt das Zuckerrohr die Struktur vor, deren Mächtigkeit zu ergründen ist, während ich nach den individuellen Handlungsspielräumen der Subjekte frage (vgl. Novy 2001: 22). Die Frage lautet daher: welche Alternativen zur Sicherung des Lebensunterhalts bieten sich an einem peripheren Ort, dessen Funktion in erster Linie in der Produktion von agrarischen Rohstoffen für die Zentren der Weltwirtschaft besteht? Diese Frage möchte ich anhand der Bedeutung der Produktionsfaktoren Arbeit, Land und Kapital beantworten, da die Realität Barra Bonitas meiner Meinung nach vor allem durch den Zugang zu bzw. den Ausschluss von diesen Faktoren gekennzeichnet ist. Denn hier kann die Diagnose gestellt werden, dass sich sämtliche Mittel der Produktion in der Hand einer Elite befinden, während es der Bevölkerung an diesen Mitteln fehlt.

Die Raffinerie (*usina*) ist der Inbegriff dieser Konzentration von Produktionsfaktoren, während der einzelne Zuckerrohrschneider (*cortador-de-cana*) das Fehlen von Land und Kapital versinnbildlicht. Die Beziehung zwischen dem Raffineriebesitzer und dem Zuckerrohrschneider erinnert an das frühere Verhältnis zwischen dem Mühlenbesitzer (*senhor-de-engenho*) und seinen Sklaven. In der Betrachtung dieses Gegensatzpaares zeigt sich die Bedeutung der Produktionsfaktoren, deren Beschreibung jetzt durch die Charakterisierung der Raffinerie und durch die Darstellung der Landarbeiter auf den Zuckerrohrplantagen erfolgen soll.

Bereits bei meiner Ankunft in Barra Bonita konnte ich einen kurzen Blick auf die dortige Raffinerie werfen, eine Anlage beeindruckenden Ausmaßes, aus der ununterbrochen Rauch aufstieg. Da ich es hier mit dem weltweit größten Produzenten von Ethanol zu tun hatte, versuchte ich zum Zwecke der Erkenntnisgewinnung zuallererst ins Innere der Fabrik zu gelangen. Dieser Versuch schlug allerdings fehl: meine Anfragen wurden zwar beantwortet, jedoch stets nur „an die zuständige Stelle zur Überprüfung weitergeleitet“ – auf die versprochene Einladung warte ich daher bis heute. Erst später erfuhr ich von einem Interviewpartner, dass der Zugang zur Anlage sehr restriktiv ist und mir deshalb der Zutritt verweigert wurde. Daher beschloss ich, einen Lokalausweis zu machen und begab mich ans andere Ende der Stadt. Als ich als einziger Fußgänger weit und breit die Auffahrt zur Autobahn beschritt, blickte ich plötzlich in das Antlitz des *engenho* des 21. Jahrhunderts – der modernen Plantagenökonomie des Zuckerrohrs.

Es war beeindruckend: ein 50 Meter hoher Hügel aus *bagaco*, dem kleingehäckselten Rest der Zuckerrohrpflanzen – dieser wird in einem eigenen Biomassekraftwerk zu Energie umgewandelt. Ein Dickicht von Straßen, auf denen sich ohne Unterbrechung Tanklaster sowie leere und vollbeladene Zuckerrohrtransporter – die drei- bis viergliedrigen „*treminhões*“ (Lastwagenzüge) – bewegen. Zu allen Seiten die grünen Zuckerrohrplantagen, ein reger Verkehr von Rohstoffen und Endprodukten und mittendrin ein alles verschlingender Moloch: die Raffinerie *Usina da Barra* (siehe Abbildung 1).



Abbildung 1: Die Raffinerie *Usina da Barra* im Hintergrund (© Benjamin Daxl)

Arbeitgeber, Großgrundbesitzer, Kapitalist, Zielort der beladenen Lastwägen und Ausgangsort der Tankwägen, börsennotiert in New York und São Paulo: die Fabrik ist sozusagen ein Aushängeschild der brasilianischen Agrarindustrie, des *agronegocio*. Heute steht sie nicht mehr im Besitz der Familie Ometto, sondern gehört zur COSAN-Gruppe, einem internationalen Agrarkonzern brasilianischen Ursprungs.

Laut Angaben von Seu Jaire (vgl. 2010: 50), eines ehemaligen Zuckerrohrschneiders, besitzt die COSAN-Gruppe in der näheren Umgebung von Barra Bonita 15 bis 20 weitere Raffinerien. Bedenkt man, dass eine durchschnittliche Raffinerie mindestens 50.000 Hektar Anbaufläche benötigt (vgl. Mateus Delwek 2010: 202-203), so erlangt man ein Verständnis für die Dimensionen der hier anzutreffenden Produktion. Die Plantagen erstrecken sich nicht nur über die gesamte Umgebung der Stadt Barra Bonita, sondern umfassen vielmehr die ganze Region, einschließlich eines Dutzends kleinerer Städte und Ortschaften. Während es in Barra Bonita noch vereinzelt Beschäftigungsmöglichkeiten im Tourismus und in anderen Gewerben gibt, fehlen diese Alternativen in den Nachbarorten: ihre Bevölkerung besteht überwiegend aus *bóia-frias* – Tagelöhnern, die sich in der umliegenden Landwirtschaft verdingen. In diesem Fall gibt es nur einen einzigen landwirtschaftlichen Sektor, nämlich das Zuckerrohr. Eine andere Form der Beschäftigung steht nicht zur Verfügung. Vor allem jene, die wie Seu Jaire (2010: 63) über keine Ausbildung verfügen, sind auf die Arbeit auf den Plantagen angewiesen: „*Die Arbeit ist sehr hart, aber für uns, die keine Bildung haben ist*

*es eben so: das ist die Arbeit, es gibt keine andere Arbeit“*. Indem die Raffinerie neben dem Landbesitz auch die Möglichkeiten auf Arbeit monopolisiert, schränkt sie den Handlungsspielraum der Bewohner der ganzen Region massiv ein: Einerseits wird Subsistenzwirtschaft unmöglich, andererseits gibt es in der Umgebung neben der COSAN-Gruppe keine weiteren Arbeitgeber. Wer besser ausgebildet ist, findet in diesem Unternehmen auch abseits der harten Feldarbeit Beschäftigung. Für den Rest bleibt die Arbeit auf den Plantagen der einzige Ausweg zur Existenzsicherung.

### Die Zuckerrohrarbeiter

Zur Beschreibung der Lebenswelt der Zuckerrohrschneider im Umfeld der modernen Plantagenökonomie greife ich neben meinen eigenen Beobachtungen auf einige Gespräche mit Zuckerrohrschneidern und ein Interview mit dem Präsidenten der Landarbeitergewerkschaft von Barra Bonita zurück. Dies erlaubt eine vergleichende Darstellung der Arbeitsbedingungen auf den Plantagen zur Zeit der Familie Ometto in den 1980er und 1990er Jahren sowie in der Gegenwart. Grundlage dieser Schilderung ist ein Interview mit dem ehemaligen Landarbeiter Seu Alexandre, dessen Ausführungen ich durch Aussagen des Gewerkschaftsführers Vicente Teixeira ergänze, da beide sowohl die früheren, wie auch die aktuellen Arbeitsbedingungen auf den Plantagen aus eigener Anschauung kennen. Diese Quellen eignen sich zur Veranschaulichung der Realität, wie sie sich für *bóia-frias* im ländlichen Brasilien darstellt.

Der 82-jährige Seu Alexandre (vgl. 2010: 128-130) arbeitete sein ganzes Leben lang als *bóia-fria*: seit dem Verlassen des Elternhauses als junger Mann war er als Tagelöhner auf der Suche nach Arbeit von *fazenda* zu *fazenda* gezogen. Im Interview klagte er über den niedrigen Lohn, der nicht einmal ausreichte, um anständiges Essen zu kaufen:

*„Du hast für einen fazendeiro gearbeitet und die Kaffeesträucher gepflegt. Was du für einen Strauch bekommen hast, das war nichts, du hast einen Dreck verdient, gar nichts hast du verdient. Du hast das Geld genommen um im Lager einzukaufen, du weißt schon, Zucker, Reis und Bohnen, nichts weiter. Dort etwas Anständiges zu essen zu kaufen, das war nicht möglich. Ein Stück Trockenfleisch, manchmal hat man davon ein Stück gekauft. Aber nicht jeden Tag konntest du so etwas essen, denn nicht jeden Tag konntest du das kaufen“* (ibid.: 170-176).

Mit dieser Aussage bezog er sich zwar konkret auf seine Arbeit in der Kaffeewirtschaft, es zeigt sich aber, dass unter den im ländlichen Brasilien vorherrschenden Umständen einem Landarbeiter ohne Land und Kapital keine andere Möglichkeit bleibt, als für einen Hungerlohn auf den *fazendas* zu arbeiten. Die Erfahrungen von Seu Alexandre zeigen, dass sich an der durch das Landgesetz von 1850 etablierten Struktur im Grunde nichts geändert hat. Innerhalb der Struktur des *agronegocio* – einer Allianz von Boden und Kapital – wird dem Träger des Produktionsfaktors Arbeit – also dem Menschen – ein Platz in Armut zugewiesen. Diesen Gedanken drückte jedenfalls Seu Alexandre (ibid.: 228-233) aus, als er mich auf die Frage, wo er geboren sei, mit einer außergewöhnlichen Antwort überraschte:

*„Wer in die Armut geboren ist, kommt aus der Armut nicht heraus. Er gehört schon der Armut. Wohin du auch gehst, wirst du arbeiten und leiden. Die Person verlässt die Armut nicht. Wer zur Armut gehört, gehört der Armut. Wer nicht zur Armut gehört, wer auf der Seite des Reichtums steht, der gehört dem Reichtum und den Reichtum kann er nicht verlassen, denn er ist in ihn hineingefallen. Und die Armut, wer schon in die Armut hineingefallen ist, der kann nirgendwo hin gehen, es führt zu nichts. Wohin du auch gehst, soviel du dich auch bemühst, so intelligent du auch sein magst, es führt kein Weg aus der Armut“*.

Diese Charakterisierung der strukturellen Armut ist für diese Arbeit äußerst aufschlussreich, denn sie offenbart den fehlenden Handlungsspielraum von Individuen innerhalb einer mächtigen Struktur. Seu Alexandre ist einer von Millionen von Brasilianern, welche auf dem Land leben, ohne Land zu besitzen. Da sie keine Subsistenzwirtschaft betreiben können und es auch außerhalb der Landwirtschaft keine Beschäftigungsmöglichkeiten gibt, bleibt ihnen nur eine Existenz als Landproletarier, als *bóia-frias*.

Die Schilderungen Seu Alexandres zeigen ein Leben voller Entbehrungen. Daher verwundert es nicht, wenn man erfährt, dass die Landlosenbewegung MST ihre Mitglieder vor allem aus den Reihen dieser *bóia-frias* rekrutiert (vgl. Mateus Delwek 2010: 286-287). Ein ähnliches Bild der Arbeitsbedingungen auf der Plantage ergibt sich aus der Darstellung des Präsidenten der Landarbeitergewerkschaft, Vicente Teixeira (2010: 515-545), der zu Zeiten der Familie Ometto als Zuckerrohrschneider beschäftigt war:

*„Ich schnitt Zuckerrohr zu den Zeiten der Familie Ometto. Damals war die Arbeit unter aller Würde. Du musstest sehr viel arbeiten: den Bus um vier Uhr dreißig morgens nehmen und bis sechs Uhr abends Zuckerrohr schneiden. Zwölf Stunden lang Zuckerrohr schneiden. Auf heute umgerechnet verdiente ich etwa vier Mindestlöhne, aber wenn du die Arbeitszeit zusammenzählst ist das wenig. Der Pflanze [bituceiro] war 24 Stunden durchgehend hinter dem Lastwagen, heute arbeitet er sechs Stunden. [...] Wir haben das Zuckerrohr auch nachts geschnitten. Du durftest nicht weg vom Zuckerrohr um mit deinem Freund zu sprechen, sonst wurdest du eingesperrt. Wenn du nicht mehr Zuckerrohr schneiden konntest, wurdest du auch eingesperrt. Zu Zeiten des Senhor Orlando Ometto war es die echte Sklaverei! Sein Vater hat ihn schon zur Arbeit gezwungen und das [diese Botschaft] hat er an alle Arbeiter weitergegeben: hier musst du wirklich schuften. Es ist klar, dass du viel verdienst wenn du 24 Stunden arbeitest. Das ist der Unterschied, heute ist es modern. Wir arbeiteten bei Regen, arbeiteten krank. Wer Fieber hatte, musste den Vorarbeiter um Erlaubnis fragen um zum Arzt zu gehen. Du brennst vor Fieber und musst noch um Erlaubnis fragen. Wie oft arbeiteten wir hungrig und saugten am Zuckerrohr! Bis vier Uhr morgens in dieser Usina Tres Barra beim Zuckerrohrschneiden im Dunkeln, denn das Zuckerrohr musste fertig werden und wer sich weigerte, wurde eingesperrt. Du hast gut verdient, weil du viel gearbeitet hast. [...] Damals gab es noch nichts, du musstest die Machete kaufen, die Handschuhe, es gab auch keine Schutzbrillen und Schutzkleidung. Es gab nichts, das ist der Unterschied zu heute. Du musstest alles vom Raffineriebesitzer kaufen. Am Zahltag kauften wir dann in seiner Apotheke ein, in der CooperBarra, das war Betrug“.*

Als ehemaliger Zuckerrohrschneider kennt Vicente Teixeira die Verhältnisse der jüngeren Vergangenheit; als Gewerkschaftsführer weiß er auch über die aktuelle Situation bestens Bescheid. Diese wird im Grunde von zwei Themen geprägt: zum einen von den jungen Arbeitsmigranten aus dem Nordosten Brasiliens, die heute den größten Teil der Zuckerrohrschneider stellen, zum anderen von der fortschreitenden Mechanisierung der Zuckerrohrente. Über diese Themen unterhielt ich mich mit ihm und fasse die Ergebnisse dieses Interviews in den beiden folgenden Abschnitten zusammen.

### **2.3. Die Wanderarbeiter des Nordostens auf den Zuckerrohrplantagen São Paulos**

Sidney Mintz (vgl. 1985: 71) weist darauf hin, dass der Zucker im Laufe der letzten Jahrhunderte Millionen von Menschen zur Migration in verschiedenste Weltregionen veranlasste. Mintz legt in seiner Analyse das Hauptaugenmerk auf die Inseln der Karibik und vernachlässigt meiner Meinung nach die Erfahrungen Brasiliens, indem er das Phänomen bereits in der Vergangenheit verortet. Denn meine eigene Forschung zeigt, dass die Macht des Zuckers, Wanderungsbewegungen auszulösen, in Brasilien zu Beginn des 21. Jahrhunderts ungebrochen stark ist und noch immer hunderttausende Menschen zur Migration veranlasst.

Der Arbeitskräftebedarf der Zuckerrohrplantagen wird heute aus ärmeren Regionen Brasiliens – dazu zählt vor allem der Nordosten des Landes – gedeckt (vgl. Vicente Teixeira 2010: 273-275). Diese werden in ihrer Heimat angeworben und erhalten Arbeitsverträge für jeweils eine Saison, also im Allgemeinen von April bis Oktober. In der Regel handelt es sich um die Söhne von Kleinbauern des Nordostens, welche auf der Suche nach Lohnarbeit in den reichen Bundesstaat São Paulo wandern (vgl. Mateus Delwek 2010: 54-55).

Eine Aussage von Vicente Teixeira (2010: 292-295) untermauert dies: *„Ich sage schon, dass ich von dort komme. Dass ich aus Ceara bin. Wegen der Gewerkschaft bin ich in Ceara, in Maranhão, im ganzen Nordosten bekannter als hier. Wenn ich dorthin komme und sage: "mein Name ist Vicente, ich bin von der Gewerkschaft", dann kennt man mich. Denn von dort kommen die Leute, die hier arbeiten“.*

Die jungen Migranten wohnen während der Arbeit auf den Plantagen entweder in Unterkünften, die von der Fabrik zur Verfügung gestellt werden, oder sie mieten bzw. kaufen gemeinsam ein Haus am Stadtrand (vgl. Mateus Delwek 2010: 80-82). Manche von ihnen kommen seit vielen Jahren regelmäßig zur Arbeit auf die Plantagen und nehmen auch ihre Familien mit. Mateus Delwek (ibid.: 61-72), ein führender Funktionär der Landlosenbewegung, klärte mich über die Beweggründe zur Arbeitsmigration auf:

*„Es gibt dort [im Nordosten] keine Industrie, diese ärmeren Regionen leben also ausschließlich von der Landwirtschaft. Da diese Landwirtschaft mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, passiert das Folgende: wer hierher kommt, stammt aus diesen kleinen ländlichen Gemeinden, wo die Leute zwar ein kleines Stück Land haben, das aber nicht für ihren Lebensunterhalt ausreicht. Manchmal bleiben die Eltern dort und die Kinder kommen, manchmal kommt der Mann mit seiner Frau und die Kinder bleiben dort. Die Situation ist also sehr komplex. Aber dort gibt es keine Arbeit, wenn du dort bleibst, musst du von der landwirtschaftlichen Produktion leben und das ist auch sehr schwierig. Sie kommen also genau wegen der Möglichkeit, ausgehend von einer körperlichen Anstrengung etwas verdienen zu können, sozusagen um einen Lohn zu bekommen. Sie kommen um 700, 800 R\$ pro Monat zu verdienen, davon etwas zu sparen und wenn die Ernte vorbei ist, gehen sie zurück und nehmen mit, was übrig bleibt. Aber es ist eine sehr ausbeuterische Arbeit“.*

Das Phänomen, dass auch die Kinder von Kleinbauern in die Lohnarbeit abwandern, beschränkt sich nicht auf den Nordosten, sondern stellt einen allgemeinen Trend dar. In diesem Fall unterscheidet sich die Situation jedoch grundlegend, da die Arbeitsmigranten des Nordostens ein halbes Jahr im Sektor der Lohnarbeit beschäftigt sind, während sie die restlichen sechs Monate in der familiären Landwirtschaft arbeiten. Diesen Gegensatz bringt eine Studie über das Profil der Zuckerrohrarbeiter, auf die ich mich im Folgenden beziehe, vortrefflich auf den Punkt: demnach ist das Leben der Arbeitsmigranten von zwei Symbolen geprägt, nämlich der Harke (*enxada*) und der Machete (*facão*) (vgl. Pereira Novaes et al. 2007: 2). Dabei symbolisiert die Harke die Subsistenzwirtschaft und die Machete die Lohnarbeit auf den Zuckerrohrplantagen. Zwischen diesen beiden ökonomischen Sphären bewegen sich die Arbeitsmigranten. Diesen Zusammenhang beschreibt Claude Meillassoux (vgl. 1983 [1975]: 119) als eine Form der fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation, da die Produktion bzw. Reproduktion der Arbeitskraft im häuslichen Sektor erfolgt, diese jedoch im kapitalistischen Sektor konsumiert wird. Die *„Überführung der Arbeitskraft vom nichtkapitalistischen Sektor in die kapitalistische Wirtschaft“* geschieht laut Meillassoux (ibid.: 125) entweder in der Form der Landflucht oder in der Form der Rotationswanderungen. In diesem

Sinne bewegen sich die Arbeitsmigranten also Saison für Saison zwischen der kapitalistischen Lohnarbeit und der nicht-kapitalistischen familiären Landwirtschaft, wobei ihr Lohn in diesem Fall an den Kosten der unmittelbaren Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft, jedoch nicht an den gesamten Reproduktionskosten bemessen wird (vgl. *ibid.*: 118). In dieser Weise erfolgt die Ausbeutung der häuslichen Gemeinschaft (vgl. *ibid.*: 129). Meillassoux (vgl. *ibid.*: 138f.) weist darauf hin, dass sich die Wanderarbeiter dabei in einem Konkurrenzverhältnis mit den sich vollständig im kapitalistischen Sektor reproduzierenden Lohnarbeitern befinden und daher mit einer diskriminierenden Ideologie konfrontiert werden.

Ohne an dieser Stelle auf die konkrete Ausprägung dieser Ideologie einzugehen, kann ich nur bestätigen, dass die Arbeitsmigranten des Nordostens im Bundesstaat São Paulo mit einer Vielzahl von Vorurteilen konfrontiert werden. Diese Grundhaltung ist im reichen Süden und Südosten weitverbreitet und lässt sich auf die Zuwanderung von Millionen von „*nordestinos*“ (Bewohner des Nordostens) in den Jahrzehnten der Landflucht zurückführen. Darauf möchte ich jedoch nicht weiter eingehen, sondern mit der Beschreibung der Umstände ihrer Arbeit fortfahren. Ihr Verdienst richtet sich ausschließlich nach der Produktion, also nach der Menge des geschnittenen Zuckerrohrs. Dabei wird eine erforderliche Mindestmenge festgesetzt, die in jedem Fall geerntet werden muss, um die Arbeit behalten zu können. Es zeigt sich deutlich, dass die rasante Produktivitätssteigerung der letzten Jahrzehnte vor allem den erhöhten Anstrengungen der Arbeiter geschuldet ist, welche ihrerseits auf den ständig steigenden Leistungsdruck zurückzuführen sind: während in den 1980er Jahren noch eine tägliche Menge zwischen fünf und acht Tonnen gefordert war, musste ein Zuckerrohrschneider in den 1990er Jahren bereits zwischen acht und neun Tonnen produzieren. Im Jahr 2000 lag der Durchschnitt bereits bei zehn Tonnen und stieg bis 2004 auf zwölf bis 15 Tonnen pro Tag (vgl. de Moraes Silva 2008: 4). Hier zeigt sich nicht nur erneut eines der Hauptmerkmale der Struktur der *fazenda*, nämlich die Überausbeutung der Arbeit, sondern vielmehr offenbart sich die Ähnlichkeit heutiger Arbeitsbedingungen mit jenen des 17. Jahrhunderts: auch damals wurde von jedem Sklaven eine Mindestmenge an geschnittenem Zuckerrohr gefordert (vgl. Schwartz 1973: 172).

Die Bedingungen, unter denen die Arbeit durchgeführt wird, zeigen das Ausmaß der Überausbeutung auf: einer medizinischen Studie zufolge verrichtet ein Zuckerrohrschneider an einem Arbeitstag durchschnittlich 3.792 Schläge mit der Machete, wobei er sich jedes Mal bis zum Boden bücken muss, um das Zuckerrohr zu schneiden (vgl. de Moraes Silva 2008: 7). Die Anstrengungen sind in etwa mit jenen eines Marathonlaufs zu vergleichen (vgl. URL 2). An einem Tag trinkt ein Arbeiter durchschnittlich 7,8 Liter Wasser (vgl. de Moraes Silva 2008: 7). Aufgrund des Verlusts von Mineralsalzen durch Schwitzen kommt es oft zu Krämpfen, eine der häufigsten Todesursachen auf den Plantagen. Viele Arbeiter verletzen sich auch mit der Machete an Beinen, Armen und der Brust (vgl. Feldnotizbuch: 59). Hohe Temperaturen und mangelnde Ernährung führen ebenfalls zu oft lebensbedrohlichen Erschöpfungszuständen.

Diese dauernde Steigerung der Produktivität der Plantagenarbeiter veränderte nachhaltig das Gesicht des Zuckerrohrschneidens in São Paulo. Während es früher noch möglich war, jahrzehntelang in diesem Sektor beschäftigt zu sein und sogar in diesem in Pension zu gehen, stellen Zuckerrohrschneider über 40

mittlerweile die Ausnahme dar; Frauen sind eine Seltenheit. Heute ist beinahe die Hälfte der Plantagenarbeiter zwischen 17 und 25 Jahren alt (vgl. Pereira Novaes et al. 2007: 7). Diese jungen Migranten zeigen sich besonders motiviert, ihre Kraft und Ausdauer auf den Plantagen unter Beweis zu stellen. Mit harter Arbeit können sie ein beachtliches Einkommen erwirtschaften: im Durchschnitt verdient ein Zuckerrohrschneider zwischen R\$ 900 und R\$ 1.200, die Produktivsten unter ihnen sogar zwischen R\$ 1.600 und R\$ 1.800 (vgl. Vicente Teixeira 2010: 487). Zum Vergleich: der Mindestlohn liegt zurzeit bei R\$ 600. Gemessen an den Einkommensmöglichkeiten im Nordosten ermöglicht die Arbeit auf den Plantagen also einen relativ guten Verdienst. Doch lange wird diese Möglichkeit für die jungen *nordestinos* nicht mehr bestehen. Der Zuckerrohrernte im Bundesstaat São Paulo stehen massive Veränderungen hinsichtlich der Arbeitsorganisation bevor. Diese behandle ich im folgenden Abschnitt.

#### **2.4. „Endogenisierung exogener Faktoren“ am Beispiel der Zuckerrohrernte**

Es soll nun gezeigt werden, welche lokalen Auswirkungen globale Entwicklungen nach sich ziehen können. In diesem Zusammenhang spricht Elmar Altvater (1987: 87) von der „*Endogenisierung exogener Faktoren*“ und meint damit die Folgen, welche in den Zentren stattfindende Vorgänge auf die Peripherie haben können. Dieser Zugang ist für meine Arbeit sehr wichtig, da er die Verbindung der globalen und der lokalen Ebene betont.

Hinsichtlich der Zuckerrohrernte sind gewisse Veränderungen, wie die Umstellung von manueller auf maschinelle Ernte, folgeschwer. Dabei handelt es sich um einen weiteren Schritt der Modernisierung der Landwirtschaft, von der gesagt wurde, dass sie eine dauerhafte Verdrängung des Produktionsfaktors Arbeit durch das Kapital darstellt. Die Umstellung auf maschinelle Ernte ist also Teil dieses nunmehr 50 Jahre andauernden Prozesses: eine Maschine kann bis zu hundert Arbeiter ersetzen (vgl. Vicente Teixeira 2010: 198-199). Die Zuckerrohrindustrie im Bundesstaat São Paulo verpflichtete sich selbst dazu, die Ernte bis 2014 vollkommen auf Maschinen umzustellen. Dies würde bedeuten, dass die Praxis des händischen Schneidens von Zuckerrohr – zumindest in diesem Bundesstaat, welcher immerhin für 90 % der nationalen Produktion verantwortlich ist – nach fünf Jahrhunderten ein Ende findet. Dieses Phänomen ist äußerst beachtenswert. Die Gründe dafür sind in den Zentren der Weltwirtschaft zu finden und stellen die erwähnten „*exogenen Faktoren*“ (Altvater 1987: 87) dar. Die Entstehung der Nachfrage nach Agrartreibstoffen als Ausdruck des Wunsches nach „sauberer“ bzw. erneuerbarer Energie wurde bereits als ein solcher exogener Faktor identifiziert, der in Form der Expansion der Anbauflächen von Zuckerrohr sowie der Errichtung neuer Ethanolraffinerien in Brasilien „endogenisiert“ wurde. Darin allein besteht jedoch noch nichts Außergewöhnliches. Vielmehr ist der weitere Verlauf der Geschichte von Interesse: die Konsumenten in den Zentren erkannten bald, dass der saubere Treibstoff in Wirklichkeit so sauber gar nicht ist. Zum einen muss sich der Zuckerrohrsektor permanent den Vorwurf der modernen Sklavenarbeit gefallen lassen. Zum anderen liegt das an den Erntebedingungen: da sich das Zuckerrohr zu einem dichten Gestrüpp auswächst, muss es vor der händischen Ernte abgebrannt werden. Die teilweise sogar noch auf Satellitenbildern erkennbaren

schwarzen Rauchsäulen ließen auf CO<sup>2</sup>-Emissionen schließen, welche weit über den Erwartungen der Konsumenten „sauberer“ Treibstoffe lagen. Der darauffolgende Druck, der auf die Ethanolindustrie ausgeübt wurde, stellt einen weiteren exogenen Faktor dar.

Die Praxis des Abbrennens ist zwar gesetzlich verboten, aber dennoch üblich. Ansonsten wäre die händische Ernte gar nicht erst möglich. Im Nachhinein wird der in den Nachtstunden gelegte Brand einfach als Unfall dargestellt (vgl. Feldnotizbuch: 24). Wenn wir also fragen, durch welche Merkmale sich eine Zuckerrohr produzierende Peripherie auszeichnet, so kann nun festgestellt werden, dass abseits der Landstraßen immer irgendwo Feuer brennen und nachts stündlich ein weiteres Glühen am Horizont auftaucht. Mir persönlich ist vor allem ein Ereignis in Erinnerung: der eines Nachmittags auf Barra Bonita niedergehende Ascheregen (vgl. *ibid.*: 24). Diese „idyllischen Vorgänge“ sollen also schon bald der Vergangenheit angehören. Der Druck der Konsumenten von Agrartreibstoffen aus den Zentren führte zu der bereits erwähnten Selbstverpflichtung der Zuckerrohrindustrie. Mit ihr beginnt der Prozess der „Endogenisierung des exogenen Faktors“. Dieser setzt sich in der tatsächlichen Umstellung von manueller auf maschinelle Ernte fort und zeigt vor allem hinsichtlich des Faktors Arbeit erhebliche Auswirkungen: etwa 100.000 Zuckerrohrarbeiter verlieren dadurch ihre Beschäftigung. Es mag überraschen, wenn ein Gewerkschaftspräsident diese Entwicklung als positiv sieht. Vicente Teixeiras (vgl. 2010: 287) Argument ist jedoch, dass das Schneiden von Zuckerrohr nicht unter menschenwürdigen Bedingungen geschehen kann und es daher von Maschinen erledigt werden müsse. Ein anderes Argument ökonomischer Natur wiegt jedoch noch schwerer: da nun das Abbrennen nicht mehr erforderlich ist, bleiben die trockenen Blätter des Zuckerrohrs übrig. Diese werden zur Herstellung von Energie verwendet, was nach Auskunft von Vicente Teixeira (vgl. *ibid.*: 215-216) mittlerweile ein noch einträglicheres Geschäft als das Zuckerrohr selbst darstellt.

Jedenfalls birgt die Umstellung von manueller auf maschinelle Ernte je nach Sichtweise gleichzeitig positive wie negative Aspekte in sich – eine abschließende Beurteilung will ich daher nicht vornehmen. Es sei dennoch angemerkt, dass sich auf den Zuckerrohrplantagen Barra Bonitas bereits jene neue Wirklichkeit der brasilianischen Landwirtschaft abzeichnet, deren Herbeiführung sich das *agronegocio* auf die Fahnen geschrieben hat: diese Realität wird von einer Allianz zwischen Land und Kapital geprägt, in welcher der Mensch nicht einmal als Produktionsfaktor Arbeit – als Ware – Platz findet. Bereits heute zeigt sich hier das Bild einer landwirtschaftlichen Produktion, in der alle verfügbaren Anbauflächen mit einer Pflanze bebaut sind, die nicht der Herstellung von Lebensmitteln für die lokale Bevölkerung, sondern in erster Linie der Erzeugung von Treibstoff für die Zentren der Weltwirtschaft dient. Wenn sich den in einer auf Exportproduktion ausgerichteten Peripherie lebenden Menschen weder die Möglichkeit zur Subsistenzwirtschaft, noch zur Lohnarbeit bietet, so halte ich die Frage nach den Handlungsspielräumen dieser Menschen in der sie umgebenden Struktur für äußerst angebracht. Dieser Frage sei im folgenden Kapitel anhand des Beispiels von Kleinbauern nachgegangen.

### 3. Handlungsspielräume innerhalb der Struktur: die Kleinbauern

#### 3.1. Die Kleinbauern in Paraná

Im äußersten Norden des im Süden Brasiliens gelegenen Bundesstaats Paraná besuchte ich im November 2010 eine Familie von Kleinbauern, um mir ein Bild von der Funktionsweise der familiären Landwirtschaft zu machen. Ziel des Aufenthalts war es, Aufschluss über die wirtschaftliche Lage von kleinen landwirtschaftlichen Produzenten im Umfeld großer moderner Plantagenökonomien zu erlangen. Ich wollte herausfinden, welche Strategien Kleinbauern zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes in dieser Region verfolgen und welche Möglichkeiten ihnen dazu offenstehen. Dabei interessierten mich die Beziehungen, die diese Menschen mit ihrer Außenwelt eingehen, wobei sich insbesondere die Frage stellte, ob Außenstehende Anspruch auf einen Teil der Produktion des bäuerlichen Haushaltes erheben, also ob ein ungleicher Tausch stattfindet. Das Vorliegen solcher asymmetrischer Beziehungen bezeichnet Wolf (vgl. 1966: 10) als typisches Merkmal von *peasants*. Hinsichtlich dessen soll die Situation der Kleinbauern in Paraná analysiert werden.

Eines der interessantesten Merkmale dieser Region ist meiner Meinung nach der Umstand, dass die Besiedelung dieses Gebietes erst vor Kurzem geschah. Die Gründungsdaten der Städte zeigen, dass die Landnahme in den meisten Fällen nicht mehr als drei Generationen zurückliegt: das regionale Zentrum Cornelio Procópio besteht seit 75 Jahren, der Ort meiner Feldforschung – Leópolis – wurde sogar erst vor 45 Jahren errichtet. Aus persönlichen Erfahrungen weiß ich, dass der sehr stark von Landwirtschaft geprägte Bundesstaat Paraná von vielen Brazilianern gerne als „rückständig“ bezeichnet wird. Die Region ist in der Tat noch sehr jung und man merkt hier mehr als anderswo, dass die Binnenkolonisierung in Brasilien noch in vollem Gange ist. Wenn man von einem der zahlreichen Hügel den Blick über die Landschaft schweifen lässt, sieht man beinahe noch die Wälder, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte den Bedürfnissen einer ständig wachsenden Zahl von Menschen Platz machen mussten. Heute erinnern noch einzelne Baumreihen, welche der Abgrenzung der Grundstücke dienen, an die einstige Landschaftsform. Diese offenbart einen bestimmten Typ der Kolonisierung, wie er für die Regionen des Südens Brasiliens charakteristisch ist: die kleinen landwirtschaftlichen Einheiten weisen auf eine starke Verbreitung der familiären Landwirtschaft hin und gehen auf die Besiedelung der Region durch europäische Migranten zurück. In einem Prozess der ständigen Inbesitznahme neuer kleiner Flächen, die gerodet und von den Familien selbst bestellt wurden, entstanden so weit verstreut liegende Subsistenzwirtschaften, die sich um kleine Dorfzentren gruppierten. Diese wechseln sich mit großen landwirtschaftlichen Einheiten – den *fazendas* – und extensiven Weideflächen ab. Die familiäre Landwirtschaft in Paraná ist also zu allen Seiten von der modernen Plantagenökonomie umgeben, weshalb ich dieses Fallbeispiel zur Veranschaulichung der Unterschiede zwischen diesen beiden Produktionsweisen für geeignet halte. Bereits auf der Fahrt nach Leópolis lässt sich eine Veränderung der landwirtschaftlichen Realität beobachten: zu Beginn zeigt sich noch das für den Bundesstaat São Paulo gewohnte Bild der Zuckerrohrplantagen, welche zu beiden Seiten der Straße bis an den Horizont reichen. In regelmäßigen Abständen führen Landstraßen tief in die Plantagen und Lastwägen

ziehen darauf riesige Wolken aus rotem Staub hinter sich her. Kurz vor der Grenze zu Paraná tauchen dann vereinzelt die ersten Sojaplantagen auf. Das hellgrüne Zuckerrohr weicht dem dunkelgrünen Soja, welches in Paraná endgültig die Landschaft dominiert. Das Ortsbild offenbart mit seinen Lagersilos, Traktoren und Landmaschinen, Geschäften für Dünger, Saatgut und weitere Produkte die starke Ausrichtung dieser Region auf die Landwirtschaft. Dieses Bild wird durch das Auftauchen bekannter Namen wie Archer Daniels Midland, Bunge, Cargill, Monsanto, Syngenta und BASF – Agrarkonzerne und führende Hersteller von Saatgut und chemischen Produkten – abgerundet. Hier manifestiert sich die Plantagenökonomie des Soja.

#### Marktproduktion in der familiären Landwirtschaft

Der Weg zum Bauernhof von Hilda und Moacir führt über Cornelio Procópio in die Nachbargemeinde Leópolis und von dort beinahe im Schrittempo über eine holprige Landstraße weiter in den Ortsteil Primavera. Die Erwähnung dieser Straße geschieht nicht ohne Grund, sondern dient vielmehr der Veranschaulichung der Verhältnisse in dieser relativ abgeschiedenen Gegend. Denn wie ich während meines Aufenthalts erfuhr, wurde die Straße vor einiger Zeit asphaltiert – allerdings nur auf dem Papier. Die dafür erhaltenen finanziellen Mittel sind in die Tasche des Bürgermeisters geflossen, wie jeder hier weiß. So stellt sich die politische Realität im ländlichen Brasilien dar.

Entlang dieser Straße liegt inmitten von Bäumen der Bauernhof von Hilda und Moacir. Beide verbrachten ihr ganzes Leben auf dem Land und wohnen nunmehr seit 22 Jahren hier. Sie sind pensionierte Landarbeiter und betreiben gemeinsam mit ihren Kindern eine eigene Landwirtschaft. Von den vier Kindern lebt eigentlich nur noch ihr Sohn Eduardo hier; zum Zeitpunkt meines Aufenthalts war jedoch auch ihre Tochter Cristina samt Familie anwesend. Ihr Mann Antonio hatte sich bei einem Sturz von der Erntemaschine das Bein gebrochen und so verbrachten sie die Zeit im Haus der Eltern. Auch der älteste Sohn Julio lebt mit seiner Familie in einem eigenen Haus in der Nähe. Zusammen mit seinem Bruder Eduardo unterstützt er aber seine Eltern bei den landwirtschaftlichen Tätigkeiten. Hilda ist neben ihrer deutschen und portugiesischen Abstammung auch mit einer der lokalen indigenen Gemeinschaften verwandt. Ihr Mann Moacir stammt von italienischen Einwanderern ab: es waren seine Großeltern, die vor nicht allzu langer Zeit aus Italien hierher in den Süden Brasiliens gekommen waren und von denen Moacir auch den Bauernhof erbte.

In der letzten Saison verpachteten sie noch ein Stück Land an jemanden, der Bohnen anbaute. Statt des vereinbarten Anteils von 40 % bekamen sie jedoch nur zehn Säcke zu je 60 kg und zeigten sich über das Resultat enttäuscht. Von den zehn Säcken Bohnen behielten sie zwei für den eigenen Konsum und verkauften die restlichen acht. Daraufhin pflanzten sie – wie auch die meisten Jahre zuvor – wieder Soja an und greifen dabei auf den neuesten Stand der Technologie zurück: seit zwei Jahren ist gentechnisch verändertes Saatgut für Soja, Mais, Reis, Tomaten und andere Kulturen erhältlich. Moacir meint, es sei von Vorteil, da er weniger Gift als früher spritzen müsse. Von seinen 13 Hektar Land hat er zehn mit Soja bebaut. Die Pflanzen waren erst vor kurzer Zeit gesetzt worden und waren noch ganz klein, nur wenige Zentimeter hoch (siehe Abbildung 2):



Abbildung 2: Das Sojafeld von Hilda und Moacir (© Benjamin Daxl)

Da das Saatgut und die Dünge- und Spritzmittel sehr teuer sind, besorgte er sich alles Nötige bei der Kooperative im Nachbarort Uraí auf Kredit. Die Kooperative schreibt vor, dass die Samen zwischen dem 15. Oktober und dem 15. November eingesetzt werden müssen oder man verliert die Abnahmegarantie. Es werden sogar Kontrollen auf den Feldern durchgeführt, um zu sehen, ob diese schon bestellt sind. Bis zur Ernte dauert es 120 Tage und zu diesem Zeitpunkt muss der Vorschuss in Form eines Ernteanteils zurückgezahlt werden. Eduardo sagt, wenn der Kredit fällig wird, muss der von der Kooperative festgesetzte Verkaufspreis akzeptiert werden, man hat als Schuldner gar keine andere Wahl, als das Angebot zu akzeptieren. Moacir (2010; Feldnotizbuch: 71) beschreibt dies etwas deutlicher: „dann zocken sie dich ab!“.

Moacir und Eduardo, wie auch Hilda und Julio in weiteren späteren Unterhaltungen, betonen stets, dass nicht sie selbst, sondern andere das große Geld mit ihrer Produktion machen. Moacir erklärte mir, dass die Kooperativen das Soja zu den Häfen bringen und von dort aus exportieren. Als ich anfügte, dass daraus Biodiesel gemacht wird, zeigte sich Eduardo (2010; Feldnotizbuch 72) erstaunt: „sogar das machen sie schon?“, fragte er. Da er tatsächlich nicht weiß, was mit dem von ihm angebauten Produkt letzten Endes geschieht, also durch Unkenntnis der Gesamtsituation den tatsächlichen Wert des von ihm produzierten Soja unterschätzt, kann ein ungleicher Tausch stattfinden. Auf diese Situation weist auch Wolf (vgl. 1966: 42) hin.

Der den Bauern bekannte Weg des Soja endet bereits bei der Kooperative im Nachbarort, die Preisbildung erfolgt jedoch letztlich auf dem Weltmarkt. Da der tatsächlich bezahlte Preis aber vor Ort mit der Kooperative ausgehandelt wird, ist es von Interesse, Aufschluss über die dem Sojaanbau zugrundeliegenden Kalkulationen über Kosten, Ertrag und Gewinn zu erlangen. Von einer dahingehenden Untersuchung erwarte ich mir die Beantwortung der Frage, ob es kleinen Landbesitzern möglich ist, im Rahmen der konventionellen Landwirtschaft ein ausreichendes Einkommen zu erwirtschaften. Dazu unterhielt ich mich mit Hilda, Moacir, Eduardo und Julio über dieses Thema. Die Aussagen der einzelnen Familienmitglieder weichen zwar geringfügig voneinander ab, aber ich erblicke darin keinen Widerspruch. Da Soja ein Produkt ist, welches starken Preisschwankungen ausgesetzt ist, können Kosten und Ertrag nicht im Vorhinein genau bestimmt und über den endgültigen Gewinn bis zum Verkauf der Ernte nur spekuliert werden. Eine Zusammenführung der vier einzelnen Kalkulationen halte ich daher für zulässig und geeignet, um ein ungefähres Bild der Sojawirtschaft zu zeichnen.

Den Sojaanbau erledigen im Grunde die Brüder Julio und Eduardo. Eduardo meinte, es brauche zur Aussaat etwa vier Säcke pro *alqueire* (= 2,42 ha), bei einem ungefähren Ertrag von 130 Säcken pro *alqueire*. Für vier *alqueires* braucht er daher 16 Säcke Saatgut, um etwas mehr als 500 Säcke zu ernten. Zur Zeit bekommt er für einen Sack R\$ 37, wobei der Preis noch etwa bis R\$ 40 steigen kann, zur Erntezeit hin jedoch wieder auf R\$ 30 fallen kann. Aufgrund seiner Stellung als Kreditnehmer muss der mit der Kooperative vereinbarte Preis akzeptiert werden. Auch Julio hält den Sojaanbau für sehr teuer – allein das Saatgut und die chemischen Produkte haben R\$ 7.000 gekostet, der Transport der Ernte zur Kooperative beläuft sich auf weitere R\$ 2.000. Darüber hinaus muss er für den Vorschuss noch weitere 150 Säcke Soja an „Zinsen“ abliefern. Kann er diese nicht aufbringen, pfändet die Kooperative den Traktor oder die Erntemaschine und schreckt auch nicht davor zurück, dem Bauern sein Land und seinen Hof wegzunehmen. Julio hofft jedoch auf einen Verkaufserlös von R\$ 16.000, wovon ihm nach Abzug aller Kosten dann noch ungefähr R\$ 2.500 an Gewinn übrigbleiben. Es zeigt sich hier die Kostenintensität des Sojaanbaus: alleine die Aussaat kostet R\$ 7.000 und da eine durchschnittliche Kleinbauernfamilie eine solche Summe nicht aufzubringen vermag, bietet sich die Landwirtschaft auf Kredit als Ausweg an. Da das Saatgut gentechnisch verändert wurde, ist es unmöglich, einen Teil der Ernte bis zur nächsten Aussaat aufzubewahren und wieder aufs Feld aufzubringen und es muss daher Jahr für Jahr zugekauft werden.

### Die Subsistenzwirtschaft

Es stellt sich nun die Frage, wie eine Familie unter diesen Bedingungen die Sicherung ihres Lebensunterhalts bewerkstelligen kann. Da in einem Jahr zwei Ernten möglich sind, wird im angeführten Beispiel neben Soja auch noch Mais angebaut – dies geschieht allerdings zu den gleichen Konditionen. Hinzu kommt der Verkauf einiger Zentner Zwiebeln, Mangos und gelegentlich etwas Milch für 70 Cent pro Liter. Ansonsten wird aus der Landwirtschaft kein weiteres finanzielles Einkommen bezogen. Die restlichen landwirtschaftlichen Tätigkeiten, welche den Tagesablauf stark prägen, dienen ausschließlich der Subsistenz: Moacir melkt jeden

Morgen um fünf Uhr das halbe Dutzend Kühe und Hilda verarbeitet die Milch Tag für Tag zu Frischkäse. Julio geht gelegentlich auf die Jagd und Moacir widmet sich alle paar Nächte seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Fischen. Zwei Dutzend Hühner versorgen den Haushalt mit Eiern und werden – so sie nicht bereits als Küken den Katzen zum Opfer fallen – irgendwann gebraten. Hinter dem Haus stehen ungefähr 20 Mangobäume und vereinzelt Bananenstauden, welche jeweils an die 200 Früchte tragen. Noch weiter hinten finden sich ein paar zweieinhalb Meter hohe Kaffeestauden. Ansonsten wachsen zahlreiche weitere essbare Pflanzen, wie der spinatähnliche *Caruru*, verschiedene Paprikasorten, Kohl, Salate und etwas Zuckerrohr für die Rinder. All die damit verbundenen Aktivitäten sind subsistenzorientiert und dienen also dem eigenen Konsum, sieht man von den Mangobäumen ab, die schon seit langer Zeit ohne weiteres Zutun Jahr für Jahr Unmengen von Früchten produzieren.

Die familiäre Landwirtschaft besteht so aus zwei scheinbar unabhängigen Sektoren, nämlich der fast ausschließlich auf den Eigenkonsum ausgerichteten Subsistenzwirtschaft, die kein Geld erwirtschaftet, aber Lebensmittel produziert, sowie dem marktorientierten Anbau von „*commodities*“, welcher keine Lebensmittel erzeugt, aber Geld erwirtschaftet. Dennoch wird der Großteil des verfügbaren Haushaltseinkommens außerhalb der Landwirtschaft erzielt. Hilda und Moacir beziehen als pensionierte Landarbeiter eine Rente und ihre vier Kinder gehen einer Erwerbsarbeit nach: Cristina arbeitet halbtags in der Schule in Leopólis, Julio für die Gemeinde; Eduardo fährt seit Kurzem jeden Morgen in die Stadt Londrina auf eine Großbaustelle; Fernanda arbeitet in einer Textilfirma in Cornelio Procópio. Auch Cristinas Mann Antonio ist als Landarbeiter beschäftigt.

Was auf den ersten Blick wie eine traditionelle familiäre Landwirtschaft aussieht, stellt sich nach etwas genauerem Hinsehen also gerade noch als eine wenig gewinnbringende Nebenerwerbstätigkeit heraus. Trotz ihrer geringer finanzieller Bedeutung nimmt die Landwirtschaft im Alltag der Familie aber eine zentrale Rolle ein. Für das Elternpaar Hilda und Moacir steht unbestritten ihre Identität als Bauern im Vordergrund, während sich ihre Söhne Julio und Eduardo schon eher als landwirtschaftliche Unternehmer sehen, welche den Anbau von Soja und Mais zur Erwirtschaftung eines Gewinns betreiben. Zumindest ist das ihre Wunschvorstellung, denn von den erträumten Dimensionen sind sie noch weit entfernt, da sie nicht über genügend Land verfügen. Dennoch folgen sie der gleichen Strategie wie die Großgrundbesitzer und bauen auf ihren zehn Hektar das gleiche Produkt an wie ein anderer auf 5.000 Hektar. Trotz des geringen Flächenertrags identifizieren sie sich vollkommen mit der konventionellen modernen Landwirtschaft.

### Die symbolische Macht des *agronegocio*

Dieses Gefühl der Zugehörigkeit kommt auch in ihrer Haltung zur Landlosenbewegung MST sehr gut zum Ausdruck. Ich unterhielt mich zwar mit Julio darüber, wie leicht es passieren könne, dass man Traktor, Hof und Land verliert und landlos wird, aber er bestand trotzdem darauf, dass die Landlosenbewegung nur aus Vagabunden bestehe. Niemand von denen wäre früher Bauer gewesen und sie würden sich nur dafür interessieren, ein Stück Land zu erringen, um es dann wieder zu verkaufen. Eduardo (2010; Feldnotizbuch:

79) wird sogar etwas schärfer und meint: „*die Landlosen sollen sterben!*“. Alle haben hier Angst vor einer Besetzung ihres Landes und befürchten, dass die Landlosen eines Tages kommen und sich auf ihren Feldern breitmachen. Ich vermute, dass diese ablehnende Haltung vor allem den öffentlichen Diskurs im Fernsehen widerspiegelt. Nie und nimmer könnte ein solcher kleinbäuerlicher Besitz das Objekt einer Landbesetzung werden: eine Enteignung zum Zwecke der Agrarreform ist verfassungsmäßig erst ab einem Landbesitz von 100 ha vorgesehen, sofern dieser nicht produktiv genutzt wird. Die Ängste vor der Landlosenbewegung sind also gänzlich unberechtigt. Eine solche Einstellung gegenüber der Landlosenbewegung und dem Projekt der Agrarreform ist allerdings typisch für die Vertreter der familiären Landwirtschaft in Brasilien.

Erstaunlich ist, dass – wie sich in der späteren Darstellung der Lebensumstände der Siedler der Landlosenbewegung noch zeigen wird – sich diese von den traditionellen Kleinbauern nur geringfügig unterscheiden. Als kleine Landbesitzer im Umfeld großer Plantagenökonomien sehen sich beide Kategorien mit demselben Problem konfrontiert, nämlich der Schwierigkeit, ihren Lebensunterhalt mittels Landwirtschaft zu sichern. Doch anstatt ihre Interessen als kleine Produzenten gemeinsam zu artikulieren, stehen sich Landlose und Kleinbauern oftmals feindlich gegenüber. Die Kleinbauern der familiären Landwirtschaft schlagen sich hierbei auf die Seite der kapitalistischen Landwirtschaft, dem *agronegocio*, obwohl eine solche Allianz im Grunde nicht den Interessen der kleinen Produzenten entsprechen kann. Dass es trotzdem dazu kommt, ist meiner Meinung nach dem Wirken der symbolischen Macht des *agronegocio* geschuldet.

Wie Pierre Bourdieu (vgl. 1991: 164) meint, ist diese Art von symbolischer Macht eine unsichtbare Macht, die nur mit der unbewussten Zustimmung der durch sie beherrschten Subjekte funktionieren kann. In diesem Fall halte ich die Fortführung der Produktion von Soja für eine unbewusste Zustimmung zu den Paradigmen der kapitalistischen Landwirtschaft. Indem Julio und Eduardo die Landbesetzungen der MST als verbrecherisch und ungesetzlich bezeichnen, akzeptieren sie gleichermaßen die bestehenden Besitzverhältnisse an Boden, obwohl auch sie selbst die nachteiligen Folgen dieser Struktur zu spüren bekommen. Die symbolische Macht des *agronegocio* dient daher gleichzeitig der Legitimierung einer bestimmten Produktionsweise und der Diskreditierung alternativer Formen der Landwirtschaft. Diese unsichtbare Macht stützt sich auf vielfältige Symbole und ihr Hauptanliegen ist, die Begeisterung für die kapitalistische Landwirtschaft zu wecken und sie im öffentlichen Diskurs zum einzigen Weg der nationalen Entwicklung zu stilisieren. So gelingt es der Agraroligarchie, durch die Kontrolle über die Kommunikationsmittel ihre Partikularinteressen als gesamtgesellschaftliche Interessen auszugeben (vgl. Bourdieu 1991: 166f.). Durch ihre symbolische Produktion zieht sie die Vertreter der familiären Landwirtschaft auf ihre Seite, was letztlich auch die ablehnende Haltung von Kleinbauern wie Julio und Eduardo gegenüber der Landlosenbewegung erklärt. Ich werde im letzten Abschnitt dieser Arbeit noch darauf eingehen, wie der Diskurs über die Agrarreform in den Medien geführt wird. Eines der geläufigen Argumente gegen dieses Projekt hat Julio bereits vorgebracht, als er meinte, keiner der Landlosen hätte einen

landwirtschaftlichen Hintergrund (vgl. Julio 2010; Feldnotizbuch: 79). Es wird sich im nächsten Kapitel noch zeigen, wie die Umsetzung der Agrarreform in der Praxis geschieht und inwieweit dieser Einwand der Wahrheit entspricht.

Nun möchte ich die Frage nach den Rahmenbedingungen stellen, nach denen sich der Kleinbauer in seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit zu richten hat. Er lebt und produziert nicht nur im Umfeld der modernen Plantagenökonomien, sondern baut mit Soja und Mais auch die gleichen Produkte an, womit er in direkter Konkurrenz zu den *fazendas* steht, von denen sich seine Landwirtschaft bloß in den Dimensionen unterscheidet. Die *fazendas* verfügen über beträchtliche Mengen an Land und Kapital – Produktionsfaktoren, an denen es den Kleinbauern in Brasilien mangelt. Das Paradigma der Landwirtschaft ist aber „Produktion“: innerhalb dieser Struktur suchen große wie kleine Produzenten gleichermaßen nach Handlungsspielräumen. Wie sich diese letztlich ausgestalten, hängt in erster Linie vom Zugang zu den Produktionsfaktoren ab. Je nachdem, über welche dieser Faktoren verfügt werden kann, stehen sehr unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten offen. Der folgende Abschnitt behandelt daher die Bedeutung der Produktionsfaktoren in der familiären Landwirtschaft.

### **3.2. Die Produktionsfaktoren am Beispiel der familiären Landwirtschaft**

Nun möchte ich mich einigen Überlegungen betreffend der hier beobachtbaren Wirtschaftsweise zuwenden und die Bedeutung der Produktionsfaktoren für die familiäre Landwirtschaft darstellen. Es lässt sich erkennen, dass die Strategie des Bauern – des Kleinen wie des Großen – darin besteht, aus dem verfügbaren Land so viel Wert als möglich zu schöpfen. Unter Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden Ressourcen muss also in Abständen von einigen Monaten eine Entscheidung hinsichtlich der Bewirtschaftung des Bodens getroffen werden. Boden und Arbeit sind in der Regel vorhanden. Um die landwirtschaftliche Unternehmung zu beginnen, erfordert es noch Kapital, welches hier vor allem aus Saatgut und Arbeitsgeräten besteht. In der modernen Landwirtschaft benötigt es weiters Dünger, Spritzmittel und Maschinen. Ohne diese Basisausstattung ist der Bauer nicht in der Lage, sein Feld zu bestellen.

Folgen wir Tschajanows (vgl. 1987 [1923]) Ausführungen zur Logik der familiären Landwirtschaft, würden wir von einem *peasant* mit voll funktionierendem Bauernhof erwarten, dass er den Umfang der landwirtschaftlichen Unternehmung an zwei Faktoren bestimmt, nämlich an der Zahl der zu versorgenden Mäuler und an der Zahl der arbeitenden Hände. Die Produktion entspricht also letztlich in etwa dem Konsum des Haushalts, zuzüglich dem Aufwand der nächsten Saison, also dem „*replacement fund*“ (Wolf 1966: 6). In diesem Fall produziert der Kleinbauer für sich und seine Familie und verkauft eine allfällige Überproduktion auf dem Markt, wofür Geld in den Haushalt zurückfließt. Konsumiert er seine Ernte jedoch nicht selbst, sondern verkauft sie zur Gänze, so widmet er sich der Marktproduktion. Dennoch dient diese Form der Marktproduktion indirekt der Subsistenz, da der Kleinbauer seinen Lebensunterhalt nun durch den Verkauf seiner Ernte bestreitet. Sein Existenzminimum wird nicht mehr wie bisher in Kalorien, sondern in Geld ausgedrückt. Anstatt einen Sack Bohnen für den Eigenkonsum zu produzieren, muss genügend Soja

verkauft werden, um einen Sack Bohnen kaufen zu können. Anstatt Saatgut einzulagern, muss Geld aus dem Verkauf der Ernte zur Seite gelegt werden, um die Aussaat des Folgejahrs sicherzustellen. Auf diesen Umstand weist auch Wolf (vgl. 1955: 461) hin und betont, dass sich dieses in Lateinamerika weitverbreitete Modell der marktorientierten Produktion von „*cash crops*“, also leicht verkäuflichen Landbauprodukten, nicht an Gewinn, sondern ebenfalls an Subsistenz orientiert.

Um sein Existenzminimum zu sichern, muss der Kleinbauer abwägen, in welche Beziehung er die einzelnen ihm zur Verfügung stehenden Produktionsfaktoren Boden, Arbeit und Kapital zueinander setzt. Davon hängt sein ökonomisches Resultat ab. Sobald er aber sein Existenzminimum in Geld bemisst, stehen ihm neben der Landwirtschaft noch weitere Möglichkeiten offen, dies zu erwirtschaften: insbesondere handelt es sich dabei um die Lohnarbeit und die Verpachtung. Lohnarbeit muss einerseits vorhanden sein und andererseits muss die Möglichkeit bestehen, Arbeitskraft von der Landwirtschaft abzuziehen. Denn bestünde ein Mangel an Arbeitskraft, so verringerte sich der landwirtschaftliche Ertrag und diese Abnahme müsste durch das Einkommen aus Lohnarbeit mindestens kompensiert werden, um das sensible Gleichgewicht des familiären Lebensunterhalts nicht aus der Balance zu bringen. Von Tschajanow (vgl. 1987 [1923]) wissen wir, dass die Bereitstellung von Arbeitskraft in der familiären Landwirtschaft nicht nach Gesichtspunkten der kapitalistischen Verwertung geschieht, sondern ihrer eigenen Logik folgt. Da die Lohnarbeit zumindest einen temporären, manchmal sogar einen endgültigen Ausstieg aus der Landwirtschaft bedeutet, werde ich darauf jedoch nicht weiter eingehen. Von Interesse sind vielmehr jene Strategien der Kleinbauern, welche auf eine Kompensation des Mangels an Kapitalausstattung abzielen. Es sind dies einerseits die Verpachtung und andererseits die Landwirtschaft auf Kredit. Bevor ich diese diskutiere, sei noch kurz auf die Ursachen des Mangels an Kapital eingegangen.

#### Übergang von traditioneller zu moderner Landwirtschaft

Eine Subsistenzwirtschaft mit geringer Kapitalausstattung können wir uns noch als einfaches, zyklisches Modell vorstellen, in dem ein Teil der Ernte immer die Saat für das nächste Jahr darstellt, das Kapital also gänzlich in der Landwirtschaft selbst produziert wird: der Bauer kommt für seinen „*replacement fund*“ (Wolf 1966: 6) selbst auf. In dieser Einfachheit lassen sich nur wenige Beispiele finden. Sobald chemische Produkte oder gentechnisch verändertes Saatgut die Bühne betreten, sieht die Situation schon ganz anders aus und es wird dem Bauern unmöglich, seine Produktion und Reproduktion alleine zu bewerkstelligen. Er muss sich diese Produkte verschaffen, somit muss er sich Geld für diese Produkte verschaffen. Oder aber er tauscht einen Teil seiner Ernte direkt gegen diese Produkte ein. Was einfach klingt, entpuppt sich aber als komplizierter als man denkt, sind diese Produkte (Saatgut, Dünger, Spritzmittel) doch die Erfordernisse, die Voraussetzungen der Aussaat und des Anbaus, welcher wiederum die logische Voraussetzung für das Erzielen eines Ernteertrags bildet. Wie erbringt der Bauer das notwendige Kapital, sobald er den Zyklus Saat-Ernte-Saat verlässt, sobald er also in die Transition von traditioneller zu moderner Landwirtschaft gerät? Denn ohne Saat gibt es keine Ernte und ohne Ernte keine Saat. Land und Arbeit mögen vorhanden

sein, aber ohne das Kapital lässt sich der Produktionsprozess nicht in Gang bringen. Dem mittellosen Bauern bleiben zwei Auswege: entweder nimmt er einen Kredit auf oder er verpachtet sein Land an jemand anderen.

### Verpachtung

Beginnen wir mit der Verpachtung. Hierin besteht der Ertrag entweder in einer festgesetzten Summe oder in einem Anteil an der Ernte. Im ersten Fall besteht der Vorteil in der Garantie, jedenfalls einen bestimmten Betrag zu erhalten; in Letzterem trägt der Bauer noch immer ein gewisses Risiko hinsichtlich Ernteausfall oder Preisverfall mit, wenn auch nur anteilig. Da er selbst nicht in der Lage ist, auf eigene Faust den Anbau eines landwirtschaftlichen Produkts zu bewerkstelligen, nimmt er das Angebot des Pächters an. Irgendwie muss er aus seinem Landbesitz schließlich Wert schöpfen. Er will nicht, dass er und seine Familie Hunger leiden müssen. Als Pächter in Frage kommen etwa Viehhalter, die mehr Weidefläche benötigen, oder Zuckerrohrraffinerien und andere agrarindustrielle Unternehmungen, die Anbaufläche für ihre Kulturen brauchen. So muss er sich für eine kurze Zeit keine Sorgen mehr machen: die Produktion ist gesichert, die Verpachtung gewährleistet ihm ein Einkommen und er kann hoffen, bis zum nächsten Mal wieder über die nötigen Mittel zu verfügen. In der Zwischenzeit bietet sich für ihn die Möglichkeit, seine nun nicht mehr für die Landwirtschaft benötigte Arbeitskraft für andere Tätigkeiten zu nützen. Naheliegend ist die Arbeit bei einem anderen, größeren Bauern, wenn nicht bei Großgrundbesitzern: vor allem die Ernte verlangt viele Hände und bietet stets die eine oder andere Beschäftigungsmöglichkeit. So Lohnarbeit vorhanden ist, kann nun theoretisch jedes Familienmitglied, das vorher in der Landwirtschaft beschäftigt war, uneingeschränkt einer anderen Beschäftigung nachgehen. Solch ein Prozess dauert selbstverständlich seine Zeit und nur wegen der Verpachtung für ein oder zwei Ernten verwandelt sich eine familiäre Subsistenzwirtschaft nicht gleich in eine Familie aus Lohnarbeitern, die ein landwirtschaftliches Nebeneinkommen in Form eines Pachtertrags bezieht. Schließlich stellen ihr Land und ihr Hof noch weitgehend den Lebensmittelpunkt dar. Arbeit gibt es oft erst in größerer Entfernung, in der Stadt oder in der Nachbargemeinde. Dauert die Verpachtung jedoch Jahre an, überrascht es wenig, wenn einzelne Familienmitglieder ihrer Arbeit in die Stadt nachziehen oder auf einer *fazenda* unterkommen. Zieht sich diese Situation noch länger hin, wird der Bauer irgendwann seine Kenntnisse verloren haben oder einfach zu alt für die Feldarbeit sein. Seine Kinder sind dann vielleicht schon alle weg gezogen. In weiterer Folge kann dies den Verkauf des Landes an den Pächter oder andere Interessenten nach sich ziehen. Das mag alles etwas hypothetisch klingen, ich halte dies jedoch für einen der zahlreichen realistischen Wege, wie sich eine familiäre Landwirtschaft Schritt für Schritt auflösen kann.

Der für die Nutzung eines Stücks Land bezahlte Betrag muss jedenfalls niedriger sein als der erhoffte oder realisierte Ertrag aus dem Verkauf der entsprechenden Ernte. Sonst wäre es ein schlechtes Geschäft für den Pächter. Der Pachtertrag muss unter dem liegen, was der Bauer mit derselben Kultur erwirtschaftet hätte, da er keine Arbeit eingebracht hat, sondern nur sein Land. Er muss aber zumindest so hoch sein, dass er in Verbindung mit einem etwaigen Einkommen aus Lohnarbeit gerade noch das Existenzminimum darstellt. Bei

einem Wechsel der Überlebensstrategie muss wenigstens die simple Rechnung aufgehen, dass Pächtertrag und Lohnarbeit zusammen gleich rentabel sind wie eine eigene Landwirtschaft. Manche Anbaukulturen eignen sich auch besser zur Verpachtung als andere, je nachdem welchen Arbeitsaufwand sie erfordern. Antonio (2010; Feldnotizbuch: 83) meinte beispielsweise: „*Um Zuckerrohr anzubauen, musst du hart im Nehmen sein. Zuckerrohr zu pflanzen und dann zu schneiden, das musst du wirklich wollen*“. Weniger beschwerlich, aber sicherlich mit weniger Gewinn verbunden, wäre die Verpachtung an andere, die dann Zuckerrohr anbauen, ernten und einen Teil des Ertrags als Pacht abgeben. Er meinte, wenn es eine Zuckerrohrraffinerie in der Nähe gäbe, wäre das sicherlich ein rentables Geschäft. Hier im Norden Paraná gibt es keine, sie konzentrieren sich mehr in São Paulo weiter nördlich. Im ganzen Bundesstaat São Paulo gibt es daher unzählige kleine Landbesitzer, die den Ausweg aus ihrer Situation darin sehen, ihr Land dem Zuckerrohr zu überlassen; inmitten der Plantagen leben, selbst keine Landwirtschaft mehr betreiben und ein Einkommen aus Pächtertrag erzielen. So lässt sich auch die rasche Ausbreitung der Anbauflächen für Zuckerrohr infolge des Ethanol-Booms erklären. Ab einem bestimmten Marktpreis bezahlt die Zuckerraffinerie genug und all die kleinen Produzenten entscheiden für sich, ob sie auf den Zug aufspringen wollen oder nicht. Eukalyptus ist dafür ein anderes Beispiel: da es sich hier um eine mehrjährige Kultur handelt, werden dem Verpächter jährliche Teilsummen ausbezahlt. Für die großen agrarindustriellen Unternehmungen stellt die Pacht ebenfalls eine bequeme Möglichkeit der Ausweitung von Anbauflächen ihrer Monokulturen dar, oft billiger als die entsprechende Menge Land selbst zu erwerben.

#### Landwirtschaft auf Kredit

Für den Bauern, der nicht genügend Kapital für die Bestellung seines Feldes aufbringen kann, besteht neben der Verpachtung noch eine zweite Möglichkeit: die Landwirtschaft auf Kredit. Diese Strategie verfolgen Hilda und Moacir. Da die vorangegangene Verpachtung nicht den erhofften Ertrag brachte, widmete sich die Familie wieder dem Sojaanbau auf eigene Faust. Die für die Bebauung von zehn Hektar erforderlichen 16 Säcke Saatgut sowie die Dünge- und Spritzmittel sind bei der landwirtschaftlichen Kooperative auf Kredit erhältlich. Die Kleinbauern verpflichten sich, einen Teil der Ernte zur Deckung der Kosten abzuliefern und der Kooperative weiters ein Vorkaufsrecht für die gesamte Produktion einzuräumen, auch wenn diese in der Praxis den einzigen Verkaufskanal darstellt. Ein Agronom muss vorab die Machbarkeit der landwirtschaftlichen Unternehmung bestätigen und setzt den Zeitpunkt der Aussaat fest. Dann kann der Bauer sein Land und seine Arbeit in den Produktionsprozess einbringen. Er düngt den Boden, bringt die Saat aufs Feld und hofft auf baldigen Regen. Um Schädlingen vorzubeugen, bringt er Pflanzenschutzmittel auf und Herbizide sorgen dafür, dass außer Soja nichts wächst. Die Pflanzen wachsen schnell, werden buschig und tauchen das ganze Feld in ein sattes Dunkelgrün, das in der Sonne leicht silbern schimmert. Noch ein Regenguss zur Halbzeit und die Schoten, in denen die begehrten eiweißreichen Körner stecken, werden ausgebildet. Diese brauchen noch ein letztes Mal Regen um auszureifen, bevor sie dann von der heißen Sommersonne getrocknet werden. Sind die Körner hart, ist Ende Februar bis Anfang März – also 120 Tage nach der Aussaat – der Erntezeitpunkt gekommen.

Die Familie rechnet mit einer Ernte von etwa 500 Säcken Soja. Während der letzten Monate verfolgten sie aufmerksam die Entwicklung des Soja-Preises. Sie wissen, dass der Preis zur Ernte hin wieder fällt und können daher über die endgültige Summe, die sie aus dem Verkauf erhalten werden, nur spekulieren. Es zeigte sich, dass dem Haushalt von einem ungefähren Verkaufserlös in Höhe von R\$ 16.000 nach Abzug der gesamten Kosten und Ablieferung des Finanzierungsanteils an die Kooperative noch etwa R\$ 2.500 an Gewinn übrigbleiben. Das offenbart einerseits die Kostenintensität des Sojaanbaus und weist andererseits daraufhin, dass der Großteil der Produktion der Kleinbauern von Außenstehenden beansprucht wird. Es kann grob angenommen werden, dass ca. zwei Drittel der Produktion der Kooperative zufallen und ein Drittel beim Kleinbauern verbleibt. Dieses Bild zeigt die unvorteilhafte Situation des Bauern, der eine eigene Landwirtschaft auf Kredit betreibt. Diese ungünstige Situation ergibt sich, weil der Bauer auf einen Vorschuss an Saatgut angewiesen ist, um überhaupt produzieren zu können.

Es sei daran erinnert, dass das Saatgut hier jene Anfangsausstattung darstellt, welche Wolf (1966: 6) als „*replacement fund*“ beschreibt und die ich als die Fähigkeit zur selbstständigen landwirtschaftlichen Produktion interpretiere. Wolf (ibid.: 9) betont weiters die Möglichkeit, dass der Bauer, wenn er zwecks Beschaffung dieser Anfangsausstattung Beziehungen mit seiner Außenwelt eingeht, Opfer eines ungleichen Tausches werden kann: „*Under such conditions, a considerable share of the peasant's replacement fund may become somebody else's fund of profit*“. Vor diesem Hintergrund unterhielt ich mich mit Julio über die Situation, in der er sich als kleiner Produzent befindet. Er meinte, dem ursprünglichen Produzenten bleibe nur ein kleiner Teil, während der große Gewinn mit dem Export gemacht werde. Das große Geld machen die Exporteure und die Kooperative, die das Produkt zu den Häfen bringt. Seine Wahrnehmung des ungleichen Tausches bekräftigt Wolfs Argument: „*In Wahrheit kann man sagen, dass der kleine Produzent das Produkt anbaut und pflegt, vom Samen bis zum Korn, dieses Produkt aber im Grunde ihnen gehört. Du nimmst den Samen und gibst das Soja zurück, ein kleiner Teil des Gewinns bleibt für dich übrig, der Großteil aber fällt ihnen zu*“ (Julio 2010; Feldnotizbuch: 78). Ich halte diese Darstellung für treffend und schätze die Situation ebenfalls so ein.

Es hat den Anschein, dass der Bauer der Kooperative sein Land zur Verfügung stellt und es ohne zu wissen für diese bewirtschaftet. Ohne dies geplant zu haben, verpachtet er sein eigenes Land und arbeitet umsonst. Er tauscht das Endprodukt gegen das Ausgangsprodukt, wobei ihm ein geringer Teil der Ernte für das Einbringen von Land und Arbeit bleibt. Aus der Perspektive der Agrarindustrie zeigt sich das gleiche Bild in umgekehrter Weise: sie verfügt über Kapital und benötigt Land und Arbeit. Ihr Produkt braucht Menschen, die es verwenden und Land, um sich zu entfalten. Indem die Agrarindustrie erst das Saatgut und in Folge auch die Ernte verkauft, verdient sie doppelt. Gerade in einem Land wie Brasilien, in dem es der familiären Landwirtschaft stets an Kapital mangelt, funktioniert dieses System hervorragend. Deshalb sei an dieser Stelle gefragt, was dem Kleinbauern von der Modernisierung der Landwirtschaft geblieben ist, also welchen Vorteil ihm die technologische Revolution brachte. Es scheint, dass der Kleinbauer von der Ertragssteigerung

nicht profitieren konnte. Der Profit in der modernen Landwirtschaft fällt den Erzeugern der Dünge- und Spritzmittel und den Herstellern von Saatgut zu. Es entspricht ohne Zweifel auch der kapitalistischen Logik, dass der Entwickler der technologischen Innovationen am meisten profitiert und nicht der Bauer, der sich diese Leistungen zunutze macht. Für den kleinen Produzenten scheint es nach dieser Logik jedoch keinen Unterschied zu machen, ob er mit technischen Hilfsmitteln einen hohen Ertrag erwirtschaftet, diesen aber zu großen Teilen weitergibt, oder ob er die auf eine traditionelle Art erlangten Früchte seiner Arbeit für sich und seine Familie behalten kann.

### Ökonomische Gründe für die Landflucht

Es zeigte sich, dass die Produkte der Subsistenzwirtschaft insofern wertbeständig sind, als dass ihr Wert vorrangig in Kalorien bemessen wird, wohingegen die Produkte einer marktorientierten Landwirtschaft ausschließlich jenen Wert innehaben, welcher sich aus dem Zusammenwirken von Angebot und Nachfrage auf dem Weltmarkt ergibt. Der Bauer ist daher schwankenden Marktpreisen ausgesetzt, wie er den Launen der Natur ausgesetzt ist und so wie eine Dürre oder ein Hagelsturm seine Ernte vernichten kann, ist ein starker Preisverfall in der Lage, seine Existenz zu ruinieren. Es kann ihm passieren, dass er das nötige Anfangskapital eines Jahres tatsächlich nicht mehr alleine aufbringen kann und so entweder zur Verpachtung oder zur Landwirtschaft auf Kredit gezwungen wird. Ähnlich ergeht es dem Bauern, der bereits auf Kredit produziert. Den Risiken der Missernte und des Preisverfalls ist auch er ausgesetzt; nur trifft es ihn im Fall, dass er den aufgenommenen Kredit nicht zurückzahlen kann ungleich härter. Der Kreditgeber – die Kooperative – wird auf seine Sicherheiten zurückgreifen: Traktor, Erntemaschine, Lastwagen, im äußersten Fall auch auf den Landbesitz. Dem mittellosen Schuldner trifft das in voller Härte. Bleibt ihm sein Land und verliert er seine Ausrüstung, verschlechtern sich die Voraussetzungen für eine Fortsetzung eigener landwirtschaftlicher Produktion massiv und es ist vorstellbar, dass ihm dann sogar die Möglichkeit eines erneuten Kredits verwehrt bleibt. Daraufhin stellt die Verpachtung den einzigen verbliebenen Ausweg dar, weil dem Bauern nun nicht mehr bloß das Eigen-, sondern auch das Fremdkapital fehlt. Wir haben gesehen, dass im Falle einer Verpachtung kein Bedarf mehr für die Arbeitskraft des Bauern besteht. Da der Pachtertrag alleine wohl zum Überleben nicht ausreicht und es dem Bauern ohnehin missfallen wird, untätig dazusitzen und einem anderen bei der Bewirtschaftung seines Landes zuzusehen, wird er sich wahrscheinlich um ein Nebeneinkommen aus Lohnarbeit bemühen. Setzt sich diese Situation über einen längeren Zeitraum fort, so können wir annehmen, dass ihm nach und nach seine Fähigkeiten verloren gehen und er sich seiner bäuerlichen Existenz entfremdet. Einzig und allein bleibt ihm der Pachtertrag, den er noch aus seinem Landbesitz bezieht. Die Entwicklung kann jedoch noch dramatischer verlaufen, insofern die Verschuldung des Haushalts tatsächlich den Verlust des Landbesitzes nach sich zieht. Auf einen Schlag kann eine Bauernfamilie nicht nur erwerbslos, sondern auch gleichzeitig obdachlos und landlos werden. Die Landflucht wäre besiegelt. Die Familie kann vielleicht auf einer *fazenda* unterkommen oder wird in die Peripherie der nächstliegenden Städte ziehen. Oder für den Verbleib auf dem Land kämpfen und sich eventuell der Landlosenbewegung anschließen.

Der Grund für die Landflucht liegt also meistens darin, dass der Landbesitz keinen Lebensunterhalt mehr gewährleisten kann – die bäuerliche Lebens- und Wirtschaftsweise ökonomisch nicht mehr tragbar ist. Wir sollten uns aber davor hüten, der Illusion nachzugeben, hier einem Prozess der Degradierung einst blühender familiärer Subsistenzwirtschaften, der Degeneration eines ehemals wohlhabenden Bauernstandes beizuwohnen. Einen solchen hat es nämlich nie gegeben (vgl. Novy 2001: 188). Seit dem Beginn seiner Existenz lebt der brasilianische Bauer in der Misere – einen anderen Zustand hat er nie erlebt, denn eine wirkliche Subsistenzwirtschaft gab es im kolonialen System nur selten. Eher wurde die Bevölkerung von autarker Lebensmittelversorgung abgehalten, um die großen landwirtschaftlichen Unternehmungen mit ausreichend freien Arbeitskräften zu versorgen (vgl. *ibid.*: 84). Hier ist deutlich zu erkennen, dass nur der Blick in die Vergangenheit eine Erklärungsgrundlage der in der Gegenwart anzutreffenden sozialen und wirtschaftlichen Strukturen bieten kann.

In diesem Kapitel wurde gezeigt, welche Handlungsspielräume kleinen Landbesitzern in der bestehenden Struktur der kapitalistischen Landwirtschaft offenstehen und welchen Risiken diese ausgesetzt sind. Anhand der Diskussion über die Bedeutung der Produktionsfaktoren konnte geklärt werden, welche Möglichkeiten des Lebensunterhalts in ländlichen Gebieten zur Verfügung stehen und wie einem Kleinbauern die Fähigkeit zur selbstständigen Produktion abhandeln kommen kann. Darüber hinaus wurde im Sinne Wolfs (vgl. 1966: 3) dargestellt, auf welche Weise Außenstehende Anspruch auf die Produktion der familiären Landwirtschaft erheben.

Das nun folgende Kapitel beschreibt den Widerstand gegen die Struktur der brasilianischen Landwirtschaft. Es soll gezeigt werden, welche Versuche es gibt, diese Struktur zu überwinden. Anhand des Erfolgs oder des Scheiterns dieser Versuche lässt sich schließlich die Mächtigkeit der Struktur erkennen.

## 4. Widerstand gegen die Struktur: die Landlosenbewegung

### 4.1. Die Geschichte der Agrarreform und der Landlosenbewegung MST

Die Geschichte der Agrarreform lässt sich vor dem Hintergrund zweier Faktoren erzählen. Es sind dies einerseits die extrem ungleiche Verteilung von Landbesitz und andererseits die ebenso ungleiche Verteilung der Bevölkerung auf dem brasilianischen Territorium. Der erste Faktor stellte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch keinen Anlass zur Sorge dar. Die Kolonisierung des bis dahin noch immer nicht erschlossenen Hinterlandes war jedoch ein großes Anliegen verschiedener Regierungen. Bis in die 1960er Jahre galt daher: wer „Landreform“ sagte, meinte damit „Binnenkolonisierung“.

Erst die in Folge der Modernisierung der Landwirtschaft einsetzende Landflucht verlangte nach einer Umverteilung von Land. Um das damit zusammenhängende Problem der Bevölkerungsexplosion in den Städten zu lösen, propagierte Präsident João Goulart im Jahr 1964 als erster das Projekt einer Landreform und wollte damit eine Struktur überwinden, die nach seinen Worten *"bereits obsolet, ungerecht und inhuman"* (Skidmore 1986 [1968]: 288 zit. nach Bernecker et al. 2000: 269) war. Sein Plan, ungenutztes Land entlang der Hauptverkehrsadern zu enteignen, wurde nur drei Wochen nach dessen Verkündung durch einen Militärputsch vereitelt (vgl. Bernecker et al. 2000: 269).

In den folgenden zwei Jahrzehnten der Militärdiktatur waren Landreform und Binnenkolonisierung wieder identisch, wobei zwei Parolen den Diskurs prägten: "Land ohne Leute für Leute ohne Land" (*Terra sem Gente pra Gente sem Terra*) und "Integrieren statt Ausliefern" (*Integrar para não Entregar*) (vgl. Wolford 2003: 203). Die Ansiedlung landloser Familien im riesigen Amazonasgebiet sollte zum einen brachliegendes Land nützen und zum anderen die Territorialansprüche Brasiliens gegenüber seinen "feindlichen" Nachbarn festigen. Aus Sicht der Militärjunta war dies auch ein geeignetes Mittel, um sozialen Unruhen auf dem Land vorzubeugen (vgl. Dias Martins 2000: 34).

Für die Entstehung der Landlosenbewegung werden im Allgemeinen drei Faktoren genannt: die Umstrukturierung der Landwirtschaft, der politische Umbruch und die Unterstützung durch die Kirche (vgl. Wolford 2003: 201; de Almeida et al. 2000: 14). Der erste Faktor wurde bereits behandelt.

Beginnend mit der zweiten Hälfte der 1970er Jahre setzte in Brasilien ein Prozess der sozialen Emanzipation ein und die Zivilgesellschaft verlangte nach einer Demokratisierung des Landes. In den Städten – vor allem in der ABC-Region im Süden São Paulos, welche einen großen Teil der brasilianischen Industrie beherbergt – kam es zu massiven Arbeiterprotesten. Auf dem Land erfolgten unter der Leitung des progressiven Flügels der katholischen Kirche die ersten Landbesetzungen. 1975 entstand die der Befreiungstheologie folgende Landpastorale CPT (*Comissão Pastoral da Terra*), ein Sammelbecken für Aktivitäten gegen die strukturelle Gewalt der Militärdiktatur (vgl. Issa 2007: 127). Im Schoß von Kirche und Gewerkschaft bildete sich in den folgenden Jahren die Landlosenbewegung MST heraus, welche sich selbst als Kind der damaligen Emanzipationsbewegung sieht:

„Die Bewegung der Landarbeiter ohne Land (MST) [Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra] ist ein Kind des Kampfes um die Demokratisierung des Landes und der Gesellschaft. Zu Ende der 1970er Jahre, als sich die Widersprüche des landwirtschaftlichen Modells intensivierten und mit staatlicher Gewaltausübung einhergingen, begannen die Landbesetzungen“ (MST 2010: 9).

Die Bewegung hat ihren Ursprung im Süden Brasiliens, einer aufgrund der europäischen Einwanderung des 19. Jahrhunderts stark von einem kleinbäuerlichen Milieu geprägten Region. Die Bevölkerung unterscheidet sich in ihrem Zugang zu Land und Landbesitz deutlich von der restlichen Bevölkerung des Landes. Die Art der Landwirtschaft, die sie aus Europa mitgebracht hatten, erforderte eine ständige Inbesitznahme neuer Flächen durch nachfolgende Generationen. Die US-Geographin Wendy Wolford (2003: 205) nennt dies ein „*spatially expansive „cultural toolkit“ (Swidler 1986)*“. Die kontinuierliche Landnahme war für die kleinbäuerlichen Familien des Südens daher eher ein kultureller Fakt als ein revolutionärer Akt.

Meiner Meinung nach stellt diese „lokale kulturelle Ressource“ (vgl. Spencer 2002a: 354) die Wurzel des Widerstands gegen die Latifundienwirtschaft Brasiliens dar, da diese Tradition die Organisation der ersten Landbesetzungen ermöglichte. Diese fanden in den südlichen Bundesstaaten Paraná, Santa Catarina und Rio Grande do Sul statt. Die Besetzung einer Kreuzung zweier Landstraßen – der *Encruzilhada Natalino* – im Jahre 1981 gilt als Beginn des Widerstands (vgl. MST 2010: 9). Die Symbolkraft dieser Besetzung war derart stark, dass das Kreuz in den Anfangsjahren das wichtigste Symbol der Bewegung darstellte (vgl. Issa 2007: 133). Beim ersten landesweiten Treffen von landlosen Kleinbauern und Landarbeitern in der Gemeinde Cascavel in Paraná wurde die Bewegung offiziell gegründet (vgl. MST 2010: 9). Am Wichtigsten erscheint mir, dass sich die dieser Bewegung zugrundeliegende Auffassung von Land nicht in Brasilien selbst entwickelte, sondern erst im Laufe des 19. Jahrhunderts aus Europa kam. Die Struktur wurde also in erster Linie von jenen in Frage gestellt, welche nicht innerhalb dieser Struktur – die hier im Sinne Foucaults als Panopticum fungiert (vgl. Foucault 1977; 1980) – diszipliniert worden waren.

Brasilien erhielt 1988 eine neue Verfassung, welche zwei für die weitere Geschichte der Agrarreform und der Landlosenbewegung wichtige Bestimmungen enthielt. Die Artikel 184 und 186 verlangen, dass Land eine soziale Funktion erfüllen muss oder ansonsten zu Zwecken der Agrarreform enteignet werden kann. Darauf komme ich im nächsten Abschnitt noch zurück. Die Umsetzung der Verfassung gestaltete sich naturgemäß als schwierig, wohl auch da der Widerstand der Agraroligarchie nicht lange auf sich warten ließ. Als Antwort auf die Gründung der Landlosenbewegung MST organisierte sich diese 1986 in einer Partei, der *União Democrática Ruralista* (rural-demokratische Union). Diese verfügte über einen bewaffneten Arm und verübte in der Folgezeit zahlreiche Anschläge auf Siedlungen der Landlosenbewegung. Das Massaker in *Eldorado dos Carajás* im nördlichen Bundesstaat Pará im Jahre 1996 stellte mit 19 Toten nicht nur den tragischen Höhepunkt einer langen Serie von gewalttätigen Auseinandersetzungen im ganzen Land dar, sondern fand Eingang in die kollektive Erinnerung der Landlosen.

Die 1990er Jahre standen insgesamt unter keinem guten Stern für die MST, da es in dieser Periode zu einer Konsolidierung der kapitalistischen Landwirtschaft infolge einer stärkeren Anbindung Brasiliens an die

Weltwirtschaft kam. Die fortschreitende Kapitalisierung der Landwirtschaft führte erneut zu einer Massenabwanderung von Landarbeitern in die Städte, während die Umsetzung der Agrarreform nur schleppend voran ging und nur ein Bruchteil der geplanten Ansiedlungen realisiert wurde (vgl. *ibid.*: 10). In dieser Periode wandte sich die Landlosenbewegung der bis heute charakteristischen Politik der Landbesetzungen zu. Durch die Besetzung von unproduktivem Land sollte so Druck auf die zuständigen Behörden ausgeübt werden, die von der Verfassung geforderten Enteignungen durchzuführen und das Land zur Ansiedlung von Landlosen freizugeben.

Die Wahl des ehemaligen Metallgewerkschafters und Vorsitzenden der Arbeiterpartei PT (*Partido dos Trabalhadores*) Luiz Inacio „Lula“ da Silva zum Präsidenten der Republik im Oktober 2002 ließ die Agrarreform in greifbare Nähe rücken. Die MST unterstützte Lula im Wahlkampf massiv, da er radikale Sozialreformen versprach. Sein Handlungsspielraum war jedoch durch den von seinem Vorgänger Fernando Henrique Cardoso eingeschlagenen Kurs der wirtschaftlichen Stabilität stark eingeschränkt. Die Regierung Lula wurde zwar gewählt, um eine nachhaltige Veränderung der Strukturen herbeizuführen, konnte jedoch die Macht dieser Strukturen nicht überwinden: Brasilien behielt den ihm zu Beginn des 16. Jahrhunderts zugewiesenen Platz im Weltsystem bei. Für die Landlosenbewegung bedeutete dies einen Rückschlag: während Lulas achtjähriger Amtszeit, welche während meines Forschungsaufenthaltes zu Ende ging, kam es ebenfalls zu keinem nennenswerten Anstieg in der Zahl der Ansiedlungen landloser Familien. Nach wie vor ist die Landlosenbewegung die einzige treibende Kraft, welche sich um eine Umsetzung der Agrarreform bemüht. Wie diese Umsetzung in der Praxis erfolgt, zeige ich im folgenden Abschnitt.

#### **4.2. Landrecht, Landbesetzungen und Agrarreform**

Das Landrecht in Brasilien ist eine äußerst komplexe Materie und bildet den legislativen Hintergrund gegenwärtiger Konflikte. Die unklare rechtliche Situation ist ihrerseits Resultat einer 500-jährigen Geschichte der Landnahme und Kolonisierung. Dieser Abschnitt soll in grundlegende Konzepte des brasilianischen Landrechts einführen und den gesetzlichen Rahmen der Agrarreform erklären. So möchte ich veranschaulichen, wie die Besetzung und Enteignung von Land sowie die Ansiedlung von landlosen Familien in der Theorie erfolgt. Dies geschieht in einem Spannungsfeld zwischen staatlichen Behörden, Großgrundbesitzern und sozialen Bewegungen wie der Landlosenbewegung MST.

Die folgende Diskussion fokussiert auf den Bundesstaat São Paulo und basiert auf einer Zusammenführung von Argumenten zweier Quellen: einerseits gab mir mit Mateus Delwek ein führendes Mitglied der MST São Paulo im Rahmen eines Experteninterviews einen Überblick über die lokale Konfliktsituation und eine Darstellung der Handlungsweise der Landlosenbewegung; andererseits erklärten mir Marco Antonio Silva, Sales Vieira und Antonio Garcia Leal, drei Mitarbeiter der Landbehörde ITESP (*Fundação Instituto de Terras do Estado de São Paulo*), wie die Umsetzung der Agrarreform aus staatlicher Perspektive funktioniert. Dabei stehen MST und ITESP in permanentem Kontakt, wie eine kleine Anekdote meiner Forschung zum Ausdruck bringt: zu Ende des Gesprächs wurde ich von den drei Herren gefragt, mit welchen

Mitgliedern der Landlosenbewegung ich in Kontakt stünde. Als ich antwortete, es wäre Mateus Delwek, lachten alle drei und meinten, sie würden ihn schon so lange kennen, dass man fast sagen könnte, sie wären zusammen aufgewachsen (vgl. ITESP 2010: 1093). Immerhin arbeiten beide Seiten schon seit 25 Jahren am gemeinsamen Projekt der Agrarreform. Die "theoretische" Seite dieses Projekts wird nun in diesem Abschnitt beleuchtet. Im Anschluss daran werde ich die Praxis anhand des Fallbeispiels der Landlosensiedlung *Assentamento Pirituba II* im Südwesten São Paulos veranschaulichen.

### Öffentliches Land

Die ITESP-Stiftung verwaltet den öffentlichen Landbesitz des Bundesstaats São Paulo, wohingegen das übergeordnete Institut für Kolonisierung und Agrarreform INCRA (*Instituto de Colonização e Reforma Agrária*) dieselbe Aufgabe für den gesamten Bund durchführt (vgl. *ibid.*: 19-22). Die Aktivitäten beider Behörden können sich überschneiden. In diesem Zusammenhang ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass es öffentliches Land (*terra publica*) in Besitz des Bundes (*terra publica federal*), der einzelnen Bundesstaaten (*terra publica estadual*) und sogar auf Gemeindeebene (*terra publica municipal*) geben kann (vgl. *ibid.*: 453-454). Was ist nun aber öffentliches Land? Um diese zu Frage zu beantworten, muss man die Entstehungsgeschichte der brasilianischen Struktur des Grundbesitzes sehr genau kennen. Die Grundlagen der Landnahme wurden bereits dargestellt, weshalb ich in weiterer Folge nur auf jene geschichtlichen Fakten eingehen werde, welche im Gespräch mit der Landbehörde ITESP ausdrücklich betont wurden.

Die anhand der königlichen Lehen (*Sesmarias*) erfolgte Kolonisierung des brasilianischen Territoriums machte einige wenige Adelige zu Besitzern von Latifundien unvorstellbaren Ausmaßes. Diese frühen Besitztitel wurden natürlich in keinem Grundbuch erfasst und im Laufe der Zeit auf viele Arten weitergegeben, bis schließlich mit dem Landgesetz von 1850 (*Lei de Terras*) ein Bodenmarkt geschaffen wurde. Bis heute sind viele Landbesitzansprüche in den Anfangszeiten der Kolonisierung Brasiliens begründet. Die Legitimität dieser Ansprüche erweist sich in der Regel als unklar und wird daher oftmals in Frage gestellt. Zur rechtlichen Klärung der Frage des Landbesitzes verfügen die staatlichen Behörden in Brasilien über das Instrument des „diskriminatorischen Prozesses“ (*processo discriminatório*).

Um festzustellen, ob ein gewisses Gebiet in privatem oder öffentlichem Eigentum steht, wird die Kette der Besitzansprüche bis ins Jahr 1500 zurückverfolgt (vgl. *ibid.*: 168-173). Die Dauer dieser Prozesse ist beachtlich: die meisten Fälle in São Paulo kamen in den 1930er Jahren vor Gericht, einige davon wurden in den 1990er Jahren abgeschlossen; der Großteil ist sogar noch am Laufen (vgl. *ibid.*: 187-192). Wenig überraschend kann in den meisten Fällen jedoch keine eindeutige juristische Definition privater Eigentumsansprüche herbeigeführt werden, womit die betreffenden Flächen in der Theorie wieder zu öffentlichem Eigentum werden. Dieses Land wird als "rückerstattetes Land" (*terra devoluta*) bezeichnet. Rückerstattetes Land ist öffentliches Land. Die ganze Debatte um Landrecht, Landkonflikte und Landreform dreht sich in erster Linie um diese Kategorie der *terra publica devoluta*, also Land, welches auf illegitime Weise angeeignet wurde und auf das der Staat heute Anspruch erhebt und in seinen Herrschaftsbereich

zurückführen möchte. Die Möglichkeiten der illegalen Landnahme werde ich gleich besprechen und zur Veranschaulichung auch einige Beispiele geben.

### Illegale Landnahme

Im Grunde geht es der ITESP darum, Landkonflikten durch klar geregelte Eigentumsverhältnisse vorzubeugen (vgl. *ibid.*: 126-128). Jedoch führt der Prozess der Aneignung von Land oft zu Unregelmäßigkeiten. Zuerst muss zwischen Eigentum und Besitz unterschieden werden, denn das brasilianische Landrecht sieht vor, dass jemand, der länger als ein Jahr ein bestimmtes Stück Land bewohnt und nutzt, automatisch einen Besitztitel erlangt, welcher jedoch noch kein Eigentum begründet (vgl. Mateus Delwek 2010: 261-263). Allerdings gilt dies wiederum nur für Boden in privatem Eigentum, öffentliches Land kann nach den Bestimmungen des Gesetzes nicht "ersessen" werden (vgl. ITESP 2010: 1086). Die Aktivitäten der ITESP zielen dabei genau auf diese Fälle ab, in denen Land in öffentlichem Eigentum von Privaten genutzt wird. Diese mögen zwar einen Besitztitel aufweisen, welcher jedoch ungültig ist, selbst wenn sie das Land gekauft haben. Besetzen sie dieses Land effektiv, so wird die ITESP in der Regel Maßnahmen zu dessen Rückführung in den öffentlichen Herrschaftsbereich setzen (vgl. *ibid.*: 150-151). Auf die Langwierigkeit dieses Prozesses wurde bereits hingewiesen. Diese resultiert aus der unklaren gesetzlichen Situation, denn der Eigentumsanspruch des Staates in den Fällen der *terra devoluta* schließt den Besitzanspruch des Privaten nicht aus. Beide Seiten können sich auf das Gesetz stützen. Wenn ein Landbesitzer ein Jahr und einen Tag auf einem Stück Boden verbracht hat, kann ihn auch die Staatsgewalt nicht einfach vertreiben. Es sollte ersichtlich sein, dass eine solche Bestimmung leicht zum Zwecke der illegalen Aneignung von Landbesitz missbraucht werden kann. In der Tat stellt Betrug auch eher die Regel als die Ausnahme dar, wie einige aktuelle Beispiele zeigen. Die Logik dahinter ist erstaunlich einfach:

*„Sie machen das Folgende: sie gehen hin, haben dort schon eine Fazenda von 5.000 ha. Aber 10.000 ha werden eingezäunt. Dann brennen sie das ab, roden alles und der Staat kann das nicht überwachen. Es wurde gerodet, sie bleiben länger als ein Jahr und fertig: nicht einmal der Staat bekommt sie wieder weg. Das ist der Fall des Pontal“* (Mateus Delwek 2010: 267-271).

*Pontal do Paranapanema* ist mit Sicherheit die am meisten umkämpfte Region des Bundesstaats São Paulo: hier beginnt der Wilde Westen Brasiliens, wobei dieser Vergleich keineswegs hinkt. Die Art und Weise der Legitimation der Besitzansprüche zeigt die Gültigkeit des Rechts des Stärkeren auf und wird durch eine von Michael Taussig (1980: 70) zitierte Aussage eines kolumbianischen Großgrundbesitzers kurz und bündig zusammengefasst: *„We are the owners and our fences are our titles“*. In Brasilien gilt dasselbe. Das äußerst aktuelle Fallbeispiel des *Pontal* offenbart die Logik hinter den Landkonflikten besonders gut und verdeutlicht den Ablauf der illegalen Landnahme. Vor etwa einem Jahrhundert war die gesamte Region noch unberührt und von Wald bedeckt – eine historische Landkarte im Ipiranga-Museum in São Paulo weist die westliche Hälfte des Bundesstaats zur damaligen Zeit sogar noch als *„Terra Incognita“* aus. Die Binnenkolonialisierung erfolgte daher erst im Laufe der letzten hundert Jahre. Wie schon in anderen Gegenden und zu anderen Zeiten waren es die Rinderzüchter, welche als erstes die Weiten des Hinterlandes erschlossen. Die Aufteilung des Gebietes erfolgte durch die Einzäunung von Flächen, welche von einem

Fluss bis zum anderen reichten und jeweils tausende von Hektar umfassten. So entstand die für das *Pontal* charakteristische Struktur der riesigen Viehzuchtbetriebe. Aufgrund ihrer Flächenextensivität gilt die Viehzucht im Allgemeinen als die unproduktivste Form der Landnutzung. Es ist daher verständlich, dass diese Region von besonderem Interesse für die Landlosenbewegung ist. Aber auch die Landrechtsbehörde fokussiert ihre Aktivitäten auf das *Pontal do Paranapanema*, denn der Großteil des Landes wurde durch die Fälschung von Besitzurkunden angeeignet. Dieses Land wird in Anlehnung an eine weit verbreitete Praxis der Urkundenfälschung „*terra grelhada*“ genannt: dabei werden die Papiere in einen Behälter mit Heuschrecken gelegt, um älter auszusehen, als sie in Wirklichkeit sind (vgl. ITESP 2010: 220-226). Schätzungsweise sind in der Region des *Pontal* 500.000 ha Land *terra grelhada* (vgl. Mateus Delwek 2010: 239-240). Nicht nur die Landlosen haben Ambitionen, diese ausgedehnten Flächen für sich zu nutzen: auch die Plantagenökonomie ist im Begriff, sich dieses Gebiet einzuverleiben. Als Folge davon kommt es zu Landkonflikten:

*„Die großen Flächen, vor allem in der Region Pontal do Paranapanema, diese enormen Flächen schaffen natürlich ein gewisses Interesse auf Seiten der sozialen Bewegungen, wie auch auf Seiten der Unternehmen, die in diese Region investieren möchten. Dieses Interesse wird geschaffen und als Konsequenz entstehen dann daraus Konflikte“* (ITESP 2010: 158-162).

*„Sie sagen dazu „Invasion von Land“, wir aber sagen „Besetzung“. Wenn es sich um rückerstattetes Land (terra devoluta) handelt, dann gibt es theoretisch keinen Besitzer. Also invadieren wir nichts von niemanden. Wenn sie das Recht dazu haben, dann haben wir es auch. Wenn ein ausländisches Unternehmen sich dieses Recht nimmt, dann nehmen wir uns als landlose Brasilianer dieses Recht auch“* (Mateus Delwek 2010: 256-260).

Mateus Delwek spielt hier auf den wohl seit langem heftigsten Landkonflikt im Bundesstaat São Paulo an: die Präsenz des Orangensaftkonzerns CUTRALE in den Gemeinden Iaras und Agudos. CUTRALE hält hier große Flächen an öffentlichem Land mit seinen Orangenplantagen besetzt (vgl. ITESP 2010: 497-498; Jamil Ramos 2011: 600-603). Als Reaktion kam es zu mehreren Okkupationen durch die Landlosenbewegung, Zerstörungen von Teilen der Plantage, darauffolgenden Vertreibungen und bewaffneten Kämpfen. Ein *assentamento* wurde hier bereits geschaffen, weitere 500 Familien befinden sich teilweise bereits seit Jahren in *acampamentos*. Der Konflikt zieht sich schon beinahe ein Jahrzehnt hin und eine Lösung ist nicht in Sicht. Im Gegenteil: in den letzten Jahren dehnten sich die Anbauflächen des Zuckerrohrs bis in die Region aus und nach Angaben von Mateus Delwek werden weitere 60.000 Hektar an öffentlichem Land illegal als Zuckerrohrplantagen genutzt (vgl. Mateus Delwek 2010: 181-186). So wird die Landlosenbewegung in ihrem Kampf um Land mit den großen landwirtschaftlichen Unternehmen konfrontiert, welche in ihrem Wachstum dieselbe Ressource benötigen. Diesen Konkurrenzkampf nimmt auch die Landbehörde wahr, welche auf meine Frage, ob der Vormarsch der kapitalistischen Landwirtschaft (*agronegocio*) eine Verknappung des für die Agrarreform verfügbaren öffentlichen Lands zur Folge hat, wie folgt antwortete:

*„Das ist natürlich eine Möglichkeit. Je größer die Konzentration von Land in der Hand eines Besitzers, desto weniger Verfügbarkeit an Land. Das ist offensichtlich. Diese Frage stellt sich überall, wo das agronegocio auftritt. Vor allem gibt es kein Gesetz, das regelt, wie viel Land jemand besitzen kann. Es gibt da keine Obergrenze“* (ITESP 2010: 479-484).

Es findet gegenwärtig eine Debatte statt, eine Obergrenze von 1.000 ha Landbesitz pro Person einzuführen um die Landkonzentration einzudämmen. Bisher scheiterte dieses Projekt allerdings am Widerstand der *bancada ruralista*, der parlamentarischen Fraktion der Großgrundbesitzer. Doch die riesigen Latifundien,

manche größer als europäische Staaten, entstehen vornehmlich durch eine Mischung aus Betrug und unzureichenden Kontrollsystemen (vgl. *ibid.*: 420). Ich möchte hier nicht auf bürokratische Einzelheiten eingehen, aber auf einen Punkt hinweisen, der Missbrauch ermöglicht: da es kein einheitliches nationales Landregister gibt, reicht es, die Registrierung in einem beliebigen lokalen Grundbuch vorzunehmen. Das von der obersten Landbehörde INCRA herausgegebene „Weißbuch der illegalen Landnahme“ geht von 100 Millionen Hektar Land aus, welche in ganz Brasilien durch Betrug angeeignet wurden (vgl. INCRA n.d.: 2). Zwei Beispiele daraus sollen die Materie der *terra grelhada* veranschaulichen. Der erste Fall betrifft den Bundesstaat São Paulo und damit auch die Landbehörde ITESP, der zweite Fall ereignete sich im Amazonasgebiet. Der Vergleich soll hier auch die dimensionalen Unterschiede aufzeigen.

In der Region Pontal do Paranapanema besitzt Nestor Orlando Bovolato eine Fazenda namens *Ilha Grande* (große Insel), welche 193.600 Hektar umfasst. Laut eigenen Angaben weiden darauf etwa 200.000 Rinder, darüber hinaus gibt es ungefähr 2.500 Häuser, worin jene Familien leben, die ihm bei der Bewirtschaftung seines Landes behilflich sind. Wie Bovolato zu diesem Besitz kam, ist exemplarisch für die Geschichte der meisten Großgrundbesitzer Brasiliens: sein Vater kaufte es im Jahre 1922 von jemanden, der dieses Land einst von Kaiser Dom Pedro II. für seine Dienste erhalten hatte (vgl. *ibid.*: 23). Heute versucht die Landbehörde mittels des diskriminatorischen Prozesses eine Klärung der Eigentumsverhältnisse herbeizuführen. Von einer Fälschung der Dokumente wird ausgegangen.

Verglichen mit dem Grundbesitz eines gewissen Carlos Medeiros erscheint jedoch selbst Bovolatos Latifundium winzig: im nördlichen Bundesstaat Pará besitzt er ungefähr 12 Millionen Hektar Land. Seit über 30 Jahren fällt er den Behörden durch ein unaufhaltsames Registrieren immer neuer Gebiete auf. Es steht außer Frage, dass Medeiros die Aneignung dieser riesigen Flächen auf illegalem Wege betreibt. Trotz großer Bemühungen konnte man ihm nie habhaft werden, bis sich das Geheimnis lüftete: Medeiros existiert gar nicht. Hinter seiner erfundenen Identität verbergen sich Großgrundbesitzer und Holzfäller (vgl. URL 3).

### Enteignung von Land

Wie bereits erwähnt, sieht die Verfassung von 1988 vor, dass Land eine soziale Funktion zu erfüllen habe: es muss produktiv genutzt werden und der Besitzer darf weder gegen Umwelt- noch Arbeitsgesetze verstoßen. Bei Nichterfüllung eines dieser Kriterien kann es zu einer "Enteignung in sozialem Interesse" kommen.

Mit der Kompetenz zur Enteignung ist alleine die Agrarreformbehörde INCRA betraut (vgl. ITESP 2010: 303-304). Diese kann ein Enteignungsverfahren beim Obersten Gerichtshof beantragen. Die ITESP muss daher erst eine mögliche Entscheidung der INCRA sowie das gerichtliche Urteil abwarten, um selbst Aktionen zu setzen. Erst dann kann sie die Siedlungsprojekte der Agrarreform im Bundesstaat São Paulo durchführen. Dies zählt zu den Kernaufgaben der Landbehörde. Sie muss den Landbesitz des Staates zum Zwecke der Agrarreform nutzen, indem sie landlosen Familien Land zuweist und ihnen bei der Etablierung der Siedlungen zur Seite steht. Heute betreut die ITESP über 10.000 Familien in 172 *assentamentos* und eine Vielzahl von Familien in *acampamentos* – den in Folge von Landbesetzungen entstehenden Zeltlagern.

## Besetzung von Land

Die Landlosenbewegung MST spielt in diesem Prozess eine ganz erhebliche Rolle. Sie übt durch ihre Aktionen massiven Druck auf den Staat aus und drängt ihn, die Umsetzung der Agrarreform voranzutreiben. Durch die Strategie der Landbesetzungen macht sie auf die ungenutzten Latifundien aufmerksam, welche auf ihre verfassungsmäßige Bestimmung warten. Die staatlichen Behörden sehen sich so zur Handlung gezwungen und müssen eine Klärung der Eigentumsverhältnisse der besetzten Flächen herbeiführen, was in der Regel einen jahrelangen Rechtsstreit zur Folge hat. Den Ablauf dieser Landbesetzungen schilderte mir einer der Leiter der MST in São Paulo, Mateus Delwek (2010: 285-302):

*„Eine Besetzung geschieht wie folgt: du versammelst eine Gruppe von Landlosen, die als Tagelöhner (boia-fria) arbeiten oder keine Arbeit haben. Du versammelst sie und alle gehen gemeinsam hin. [...] Wir machen die Besetzung und in weiterer Folge bauen wir das Camp auf. Wichtig ist hinzugehen, denn das ist der Moment wo man zeigt, dass man für das Land kämpfen wird und Bauer sein will. Also versammelst du zuerst Landlose. Wer sind die Landlosen? Das sind die Leute aus den Peripherien der Städte, welche als Tagelöhner arbeiten oder arbeitslos sind. Du holst diese Personen und bildest eine Organisation. Bevor man eine Besetzung macht, muss man sich organisieren. Wenn du dann das Land betrittst, dann wird der Besitzer normalerweise auf Grundlage des Gesetzes die Wiederherstellung seines Besitzes einklagen. In der Regel bekommt er das dann auch vom Gericht gewährt. Dann vertreiben sie uns. Zum Zeitpunkt der Vertreibung kommt es dann zu Konflikten, denn sie wird von der Polizei durchgeführt. Und die Polizei, naja, wie macht die eine solche Vertreibung? Mit Gewalt. Wie reagieren wir darauf? Wir verlassen den Ort auf polizeiliche Anordnung und bleiben daneben am Straßenrand. Wichtig ist, dass du in der Nähe bleibst, denn nur so kannst du Druck auf den Staat ausüben, vor Gericht die Eigentumsverhältnisse klarzustellen. Manchmal vergehen zwei, drei, vier, fünf, sechs, acht Jahre vor Gericht. Es gibt Leute, die campieren schon seit dem Beginn von Lulas Amtszeit. Acht Jahre“.*

Der Landrechtsbehörde kommt also eine Vermittlerrolle zwischen den sozialen Bewegungen und den Großgrundbesitzern zu. Der Ausgleich zwischen derart entgegengesetzten Interessen kann naturgemäß nur schwierig zu finden sein. Zwei Aussagen der Beamten der ITESP belegen dies:

*„Es gibt zwei Seiten und die Regierung versucht die Problemlösung zu erleichtern. Wenn du mehr ansiedelst, beklagen sich die Besitzer. Wenn du weniger ansiedelst, beklagt sich die Bewegung. Es gibt also zwei Seiten, die des Privateigentums und die der sozialen Bewegung. Die Regierung hat die Aufgabe, die bestmögliche Lösung zu finden. Aber wir sind immer die Zielscheibe der Kritik, denn beide Seiten gleichzeitig zufriedenzustellen ist einfach nicht möglich“ (ITESP 2010: 549-553).*

*„Auf der einen Seite der fazendeiro, auf der anderen die soziale Bewegung. Wir stehen in der Mitte und wenn einer zu schießen beginnt, ziehen wir die Köpfe ein. Unsere Aufgabe ist es, zwischen dem Besitzer und den Besetzern zu vermitteln“ (ibid.: 940-942).*

## Umsetzung der Agrarreform

Da der nächste Abschnitt das Thema der Landbesetzung und darauffolgenden Ansiedlung anhand eines praktischen Beispiels behandelt, möchte ich nun darauf eingehen, wie dieser Prozess aus Sicht der Landbehörde erfolgt, welche rechtlichen Anforderungen an die Siedlungen gestellt werden und welche Probleme sich in der Zusammenarbeit mit der Landlosenbewegung ergeben können. Nach Abschluss des Prozesses der Enteignung von Land zum Zwecke der Agrarreform beginnt die ITESP mit der Installation eines *assentamento*. Da das Gesetz einen Auswahlprozess vorsieht, wäre es aus Sicht der Behörde ideal, eine Fläche zu widmen und erst im Nachhinein mit der Ansiedlung von landlosen Familien zu beginnen. Allerdings entspricht die Realität im Normalfall nicht diesen Vorstellungen: die meisten *assentamentos* entstehen aus vorangegangenen Besetzungen, daher befinden sich die Familien bereits auf dem beanspruchten Land. Das verfügbare Land reicht meistens nicht aus, um allen Familien Parzellen

zuzuweisen, woraus die Notwendigkeit einer Selektion nach bestimmten Kriterien entsteht (vgl. ITESP 2010: 462-464):

*„Die Installation der assentamentos erfolgt heute mittels einer spezifischen Gesetzgebung, dem Gesetz Nr. 4.957 von 1985, welches eine Auswahlkommission vorsieht. Es definiert eine Reihe von Kriterien und stellt fest, ob eine Familie das Recht hat, auf diesem Grundstück zu bleiben. Es ist wie eine öffentliche Ausschreibung. Ein acampamento, das sich gebildet hat, ohne diesen Selektionsprozess zu durchlaufen ist theoretisch irregulär. Dafür im Nachhinein eine Lösung zu finden ist eine schwierige Aufgabe und es kommt dabei oft zu Konflikten“ (ibid.: 242-246).*

*„Unser Ziel ist es immer, Familien von Landarbeitern auszuwählen. Ein Kriterium ist, wie lange sie schon in der Gemeinde wohnen. Ein anderes Kriterium ist die Zeit der Beschäftigung in der Landwirtschaft. Die Zusammensetzung der Familie spielt eine Rolle, denn es ist klar dass eine größere Familie das Land eher braucht und auch mehr produzieren kann. Die Arbeitskraft also, je mehr Familienmitglieder, desto mehr Arbeitskraft ist vorhanden. Wir wenden also diese Kriterien an, um eine Klassifizierung der Familien durchzuführen. Gleichzeitig kommt es aber vor, dass die Bewegung in den acampamentos Personen versammelt, welche diese Kriterien nicht alle erfüllen. Diese Leute sind zwar Teil der Bewegung und mögen sich mit dieser Sache identifizieren, sind dann aber nicht unter den Qualifizierten“ (ibid.: 747-760).*

Die ausgewählten Familien erhalten das Recht der Nutznießung einer Parzelle. Die Ansiedlung im Rahmen der Agrarreform begründet noch keinen privaten Landbesitz, vielmehr verbleibt das Land in öffentlichem Eigentum. Die Verantwortlichkeit über die *assentamentos* liegt also letztlich bei der Landbehörde ITESP. Diese muss sicherstellen, dass der Reformprozess innerhalb des gesetzlichen Rahmens stattfindet und auf nachhaltige Entwicklung des ländlichen Raums ausgerichtet ist, also garantieren, dass das im sozialen Interesse enteignete Land seine soziale Funktion auch tatsächlich erfüllt:

*„Es ist nicht so, dass nur weil ein assentamento daraus geworden ist, die soziale Funktion des Landbesitzes nicht mehr erfüllt werden müsste. Im Gegenteil, die Bestimmungen gelten noch strenger, weil der Staat selbst den Prozess begleitet und ihre Erfüllung garantieren muss. Aus Sicht der ITESP wäre es etwa unvernünftig, Monokulturen zu fördern. Sei es Gen-Soja, Orangen, Eukalyptus, nichts davon. Aus folgendem Grund: der Großgrundbesitzer kann auch von einem geringen Flächenertrag leben, da er andere Einkommensquellen hat. Der kleine Landbesitzer kann das nicht. Deshalb verfolgen wir eine Politik der Diversifizierung“ (ibid.: 821-831).*

Darüber hinaus ist es den Siedlern auch nicht erlaubt, ihr Land zu verpachten. Sie erhalten es für ihre Bereitschaft, auf ihm zu arbeiten und zu leben. Aus dieser Logik heraus besitzen die Siedler in den *assentamentos* ihre Parzelle auch nur so lange, wie sie diese auch tatsächlich selbst bewirtschaften (vgl. ibid.: 1086-1090). Das Verbot der Verpachtung soll jedoch keine Schikane sein, sondern geschieht eher zum Schutz der Siedler:

*„Im Falle des Zuckerrohrs etwa ist es so, dass der Großgrundbesitzer – die Raffinerie – auf verschiedene Arten versucht, sich dieses Grundstück wieder anzueignen. Das haben wir erkannt und wie haben wir es versucht es zu lösen? Mit der Bestimmung, dass das Land nicht verpachtet werden darf. Also kann der Siedler sein Land nicht an die Raffinerie verpachten. Wenn er Zuckerrohr anbauen will, kann er das tun, aber er darf sein Land nicht verpachten. Diese Bestimmung reguliert das, denn die Raffinerien versuchten mehrmals, und versuchen bis heute die Parzellen der Siedler der assentamentos zu nützen und ihnen dafür Pachtzins zu bezahlen“ (ibid.: 847-854).*

Die Konfrontation zwischen staatlichen Behörden und der Zuckerrohrindustrie um illegal angeeignetes Land ist jedoch beinahe so alt wie Brasilien selbst. Bereits vor einigen Jahrhunderten spielten sich ähnliche Szenen ab: *„Engenho owners also grabbed off unclaimed or unoccupied lands and then had to fight royal officers who wished to reclaim these lands for the Crown“ (Schwartz 1973: 161).* Dabei ähneln sich die historische und die gegenwärtige Situation in einem wichtigen Punkt: heute wie damals sind die staatlichen Behörden nicht in der Lage, ein uneingeschränktes Gewaltmonopol aufrechtzuerhalten. Die Macht des Staates nimmt ab, je weiter man in das brasilianische Hinterland vorstößt. Es ist in Brasilien eine Binsenweisheit, dass der

Norden des Landes einen gesetzlosen Raum darstellt, in dem der staatliche Einfluss beinahe nicht mehr wahrnehmbar ist. Ich möchte nicht in Abrede stellen, dass die gewaltigen Ausmaße des Territoriums und insbesondere seine schwere Zugänglichkeit dafür verantwortlich sind, jedoch auf eine weitere mögliche Erklärung aus Sicht der Weltsystemtheorie hinweisen, welche eine schwache Staatsgewalt als Merkmal einer Positionierung in der Peripherie ansieht, wohingegen sich das Zentrum durch das Vorhandensein von „starken Staaten“ auszeichnet (vgl. Wallerstein 1986: 47).

Nach dem Versuch der Erläuterung einer sehr komplexen und auch widersprüchlichen Rechtsmaterie möchte ich nun zeigen, wie der Prozess der Landbesetzung in der Praxis verläuft. Die folgende Darstellung basiert auf den Erzählungen einiger Bewohner einer Siedlung der Agrarreform, dem *Assentamento Pirituba II* im Süden bzw. Südwesten des Bundesstaats São Paulo.

### **4.3. Die Besetzung der Fazenda Pirituba**

#### Geschichte der Besetzung

Der Südwesten des Bundesstaats São Paulo wurde in etwa ab Beginn des 18. Jahrhunderts erschlossen, als die Viehherden des Südens in Richtung der damaligen Zentren Minas Gerais und Rio de Janeiro durch diese Region marschierten. Dieser Weg führte unter anderem über die Städte Sorocaba und São Paulo (vgl. Furtado 1975 [1970]: 72). Entlang der Route entwickelten sich bald mehrere Dörfer und kleine Städte, welche sich auf den Getreideanbau spezialisierten. Nicht nur die damals bestehende Nachfrage nach Futter begünstigte die Entwicklung dieses Wirtschaftszweigs; vielmehr lag sie in günstigen Klima- und Bodenverhältnissen begründet. Die ausgedehnten Ebenen der Region gehörten zu dieser Zeit zum privaten Landbesitz des Barons von Itapetininga.

Das 1769 gegründete Itapeva ist eine dieser Städte. Gemeinsam mit ihrer Nachbargemeinde Itaberá beherbergte Itapeva die 17.500 Hektar große Fazenda Pirituba, benannt nach dem gleichnamigen Fluss. Die Fazenda Pirituba gehörte bis 1950 einer agrarindustriellen Firma, der „*Companhia Agrícola e Industrial de Angatuba*“. Da die Firma ihre Schulden bei der Bank des Bundesstaats São Paulo nicht mehr bedienen konnte, wurde die Fazenda gepfändet und in öffentliches Eigentum überführt (vgl. Iokoi et al. 2005: 36).

In den folgenden 30 Jahren versuchte die Regierung, Kolonisierungsprojekte durchzuführen, etwa ein Pilotprojekt zur Massenproduktion von Weizen oder die Verpachtung an eine Gruppe von Rinderzüchtern. Viel Erfolg blieb diesen Projekten jedoch nicht beschieden. Wer auch immer das Recht der Bewirtschaftung erhalten hatte, versuchte, sich die Fazenda Pirituba mittels juristischer Spitzfindigkeiten anzueignen. Vor dem Hintergrund des Rechtsstreits zwischen der Regierung und Großgrundbesitzern kam es 1982 zu einer ersten Landbesetzung durch 40 einheimische Familien. Diese konnten dem erbitterten Widerstand der Rinderzüchter allerdings nur wenig entgegensetzen und wurden nach vier Monaten gewaltsam vertrieben (vgl. *ibid.*: 36). Im Mai 1984 beteiligten sich etwa 250 Familien an einer neuerlichen Besetzung der Fazenda Pirituba, welche diesmal von Erfolg gekennzeichnet war. Die staatlichen Behörden erkannten das Ausmaß des Konflikts und erließen eine Notverordnung, welche die Rinderzüchter zum Verlassen des Grundstücks

zwang (vgl. *ibid.*: 36). In weiterer Folge wurden etwa 4.000 Hektar Gesamtfläche – in zwei Zonen getrennt – unter 160 Familien aufgeteilt.

In einer dieser Zonen – der „*Área 1*“ – lebt Seu Camilo (2011: 1-18), Bewohner der ersten Stunde, welcher mir von den Geschehnissen der Besetzung und der Anfangszeit der Siedlung erzählte:

*„Es wurde Thema, die Fazenda Pirituba zu besetzen. Die Fazenda gehörte der Regierung, aber es gab hier ein paar Holländer, die hatten ihr Vieh mitten im Wald und bewirtschafteten ein Stück Land. Ich kam und machte mit, denn damals war ich Pächter. Wir hielten Versammlungen in Engenheiro Maia und da gab es diesen Agronomen, Zé, ein spektakulärer Agronom! Er hat das hier alles aufgebaut, er und wir. Er sagte „kommt, gehen wir!“, und da gingen wir rein. In 1984, es war der Dreizehnte, ein regnerischer Tag. Unter Regen gingen wir rein, und da war ein Aufpasser am Tor. Es gab da so ein riesiges Tor dort vorne, das wir aufbrachen. Wir gingen rein, nahmen dem Aufpasser die Waffe ab und er flüchtete. Wir blieben 90 Tage hier am Straßenrand, 90 Tage. Es gab noch keinen Asphalt, alles war Erde. Der Agronom Zé hat alles angefangen, er sagte: „Kommt, wir nehmen jetzt ein Stück Land für jeden von euch. Sieben Alqueires [ca. 17 Hektar].“ Das hat er dann gemacht, alles vermessen. Es gab hier 92 Familien. Nachher machte er die „Área 2“ dort unten in Itabéira, zusammengenommen sind es ungefähr 250 Familien.“*

Die Besetzung eines Teils der Fazenda Pirituba im Mai 1984 war eine der ersten erfolgreichen Aktionen der sozialen Basisbewegungen im ländlichen São Paulo. Durch das damals bereits absehbare Ende der Militärdiktatur gewannen diese im Umfeld von Kirche und Gewerkschaft entstandenen Bewegungen rasch an Aufschwung. In der Hoffnung, einen Ausweg aus den miserablen Verhältnissen zu finden, schlossen sich zu dieser Zeit viele Kleinbauern und Landarbeiter dem Kampf um Land an. So auch Jamil Ramos (2011: 1-21), Bewohner der „*Área 3*“:

*„Ich bin hier im Nachbarort Itararé aufgewachsen, ich komme vom Land. In den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts suchten wir nach einem Weg, unser Leben zu ändern. Ich ging oft zur Kirche, war immer religiös und die katholische Kirche sprach in diesen Jahren viel von Brüderlichkeit, von Land für Gottes Kinder, Brot für die Hungernden, diese Dinge. Wir begannen uns damit zu identifizieren und suchten nach einer Lösung für unser Leben, denn wir waren Halbpächter, machten die ganze Arbeit und der Patron bekam fast die ganze Ernte. Für uns blieb so gut wie gar nichts übrig. Aber das war das Leben, wie ich es kennengelernt hatte, damals wusste ich nicht, dass es noch einen anderen Ausweg gäbe. Durch die Kirche entdeckte ich ihn. Wenn es diese Möglichkeit gibt, dann ergreifen wir sie! Wir können nicht auf Wahlen warten, auf eine Politik, die sagt, dass morgen alles besser sein wird. Also schlossen wir uns 1986 dem Kampf an. 1986 kam ich zusammen mit einer Gruppe von Familien hierher, um die Fazenda Pirituba zu besetzen. Dabei wussten wir gar nicht, wie so eine Besetzung von Statten gehen würde! Kirche und Gewerkschaft organisierten ungefähr 320 Familien und so kamen wir 1986 um die im öffentlichen Eigentum stehende Fazenda Pirituba zu besetzen. Aber wir schafften es nicht reinzugehen, da die Polizei den Zugang blockierte. Also campierten wir ein ganzes Jahr am Straßenrand. Wir besetzten die Fazenda und wurden vertrieben, besetzten die Fazenda, wurden vertrieben...“*

Die Lebensgeschichte von Jamil Ramos ist exemplarisch für den Großteil der Siedler der Landlosenbewegung. Fast alle haben einen landwirtschaftlichen Hintergrund, arbeiteten als Landarbeiter und/oder Teilpächter und empfanden ihre Lebenssituation als untragbar, da sie entweder Formen von struktureller Benachteiligung ausgesetzt waren oder ihren Lebensunterhalt einfach nicht mehr sichern konnten. Im Kampf um ein Stück Land sahen sie oft den letzten Ausweg, was die Entschlossenheit in der Durchführung der oft jahrelang dauernden Besetzungen erklärt. Die Camps der Landlosenbewegung (*acampamentos*) finden sich heute entlang der Straßen im ganzen Land und sind charakteristisch für die Agrarreform. Sie stellen den ersten Schritt im Kampf um Land dar und sind zugleich eines der stärksten Symbole, über welche die Bewegung verfügt. Die schwarze Plane (*lona preta*), mit der die provisorische Unterkunft abgedeckt wird, symbolisiert Entschlossenheit und Entbehrung, sie eint die Mitglieder der Bewegung und gibt ihnen eine gemeinsame Identität. Die Praxis der Landbesetzung unterscheidet sich heute

nicht von den ersten Aktionen vor nunmehr beinahe 30 Jahren. Sie stellt eine Willensbekundung der Landlosen dar, auf der besetzten Erde zu leben und zu arbeiten, was wiederum Druck auf staatliche Behörden ausübt, zur Konfliktlösung beizutragen. Die Besetzer von 1986 campierten ein Jahr am Straßenrand, bis sie eine kleine, für Landwirtschaft wenig geeignete „Notfalls-Fläche“ zugewiesen bekamen (vgl. Iokoi et al. 2005: 37). Sie führten die Besetzung neun Jahre lang weiter und erkämpften 1996 mehr als 2.000 Hektar Land. Die *Área 3* der Siedlung *Assentamento Pirituba II* war geschaffen. Allerdings hatte die Mehrzahl der Familien den schwierigen Kampf um Land in diesen zehn Jahren aufgegeben: von 320 Familien waren bei der Gründung der *Área 3* noch 75 übrig (vgl. Jamil Ramos 2011: 27). Dort sprach ich mit einem weiteren Bewohner, Zézinho (2011: 107-119), über den Alltag im Camp:

*„Ich glaube, es ist der Zusammenhalt unter den Leuten, die gegenseitige Unterstützung und die Hilfe, die von außen kommt, die dir die Kraft gibt, hierzubleiben, durchzuhalten. Es gab auch keinen anderen Ausweg. Als wir hierher kamen, hatten wir die Tür hinter uns zugemacht, wir sagten: niemals wieder boia-fria (Landarbeiter) oder Halbpächter! Jetzt kämpfen wir um Land, denn das Land ist unser! Wenn du auf dem Land eines anderen bist, hast du keine Sicherheit. Du baust Orangen für den Landbesitzer an. Du baust Bohnen und Mais an, auf Halbpacht, machst die ganze Arbeit und der Patron nimmt sich mehr als die Hälfte. Das gibt keine Sicherheit. Das Camp ist also eine Möglichkeit, einfach ist es nicht, aber es ermöglicht dir, etwas zu bekommen, wenn du dich dem Kampf anschließt, einem Camp anschließt. Es ist also der Willen zur Eroberung der dich die Schwierigkeiten überwinden lässt. Und Schwierigkeiten gibt es, Camp ist Camp. Das ist kein Zeltlager für die Ferien, das ist mein Haus. Da hast du alles: Bildung, Gesundheit, Ernährung und Regen, Sonne, Kälte, Wind. Es ist ein Camp“.*

Über die schwierige Zeit unter der schwarzen Plane kann jeder Bewohner der Siedlungen (*assentamentos*) seine eigene, ganz persönliche Geschichte erzählen. Einige dieser Erzählungen hörte ich 25 Jahre nach der Entstehung des *Assentamento Pirituba II*, wobei das Bewusstsein, die eigene Lebenssituation aktiv verbessert zu haben, in allen Gesprächen deutlich zum Vorschein kam. Die gemeinsame Zeit der Entbehrung fördert auch den Zusammenhalt zwischen den Bewohnern. Die Camps wie die Landlosenbewegung an sich werden nach kollektivistischen Grundsätzen organisiert. Im Camp ist Zusammenarbeit eine Überlebensnotwendigkeit, und es wird sich zeigen, dass in der Regel von den Siedlern im weiteren Verlauf auch landwirtschaftliche Kooperativen gebildet werden, der Grad der Kooperation jedoch in den meisten Fällen mit der Zeit abnimmt. Es bleibt zu sagen, dass gemeinschaftliche Aktivitäten in der Regel nicht das gesamte *assentamento* umfassen, sondern auf der Ebene der einzelnen Zonen (*Áreas*) umgesetzt werden.

Interessant ist es darauf hinzuweisen, dass die beiden bisherigen Besetzungen zu einem Zeitpunkt passierten, an dem die Landlosenbewegung MST im Bundesstaat São Paulo noch gar nicht Fuß gefasst hatte. Wie aus der vorhergehenden Darstellung der Geschichte der MST ersichtlich ist, entstand diese 1985 im südlicheren Bundesstaat Paraná. Die entscheidende Rolle bei der Organisation der Besetzung der Fazenda Pirituba musste daher jenen Organisationen zugekommen sein, die sprichwörtlich auch die Bewegung selbst in ihrem Schoß gebaren, nämlich Kirche und Gewerkschaft. Die Kleinbauern, Landarbeiter und Landlosen der Region Itapeva schlossen sich zwischen 1984 und 1986 also einer Bewegung an, die sich erst formierte und sich ihrer selbst noch nicht ganz bewusst war. Die einzelnen Besetzer hatten ihr Ziel jedoch klar vor Augen: Zugang zu Land gewinnen. Die rückblickende Betrachtung von Jamil Ramos (2011: 34-43), Siedler der *Área 3* und aktives Mitglied der MST verdeutlicht diese etwas unklare Zugehörigkeit:

„Im Laufe der Jahre 1987, 1988, 1989 realisierten wir, dass wir Teil der MST waren. Das haben wir bis dahin nicht gewusst. Die Bewegung kam erst um einiges später nach São Paulo, sie wurde 1985 in Cascavel in Paraná initiiert. Nach São Paulo gelangte sie erst 1987, 1988 und da hatten wir hier schon unseren Kampf. Aber ich glaube, dass ich wegen dem Kampf der MST hierher gekommen bin, nur wusste ich es nicht. Wir hatten noch keine Strukturen in São Paulo, aber wir waren schon MST. Ich bin erst später darauf gekommen. Wir integrierten uns und heute sage ich immer: „ich war MST, aber wusste es nicht!“. Ich kam aufgrund der Logik der Kirche, die von Land für Gottes Kinder gesprochen hatte. Die Kirche selbst hat sich dann davon gemacht, als sie merkte wie rau es zuzuging, denn der Kampf um Land in Brasilien ist schon sehr gewaltsam“.

Heute gilt das *Assentamento Pirituba II* als Referenzprojekt der Landlosenbewegung. Obwohl der Großteil der Familien im Zeitraum von Mitte der 1980er Jahre bis Mitte der 1990er Jahre gekommen war, folgten weitere Besetzungen, allerdings geringeren Umfangs. Die *Área 4* kam 1991 hinzu, ein Jahr später folgte ihr die *Área 5*. Beide umfassen zusammen noch einmal ungefähr 2.000 ha. Beide Zonen wurden unter dem vehementen Widerstand der bis dato ansässigen Holländer errichtet, welche aufgrund von irregulären Besitztiteln das Land nutzten (vgl. Iokoi et al. 2005: 37). Daher wurden ihre Ansprüche von der Landrechtsbehörde auch nicht anerkannt und sie mussten den Siedlern der Agrarreform weichen. Die 1996 errichtete *Área 6* ist mit etwas mehr als 100 ha für fast 50 Familien dagegen beinahe winzig.

Bei meinem ersten Aufenthalt auf dem *Assentamento Pirituba II* im Jahre 2005 fand eine Besetzung durch weitere 100 Familien statt. Das Bild der schwarzen Planen am Straßenrand prägte sich mir damals ein. Als ich während der Feldforschung für die vorliegende Arbeit wieder an dieser Kreuzung vorbeifuhr, war das *acampamento* weg. Ich fragte meinen Begleiter Marcinho nach dem Verbleib der Leute, worauf er meinte, einige wenige davon seien 2006 noch hier angesiedelt worden, die Mehrheit aber befinde sich in naheliegenden *acampamentos* wie Riversul oder Apiaí (vgl. Marcinho 2011; Feldnotizbuch: 87). Auf den beiden folgenden Bildern sieht man die erwähnte Kreuzung (aus verschiedenen Perspektiven); die linke Aufnahme stammt von 2005 und zeigt das *acampamento*, welches auf der rechten Aufnahme von 2011 spurlos verschwunden war:



Abbildung 3: Camp der Landlosenbewegung entlang einer Landstraße im Oktober 2005 (© Benjamin Daxl)



Abbildung 4: Dieselbe Landstraße im Jänner 2011: das Camp war verschwunden. (© Benjamin Daxl)

Es dauerte also mehr als zwei Jahrzehnte, bis das Territorium des *Assentamento Pirituba II* seine heutige Gestalt erlangte. Heute umfasst die Siedlung über 8.000 Hektar und ist in 430 Parzellen gegliedert. Die Fazenda Pirituba, welche die Regierung 30 Jahre lang erfolglos einer Bestimmung zuzuführen versuchte, wurde nun also zur Hälfte zum Zwecke der Agrarreform genutzt. Das Land erfüllte nun im Sinne der

Verfassung eine soziale Funktion. Zezinho (2011: 46-49) fasst das Resultat dieses langen Prozesses zusammen: „*Das Land hier war in der Hand von einem halben Dutzend Familien. Heute leben hier mehr als 500 Familien und sie nützen das Land, das in der Hand dieses halben Dutzends war. Das war also ein revolutionärer Prozess*“.

### Zusammenarbeit unter den Siedlern

Die Aneignung von Land ist jedoch nur der erste Schritt. Gemäß einem alten Motto der Landlosenbewegung (Okkupieren, Produzieren, Resistieren) muss der Etablierung einer Siedlung die Organisation der landwirtschaftlichen Produktion unmittelbar nachfolgen. Im Folgenden soll daher dargestellt werden, welche Versuche seitens der Siedler unternommen wurden, ihren Lebensunterhalt auf dem Land zu sichern. Als Beispiele dienen hier die Erfahrungen einiger Bewohner der *Áreas* 1, 3 und 5. In allen diesen drei Zonen wurden anfangs Assoziationen von Kleinbauern gebildet, wovon zum Zeitpunkt meiner Feldforschung nur noch jene der *Área* 3 existierte.

In der *Área* 1 traf ich Seu Camilo, der gerne von der Anfangszeit des *assentamento* erzählt und die Zusammenarbeit unter den Siedlern heute vermisst. Im ersten Jahr der Besetzung schlossen sich alle Familien zusammen, um gemeinsam zwei Traktoren zu finanzieren. Durch Druck auf die Landbehörde ITESP kamen sie außerdem in den Genuss staatlicher Unterstützung und konnten so eine erfolgreiche erste Ernte erwirtschaften:

*„Mit den zwei Traktoren bauten wir an und produzierten in der ersten Ernte 250.000 Sack Bohnen, beide Áreas zusammen. Daraufhin wurde dieses Lager hier gebaut. Der Behörde gefiel es, dass wir hier arbeiten, anbauen und produzieren, da haben sie uns dieses Lager gebaut. [...] Von da an ging es immer weiter aufwärts, fünf Jahre lang gemeinsam in der Assoziation. Alle arbeiteten zusammen. Wir hatten eine Werkstatt, dort arbeitete ich als Mechaniker. Wir hatten zwei Lastwägen, eine Erntemaschine und dann kamen noch sechs Traktoren hinzu, also hatten wir acht. Das war wunderbar, es war das Schönste auf der Welt“* (Seu Camilo 2011: 35-44).

Die Assoziation der Kleinbauern funktionierte nach dem folgenden Prinzip: die Anfangsausstattung (also Saatgut und Dünger sowie die notwendigen landwirtschaftlichen Maschinen) wurde im Kollektiv angeschafft und jedem Siedler individuell überlassen. Jeder Einzelne bestellte so sein Feld, um nach der Ernte seine Produktion in das gemeinsame Lager zu bringen. Der Verkauf erfolgte ebenso gemeinsam, nach Abzug der Kosten erhielt jede Familie ihren proportionalen Anteil vom Gewinn. Die Assoziation stellte also eine Verbindung von kollektivistischen und individualistischen Elementen zugleich dar: in Beziehung zur Außenwelt traten die Bauern gemeinsam auf, im Inneren blieb die Autonomie der Familien jedoch weitgehend erhalten. Es wird sich anhand des Beispiels der *Área* 3 noch zeigen, dass sich die Organisationsform der Kooperative von jener der Assoziation durch eine deutlich geringere Individualität unterscheidet. Es stellt sich die Frage, warum die Assoziation trotz ihres Erfolges bereits nach fünf Jahren aufgelöst wurde. Welche Probleme sich während dieser Zeit ergaben und wie dies schließlich zum Ende der engen Zusammenarbeit unter den Siedlern der *Área* 1 führte, erklärt Seu Camilo (ibid.: 51-65):

*„Es gab da eine Gruppe, die machte einen Knoten in die Sache. Wir halfen ihnen das Feld aufzubereiten, zu jäten, zu säen und gaben ihnen das Saatgut und Dünger und alles, auf dass sie die Ernte dann ins Lager bringen. Das haben sie nicht getan. Sie verkauften einfach alles, behielten sich das Geld und bezahlten die Assoziation nicht. Sie gaben das*

*Geld einfach nicht weiter. So ging das dann fünf Ernten lang, bis wir beschlossen, beim nächsten Mal zum Zeitpunkt der Ernte hinzugehen, mit Traktor und Anhänger und ihre Produktion mitzunehmen. Als es dann soweit war, stellte sich natürlich die Frage: wer würde hingehen und ihnen die Sichel ins Genick hauen? Ich nicht. Niemand ging“.*

Das subjektive Empfinden eigener Benachteiligung und der Übervorteilung anderer führte letztlich in eine Situation des gegenseitigen Misstrauens. Als der für den Aufbau des *assentamento* sowie für die Organisation der Assoziation verantwortliche Agronom Zé die Siedlung verließ, fehlte auch eine integrative Leitfigur, der die Bewohner vertrauten. Seu Camilo sieht dies als Hauptgrund für die Auflösung des Kollektivs. Einer der Siedler wurde zum nächsten Vorsitzenden der Assoziation bestellt, aber die Leute schenkten ihm kein Vertrauen: *„Einer von uns wurde dann Vorsitzender, ein Junge von hier, Mateus Delwek, ein guter Junge, aber die Leute respektierten ihn nicht. Denn er war eben von hier und alle sagten, der will sich ja nur bereichern. Die Versammlungen wurden immer chaotischer. Und so begannen die Probleme“* (*ibid.*: 402-411). Die Assoziation der Kleinbauern der *Área 1* fand also 1990 ihr Ende, was für die Mitglieder teils erhebliche negative Auswirkungen bedeutete. Zuerst wurden die Traktoren und Lastwägen verkauft, um den gemeinsamen Kredit zu tilgen. Trotzdem blieben viele Schulden, und alleine war keiner der Siedler kreditwürdig: *„Wir machten individuell weiter und so blieben uns viele Schulden. Am Ende hatten die meisten Leute Schulden bei der Bank und bekamen auch keinen neuen Kredit. Ich selbst bekam mehr als zehn Jahre lang keinen Kredit, weil ich Schulden hatte. Noch dazu war ich Bürge für zwei andere, die nicht bezahlt hatten“* (*ibid.*: 105-108). Anfang der 1990er Jahre standen also die meisten Siedler der *Área 1* vor substantiellen Problemen, da ihnen das notwendige Kapital zur Bewirtschaftung ihres Landes fehlte. Wir werden später anhand des Beispiels von Seu Camilo noch sehen, welche Strategien zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes sie daraufhin verfolgten.

Nun soll aber auf die Erfahrungen der *Área 3* eingegangen werden, welche einen weiteren Fall der Zusammenarbeit unter Kleinbauern darstellen. Es wird sich nicht nur zeigen, welchen Vorteil die Individuen aus solchen Koalitionen ziehen können, sondern auch, wie schwierig deren Bildung ist und welche oft banalen Gründe für ein Scheitern verantwortlich sein können. Ich kann mich beispielsweise noch sehr gut an einen der Bauern der *Área 3* erinnern, den ich bei meinem ersten Aufenthalt im Jahre 2005 besuchte: er wohnte mehr als eine Stunde Fußweg vom Dorf entfernt, nur um seinen Schwager nicht sehen zu müssen.

Rückblickend basiert die Erfolgsgeschichte der Assoziation und späteren Kooperative auf einem Prozess ständiger Anpassung, wie aus den Erzählungen von Jamil Ramos und Zezinho – beide aktive Mitglieder der Bewegung – ersichtlich wird. Dabei nahm auch die Zahl der partizipierenden Familien rasch ab. Es sei daran erinnert, dass die Besetzung dieser Zone noch durch 320 Familien erfolgte, letzten Endes aber nur 75 angesiedelt wurden. Bei der Gründung der Assoziation der Kleinbauern war auch diese Zahl noch zu groß, um einen gemeinsamen Nenner zu finden:

*„Die Gründung der Assoziation der Kleinbauern erfolgte unter großen Schwierigkeiten, weil es so viele Familien waren. Viele gaben auf und machten nicht mehr mit, sie wollten ihr Stück Land für sich alleine haben, aber wir waren eine kollektive Organisation. So reduzierte sich die Gruppe schon damals von 75 auf 50 Familien. Der Rest wählte den individuellen Weg, aber die meisten dieser Familien existieren heute nicht mehr, denn sie haben ihr Land verloren oder verkauft. Alleine hielten sie nicht stand, das ist sehr schwierig“* (Jamil Ramos 2011: 44-50).

Die weitere Entwicklung der gemeinschaftlichen Organisation der *Área 3* spiegelt auch die bereits angesprochene Eingliederung des *Assentamento Pirituba II* in die überregionale Organisationsstruktur der Landlosenbewegung MST wieder. Zunehmend wurde die offizielle Politik der Bewegung auch in den einzelnen Siedlungen umgesetzt und Kooperativen nach kubanischem Vorbild gebildet. Dies stellte einen Versuch der Überwindung des ökonomischen Individualismus der Siedler dar und sollte politischen Widerstand ermöglichen (vgl. Martins de Carvalho 2006: 11). Zezinho und Jamil Ramos waren an der Umsetzung dieses Modells in der *Área 3* maßgeblich beteiligt und schilderten mir ihre Erfahrungen:

*„Zu Beginn der 1990er Jahre entwickelte die Bewegung das System der Kooperativen der kollektiven Produktion. Dazu gab es viel Material, eine Reihe von Texten und Broschüren über die Idee der Kooperativen in der Landlosenbewegung. Ab 1990 wurde diese Idee dann in die Praxis umgesetzt, man ging ins Feld und entwickelte ein kooperativistisches System unter den Siedlern“* (Zezinho 2011: 366-370).

Die Idee war es, lokale Produktionskooperativen in den *assentamentos* zu etablieren, um die Versorgung mit Lebensmitteln zu gewährleisten. Mehrere solcher lokaler Kooperativen sollten eine Regionalstelle bilden, welche ihrerseits wiederum im Verbund mit anderen Regionalstellen eine den gesamten Bundesstaat umfassende Kooperative begründet. Schlussendlich werden diese auf nationaler Ebene koordiniert.

*„Ich war damals Leiter der regionalen Zentrale und brachte Berichte von den Kooperativen in Rio Grande do Sul und Paraná mit, um sie hier zu diskutieren. 1991 begannen wir das Modell der Kooperative zu diskutieren und das war die nächste Zäsur. Denn von den 50 Familien konnten wir damals nicht alle überzeugen, in das System der Kooperative einzutreten und so zerbrach unsere Organisation der Kleinbauern. Die Kultur der Leute erschwert den Wandel, und die Umwandlung unserer Assoziation in eine Kooperative war ein sehr polemischer Prozess. Als wir uns damals trennten blickten wir schon auf fünf Jahre guter Zusammenarbeit zurück. Die Assoziation funktionierte gut, aber von der Kooperative versprochen wir uns mehr Möglichkeiten zur Verbesserung der Lebenssituation unserer Familien, denn sie würde auch die Jungen und die Frauen miteinbeziehen. Nach zwei Jahren der Diskussion gründeten wir dann 1993 die COPAVA (Cooperativa de Pequenos Agricultores Vó Aparecida) mit 27 Familien“* (Jamil Ramos 2011: 59-72).

Der Unterschied zwischen den Organisationsformen der Assoziation und der Kooperative ist erheblich. Während eine Assoziation einen Zusammenschluss von autonom wirtschaftenden Individuen darstellt, um gemeinsam Zugang zu Kredit und Ausrüstung zu erlangen, zeichnet sich eine Kooperative durch die Kollektivierung aller Produktionsfaktoren aus. Obiges Zitat weist darauf hin, wie schwierig es ist, unter Kleinbauern einen Wandel herbeizuführen, selbst wenn die Vorteile offensichtlich sind. In den fünf Jahren der Assoziation hatten diese bereits einen Weg zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes gefunden und wollten diesen Zustand nicht durch weitere Änderungen gefährden. In den Worten von Eric Wolf haben sie eine temporäre Lösung ihres Dilemma erreicht und bemühen sich, diese Balance aufrechtzuerhalten. Darin sieht er den vermeintlichen Konservatismus der Bauern begründet (vgl. Wolf 1966: 16). Die Kooperative würde jedenfalls eine Beschränkung ihrer Autonomie bedeuten, was meiner Meinung nach eine plausible Erklärung für den Umstand darstellt, dass etwa die Hälfte der Familien der Umwandlung der Assoziation in eine Kooperative nicht zustimmte. Dass die Diskussion zwei Jahre in Anspruch nahm, zeigt die Schwierigkeiten bei der Herbeiführung dieses Wandels auf. Auf die Veränderungen gehe ich kurz ein. Zezinho (2011: 384-389) betonte etwa: *„Dieser Wandel von Assoziation zur Kooperative war ein innerer Anpassungsprozess. Was sich änderte, war die Einbeziehung der Frauen und der Jungen in den Produktionsprozess. Die Assoziation bestand aus einer Person pro Familie, dem Mann. Die Kooperative besteht aus allen“*.

Die Arbeitsorganisation in der Kooperative erfolgte innerhalb von Sektoren. Vorher führte jede assoziierte Familie verschiedene produktive Tätigkeiten aus, nun teilten sich die 50 Personen der Kooperative die Arbeit im Kollektiv auf. Als Prinzip gilt, dass jede Stunde Arbeit den gleichen Wert hat, ungeachtet von wem oder wo sie erbracht wird. Diese Struktur führte allmählich zu einer Spezialisierung der Beschäftigten in den jeweiligen Sektoren, was unter anderem zu den Zielen der COPAVA zählte. So gibt es mehrere Sektoren der Landwirtschaft, der Viehzucht und der Milchwirtschaft, eine gemeinsame Küche, eine Bäckerei, einen Kindergarten, eine Werkstätte, sowie Sektoren für die Kommerzialisierung der Produkte, der Verwaltung und für politische Aufgaben. Die Anpassung an diese Spezialisierung war zu Beginn mit Schwierigkeiten verbunden, welche aber letztlich angesichts der Vorteile überwunden werden konnten. Ein simples Argument für die Vorteile einer nach Sektoren organisierten Arbeitsteilung lieferte Jamil Ramos (2011: 178-183):

*„Ich sehe das in einigen Kooperativen hier in São Paulo am Beispiel der Milchwirtschaft. Das ist eine harte Arbeit, weil du im Morgengrauen aufstehen musst um die Milch zu holen, die die Leute dann schon trinken wollen. Und da man früh aufstehen muss, wechseln sich die Leute oft ab. Heute geht João, morgen geht Zé, schon ist die Kuh gestresst und gibt weniger Milch“.*

Jamil meinte, um den Geist des Kollektivismus am Leben zu erhalten, benötige es schon eines gewissen Bewusstseins, ansonsten verliere sich die Zusammenarbeit in alltäglichen Unstimmigkeiten und Streitereien. Als zu Beginn der Kooperative eine teure Erntemaschine angeschafft wurde, so erzählte er mir, wollte gleich jeder mit dieser arbeiten. Als sie kaputt ging, war es natürlich niemand gewesen. Solche Vorkommnisse seien echte Härteproben für die Kooperative und manchmal scheitere der Kollektivismus am Mangel an gegenseitigem Verständnis, so Jamil (vgl. *ibid.*: 186-195).

Solche Probleme beschränken sich jedoch nicht allein auf die Siedler der Agrarreform in Brasilien. Eric Wolf (vgl. 1966: 91) betont, dass die soziale Organisation von Bauern allgemein zwei gegensätzlichen Tendenzen unterliegt: einerseits in Richtung der Bildung von Koalitionen für kurzfristige Ziele, andererseits in Richtung Autonomie des Haushaltes. Daher stellt er bezüglich der Landreform auch fest: *„[...] the peasantry might rise up to fight for land; but once it had occupied land, it would cease to be a revolutionary force“* (*ibid.*: 92). Bei meinem Aufenthalt wurde dieser Aspekt deutlich: die Landbesetzungen waren nur deshalb erfolgreich, weil viele Familien gemeinsam agierten und ein klares Ziel vor Augen hatten, nämlich den Erwerb von Land. Am Beispiel der Assoziation der Kleinbauern in der *Área 1* zeigten sich nur wenige Jahre nach der Zuteilung der Parzellen die ersten Auflösungserscheinungen und die Individualität trat nach und nach an die Stelle des kollektiven Gedankens. Wie Wolf (*ibid.*: 91) zeigt, ist das revolutionäre Moment von Kleinbauernkoalitionen gleichermaßen von Heftigkeit und Kurzlebigkeit geprägt und endet meist *„when the fruits of action are to be harvested“*. Um in Wolfs Diktion zu bleiben: die Aktion (der Kampf um Land) bringt ihre Früchte hervor (die Zuteilung einer Parzelle). Der Kampf (*luta*) symbolisiert hier die kollektive Ebene, die Parzelle (*lote*) die individuelle Ebene. Das Leben der Siedler auf den *assentamentos* der Agrarreform ist von einem Spannungsfeld zwischen diesen beiden Ebenen gekennzeichnet. Einerseits sind sie als Teil der Landlosenbewegung in kollektive Entscheidungsvorgänge eingebunden, andererseits streben sie aber als individuelle Kleinbauern nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Jamil Ramos (2011: 51-56) bringt dies zum Ausdruck und bestätigt damit auch Wolfs Argumente:

„Die Sache ist nicht so einfach, denn der Kampf besteht nicht nur darin, Land zu erobern. Danach kommt der Kampf ums Überleben und um das Zusammenleben auf diesem Land. Und die Leute verstehen das nicht, sie glauben: ich habe Land erobert, also ist die Agrarreform für mich umgesetzt. Agrarreform ist nicht nur die Eroberung von Land, Agrarreform ist viel mehr als einfach nur Land zu erobern. Du musst auf diesem Land überleben und ich habe für mich gesehen, dass der Kampf danach noch schwieriger ist, denn wir befinden uns in einem System, das eine Agrarreform in Brasilien nicht ermöglicht“.

Hier zeigt sich auch der Unterschied zwischen Landreform und Agrarreform. Eine Landreform wird bereits durch eine bloße Umverteilung von Landbesitz realisiert, während eine Agrarreform auf eine Transformation der landwirtschaftlichen Produktionsweise abzielt und so einen langwierigen Prozess darstellt.

Diese zahlreichen Probleme und Spannungen fasse ich nun im folgenden Abschnitt unter dem Titel „*Vida entre luta e lote*“, also „Leben zwischen Kampf (*luta*) und Parzelle (*lote*)“ (vgl. Feldnotizbuch: 21-25), zusammen. Dies gibt Auskunft darüber, welchen Beschränkungen die Landlosenbewegung bei ihrem Versuch unterliegt, der mächtigen Struktur der Plantagenökonomie ein Gegenmodell entgegenzusetzen, welches nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis funktioniert. Diese Praxis wird durch die Lebenswelten der Siedler repräsentiert und umfasst sehr unterschiedliche Erfahrungen – trotzdem ist ihnen allen eines gemein: der Kampf um Land und der Kampf um landwirtschaftliche Existenzsicherung.

#### **4.4. Leben zwischen Kampf und Parzelle - *Vida entre Luta e Lote***

Anhand der Entstehungsgeschichten der Assoziationen der *Área 1* und der *Área 3* wurden im vorangegangenen Abschnitt bereits einige der Probleme besprochen, welche in der Anfangszeit des *assentamento* in den 1980er und 1990er Jahren aufgetreten waren. Nun beschreibe ich die Situation, wie sie sich mir bei meinem Feldforschungsaufenthalt Anfang 2011 darstellte. Dabei konnte ich nicht nur das erwähnte Spannungsfeld zwischen dem ökonomischen Individualismus der Siedler und der kollektivistischen Ideologie der Bewegung ausmachen, sondern es offenbarten sich mir darüber hinaus weitere Dimensionen dieses Konflikts. Dazu zählt vor allem die nicht triviale Unterscheidung zwischen dem Konzept der Landreform und jenem der Agrarreform, welche ich anhand des Beispiels von Sebastião Batista de Carvalho – kurz Seu Tião – erläutern werde. Dabei wird es vor allem um den Umweltaspekt gehen. Weitere Aussagen aus dem Interview mit Mateus Delwek ergänzen diese Diskussion.

Zum Einstieg soll gezeigt werden, wie sich das Leben im *Assentamento Pirituba II* 25 Jahre nach seiner Entstehung gestaltete und wie die Produktion organisiert war. Es ist dabei jedoch nicht mein Ziel, ein vollständiges Bild zu zeichnen, sondern vielmehr einige jener wichtigen Aspekte hervorzuheben, welche sich aus den Gesprächen mit Bewohnern der *Áreas 1, 3* und *5* ergaben. Diese Beispiele knüpfen an die vorangegangenen Ausführungen über die Anfangszeit des *assentamento* an: wir werden sehen, wie es Seu Camilo nach dem Scheitern der Kleinbauernassoziation der *Área 1* erging, wie sich die Kooperative COPAVA in der *Área 3* entwickelte und welche Formen der Zusammenarbeit sich darüber hinaus etablieren konnten. Dabei stehen die Kleinbauern der Agrarreform und jene der "konventionellen" familiären Landwirtschaft im Grunde vor dem gleichen Problem, nämlich der Erwirtschaftung eines Lebensunterhaltes mit bescheidenen Mitteln. Die Möglichkeiten, welche sich den Siedlern des *Assentamento Pirituba II* zur

Lösung dieses Problems bieten, sind vielfältig. Im Allgemeinen ist die familiäre Landwirtschaft des gesamten brasilianischen Südostens durch eine starke Verbreitung der Milchwirtschaft gekennzeichnet. Darüber hinaus eignet sich der Südwesten des Bundesstaats São Paulo aufgrund seiner ausgedehnten Ebenen und fruchtbaren Böden besonders für den Anbau von Kulturen wie Bohnen, Mais, Soja, Reis und Weizen. Das milde Klima begünstigt außerdem eine diversifizierte Gemüse- und Fruchtwirtschaft (vgl. Seu Tião 2011: 5-10). Anhand einiger konkreter Fallbeispiele seien nun die Strategien der Kleinbauern dargelegt.

#### Fallbeispiel: Área 1

Beginnen wir mit Seu Camilo. Er ist einer der wenigen Siedler, welche ursprünglich aus der Stadt São Paulo kamen und so keinen ländlichen Hintergrund aufzuweisen haben. Seine Ehefrau kommt jedoch aus Itaberá, eine der beiden Gemeinden, in denen das *assentamento* liegt. Seu Camilo ist 75 Jahre alt und hat mit seiner Frau neun Kinder. Da die Landbesetzung schon 25 Jahre zurückliegt, repräsentieren sie die erste Generation des *assentamento* und stellen mit ihrem hohen Alter keineswegs die Ausnahme unter den Siedlern dar. Nach der Auflösung der Kooperative bekam Seu Camilo zehn Jahre lang keinen Kredit bei der Bank, weil er noch Schulden hatte (vgl. Seu Camilo 2011: 107-108). In diesem Zeitraum fehlte ihm daher das Anfangskapital zur Bewirtschaftung seines Landes (vgl. *ibid.*: 221). Den ersten Kredit verwendete er dann für den Bau eines neuen Hauses, während er sein Grundstück verpachtete, um wenigstens etwas Einkommen aus seinem Land zu erwirtschaften:

*„Ich lebte von der Verpachtung. Irgendwann sagte ich dann: "jetzt höre ich auf zu verpachten, denn es ist verboten. Wir haben dieses Land genommen um darauf zu arbeiten, nicht um es zu verpachten!". Leute von außerhalb kamen her und pflanzten hier an. Aber ich verpachte nicht mehr, jetzt baue ich selber an“* (*ibid.*: 222-229).

Die Frage, ob die Verpachtung ein lukratives Geschäft sei, verneinte er:

*„Nein, die Verpachtung von Land funktioniert so: jemand kommt und sagt: "Camilo, ich gebe dir 5.000 [R\$] damit ich dein Land zweimal bestellen darf!". Wenn du selbst keine Möglichkeit hast es zu bestellen, dann verpachtest du es. Damit deine Kinder nicht hungern müssen, nimmst du es und verpachtest es. Aber es ist viel besser, wenn du selber anbauen kannst“* (*ibid.*: 270-274).

Zuletzt verpachtete Seu Camilo ungefähr zehn Hektar an einen benachbarten *fazendeiro*, welcher darauf erst Weizen und dann Mais anbaute. Als dieser auf seinem Boden eine gute Ernte erwirtschaftete und dann auch noch zu guten Preisen verkaufte, fasste Seu Camilo den Entschluss, sein Land wieder selbst zu bebauen:

*„Er hat viel Geld mit meinem Land verdient, da hat es mir gereicht und ich entschied, nicht mehr zu verpachten. Verpachten ist ein Blödsinn. Nur wenn du gar nicht anders kannst. Wenn du keine Samen kaufen kannst, keinen Dünger, kein Gift. Dann verpachtest du es, weil du nicht willst dass deine Kinder hungern. Aber richtig ist es nicht. Wenn du das Land verpachtest, dann brauchst du es nicht. Die ITESP sagt: "du verpachtest, also brauchst du das Land nicht. Also geben wir es Leuten, die es brauchen um darauf zu arbeiten“* (*ibid.*: 278-284).

Die Gefahr des Verlustes der erkämpften Parzelle im Falle einer Verpachtung ist tatsächlich gegeben, jedenfalls sieht es das Gesetz zur Umsetzung der Agrarreform so vor. Seu Camilo stellt hier keinen Einzelfall dar. Wie bereits diskutiert, wird in der Landwirtschaft außer Arbeit auch noch Kapital zur Inwertsetzung des Landes benötigt. In der Praxis liegt genau darin die größte Schwierigkeit: den Kleinbauern mangelt es nur zu oft an diesem Anfangskapital. Die Verpachtung seines Landes erscheint ihm so zumindest als Notlösung, wie auch Seu Camilo betonte:

„Ich verpachtete lange Zeit, also ging ich zur ITESP und erklärte ihnen meine Situation: "Ich bekomme keinen Kredit, also kann ich nichts kaufen. Ich kann nicht einmal einen Sack Dünger kaufen, oder Saatgut. Ich werde meine Kinder nicht hungern lassen, also verpachte ich!". Das habe ich den Leuten dort gesagt. Sie wissen also, warum ich mein Land verpachtet habe“ (ibid.: 299-303).

Um sein Land wieder auf eigene Faust zu bewirtschaften, suchte er sich einen Partner. Gemeinsam gelang es den beiden, ihre Felder mit Bohnen zu bestellen. Die Ernte erfolgte kurz vor dem Gespräch mit Seu Camilo, welcher sich darüber sehr glücklich zeigte – war es doch die erste eigene Ernte seit beinahe zwei Jahrzehnten (vgl. ibid.: 221-222). Er war der festen Überzeugung, dass dieser Erfolg einzig und allein der Zusammenarbeit geschuldet war und wünschte sich wieder eine Assoziation der Kleinbauern herbei, wohl wissend, dass die Organisation am mangelnden Vertrauen der Siedler untereinander scheitern würde (vgl. ibid.: 324-325). Im Verlauf des Gesprächs betonte er mehrere Male, dass nur dem Agronomen Zé die erneute Bildung einer Assoziation gelingen könne (vgl. ibid.: 327-334).

Die Individualität der Siedler ist jedoch nicht der einzige Grund für die auftretenden Schwierigkeiten. Einen weiteren Faktor stellt die Altersstruktur der Bevölkerung des *assentamento* dar, denn viele Siedler der ersten Generation sind mittlerweile zu alt für landwirtschaftliche Tätigkeiten und oft findet sich kein Nachfolger:

„Der Großteil [der Siedler] ist schon alt und will nicht mehr anbauen und die Mehrheit der Kinder sucht außerhalb [der Siedlung] Arbeit. So ist das in den meisten Familien. Wenn du etwas anbaust, Bohnen zum Beispiel, dann dauert es drei bis vier Monate bis zur Ernte. Die Kinder von heute wollen morgens arbeiten und abends [ihren Lohn] bekommen, ein fixes Einkommen haben. In der Landwirtschaft ist das anders, da braucht man Geduld. Erst bei der Ernte sieht man, ob man was verdient, ob ein bisschen Geld übrig bleibt nachdem man seine Schulden bezahlt hat. Die meisten arbeiten also außerhalb, mein Sohn arbeitet für Cargill und meine Töchter arbeiten alle in Itapeva“ (ibid.: 443-449).

Seu Camilo beschreibt hier ein für die Landwirtschaft im Allgemeinen typisches Problem, nämlich die Schwierigkeiten, welche sich beim Generationenwechsel in der familiären Landwirtschaft ergeben können. Die Abwanderung der nachfolgenden Generation in die Städte und die damit einhergehende Hinwendung zur Lohnarbeit führt zu einem Mangel an Arbeitskraft und erschwert so die Existenzsicherung des bäuerlichen Haushaltes. In solch einem Fall bleibt die Verpachtung oft der einzige Ausweg. Diese Dynamik wurde bereits im Zusammenhang mit den Kleinbauern in Paraná sowie anhand der auf den Zuckerrohrplantagen São Paulos beschäftigten Wanderarbeiter aus dem Nordosten dargestellt. So wurde bereits darauf hingewiesen, dass eine solche Veränderung in der Familienstruktur unter Umständen die Aufgabe jeglicher landwirtschaftlicher Tätigkeit zur Folge haben kann. Mangels Alternativen sieht sich die Familie gezwungen, ihr Land zu verlassen und andernorts Beschäftigung zu finden. Dieses Phänomen lässt sich auch auf dem *Assentamento Pirituba II* feststellen: während der 25 Jahre seines Bestehens gaben bereits etliche Familien ihre Parzellen auf und verließen die Siedlung (vgl. ibid.: 460-462). Ein anderer Teil der Siedler hat endgültig mit der Bewegung gebrochen. Ihr Versuch, einen endgültigen Besitztitel (*posse definitiva*) für ihr Land zu erlangen, repräsentiert meines Erachtens genau jenen Individualismus der "Hinwendung zur Parzelle".

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass eine Übertragung des Landbesitzes an die Siedlerfamilien ursprünglich nicht vorgesehen war. Doch dem *Assentamento Pirituba II* kommt als einer der ältesten Siedlungen eine Vorreiterrolle zu, worin der Grund liegt, dass die Ausstellung von Besitztiteln hier allmählich zur Realität wird. Diese Änderung hat weitreichende Konsequenzen: die Siedler, welche ihr Recht

auf Nutznießung in ein Eigentumsrecht umwandeln, finden sich dann in der gleichen Situation wieder wie "gewöhnliche" Kleinbauern. Als Landbesitzer verfügen sie über Sicherheiten und sind daher kreditwürdig. Gleichzeitig sind sie so aber dem Risiko ausgesetzt, ihr Land zu verlieren, wenn sie den Kredit nicht mehr bedienen können. Der Siedler der Agrarreform, der seine Parzelle nur nutzt, aber nicht besitzt, kennt diese Gefahren nicht. In einem späteren Gespräch erklärte mir Seu Tião (2011: 300-325) diesen Unterschied:

*„Sie nehmen dir deinen ganzen bescheidenen Besitz, den du als Sicherheit angegeben hast. Traktor, Erntemaschine, Lastwagen, wenn du nicht bezahlst, dann nehmen sie es sich. Das ist hier schon passiert. Du verlierst die Ernte und dann den Traktor. Im nächsten Schritt musst du verpachten, so funktioniert das Spiel. Und am Ende verlierst du dein Land. Hier bei uns nicht, da unterscheiden wir uns von den Kleinbauern. Da wir uns auf öffentlichem Land befinden, können wir unser Land nicht als Sicherheit angeben. Also können wir es auch nicht verlieren. Das Land gehört dem Staat. Der Kleinbauer in der konventionellen familiären Landwirtschaft, dem sein Land gehört, der wird es verlieren. Das ist der einzige Vorteil der Bewegung, wir können unser Land nicht verlieren. Sonst hätte sich das hier schon alles aufgehört, verstehst du? Mindestens 60 % hätten ihr Land schon verloren“.*

Ein weiteres Beispiel von Interesse ist das der Milchwirtschaft. In der *Área 1* wurde 2008 eine Molkerei errichtet und ich möchte zeigen, welche Verbesserungen dies für die Siedler mit sich brachte, indem ich die Situation vorher mit jener nachher kontrastiere. Über die genaue Funktionsweise der Milchwirtschaft konnten mir die Mitarbeiter der Molkerei im Rahmen eines Interviews Auskunft geben; einige Details erfuhr ich auch im Gespräch mit Mateus Delwek. Darüber hinaus nahm ich bei meinem ersten Besuch des *assentamento* im Jahre 2005 an Datenerhebungen teil, welche diesen Bereich untersuchten und kann daher bei der Beschreibung der Situation vor Errichtung der Molkerei auch auf persönliche Erfahrungen zurückgreifen. Damals verkaufte jeder Haushalt seine Milch individuell an einen Zwischenhändler. Die damit einhergehende ungünstige Verhandlungsposition des einzelnen Kleinbauern, der auf den einzigen Abnehmer angewiesen war, um seine Milch nicht zu verlieren, offenbarte sich im Preis, zu dem er sein Produkt letzten Endes verkaufte: 14 Cent pro Liter, bei einer täglichen Produktion zwischen 15 und 50 Litern (vgl. Laticínios 2011: 146). So stellte sich die Ausgangssituation dar. Eine erste Qualitätssteigerung erfolgte durch die gemeinsame Anschaffung eines Kühlgeräts, womit sich auch der Preis auf 30 Cent pro Liter erhöhte (vgl. *ibid.*: 194-196). Der Zusammenschluss der kleinen Produzenten zu einer Verkaufskooperative ermöglichte in weiterer Folge eine ständige Verbesserung der Konditionen, womit sich das Einkommen aus der Milchwirtschaft steigerte (vgl. *ibid.*: 177-179). Der Kooperative gelang es dann, von der Agrarreformbehörde INCRA und der Gemeinde Itapeva finanzielle Mittel für den Aufbau der Molkerei zu lukrieren (vgl. *ibid.*: 221). Seit 2009 werden im Durchschnitt 2.000 Liter Milch täglich von insgesamt 50 Produzenten angeliefert und unter anderem zu Milchprodukten wie Joghurt und Käse weiterverarbeitet (vgl. *ibid.*: 3-9). Die Wertschöpfung erfolgt daher im Gegensatz zu früher im *assentamento* selbst. Das Resultat ist beachtlich: der Preis pro Liter Milch beträgt heute 74 Cent, also fünfmal so viel wie noch vor wenigen Jahren (vgl. *ibid.*: 61). Infolgedessen wandten sich viele Familien stärker der Milchwirtschaft zu, da diese weniger starken Preisschwankungen unterliegt als die Produkte des kommerziellen Feldbaus. Als weiterer positiver Effekt kann die Schaffung von sieben Arbeitsplätzen im *assentamento* angeführt werden (vgl. *ibid.*: 449). Zusammenfassend kann daher gesagt werden, dass das Projekt der Molkerei ein erfolgreiches Beispiel der Zusammenarbeit unter kleinen Produzenten darstellt. Die Kooperative eröffnete den Kleinbauern

Möglichkeiten, welche ihnen individuell verwehrt geblieben wären und schuf des Weiteren die Grundlage für die Erwirtschaftung eines höheren Haushaltseinkommens. Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass die Organisation dieser Kooperative erst recht spät zustande gekommen war, immerhin etwa 15 Jahre nach der Auflösung der ersten Kleinbauernassoziation der *Área 1*.

### Fallbeispiel: Área 3

Kommen wir nun zur zweiten und auch wichtigsten landwirtschaftlichen Aktivität des *Assentamento Pirituba II*: dem Anbau verschiedener Hülsenfrüchte und Getreidearten wie Bohnen, Soja, Mais, Reis und Weizen. Dieser Produktionszweig bildet ohne Zweifel die wirtschaftliche Stütze der gesamten Siedlung.

Er bietet jedoch auch die meisten Berührungspunkte zur kapitalistischen Landwirtschaft. Was damit gemeint ist, erkläre ich anhand des folgenden Beispiels der *Área 3*, in der wir den höchsten Grad an Kooperation innerhalb des *assentamento* finden. Zu Beginn wurde gezeigt, wie die Kooperative COPAVA aus einer bestehenden Kleinbauernassoziation heraus entstanden war und dass sich die Zahl der kollektiv organisierten Familien in diesem Prozess stetig verringerte: von den 75 angesiedelten Familien schlossen sich 50 der Assoziation an, die restlichen 25 arbeiteten von Anfang an auf sich allein gestellt. Den nächsten Schritt der Bildung einer kollektivistisch organisierten Produktionskooperative im Jahre 1993 machten nur noch 27 Familien mit. Von der Gründung der Kooperative erhofften sich diese eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation, während die 23 in der Assoziation verbliebenen Familien mit dem Erreichten zufrieden waren und den status quo nicht durch eine weitere Aufgabe ihrer Autonomie gefährden wollten. Jamil Ramos (2011: 432-437), heute Vorsitzender der COPAVA, bringt die Schwierigkeit der Veränderung zum Ausdruck:

*„Es hätten hier schon so viele gute Dinge passieren können, die dann doch nicht geschehen sind. Denn es sind neue Dinge und die Leute mögen keine Veränderungen. Wenige Leute mögen Veränderungen, sie haben Angst vor dem Wandel und sagen: „es ist gut so wie es ist, ich glaube nicht dass man da was verbessern muss.“. Es gibt immer jemanden, der Angst vor Veränderungen hat, denn es kann sich zum Guten verändern wie auch zum Schlechten“.*

Diese konservative Grundhaltung ist charakteristisch für Kleinbauern. In der familiären Landwirtschaft ist der Haushalt sehr auf Autonomie bedacht, um bei der Wahrung der prekären Balance zwischen eigenen und fremden Ansprüchen den größtmöglichen Handlungsspielraum zu behalten. Eric Wolf (1966: 16) kommt ebenfalls zum Schluss, dass Kleinbauern Veränderungen generell skeptisch gegenüberstehen: *„[...] peasants tend to cleave their traditional way of life, [...] they fear the new as they would fear temptation: Any novelty may undermine their precarious balance“*. Der Drang zur Autonomie schlägt sich auch in der Tendenz nieder, dass innerhalb des *assentamento* die Zahl der organisierten Familien und auch der Grad der Kooperation stetig abnimmt. Nach der Zeit der Besetzung und nach Zuteilung einer Parzelle kümmern sich die meisten Siedler erst einmal um ihre Angelegenheiten, schließlich müssen sie ihren Lebensunterhalt aus ihrem Stück Land erwirtschaften. Nach den Mühen der Anfangsjahre erscheint vielen das Wirtschaften auf eigene Faust als attraktiver und die Kooperative als Form der Produktion nur noch als Notlösung, als Anachronismus schlechterer Zeiten. Die Zuwendung zur Parzelle (*lote*) ist Ausdruck dieses ökonomischen Individualismus, welcher aufgrund seiner Unvereinbarkeit mit der kollektivistischen Ideologie der

Bewegung ein Spannungsfeld erzeugt. Mit dieser Ideologie identifizierten sich zur Zeit meines Feldforschungsaufenthaltes Anfang 2011 nur noch die Mitglieder der COPAVA. Von den 27 Familien hatten damals schon weitere zehn aufgegeben, die Kooperative bestand daher nur noch aus 17 Familien (vgl. Jamil Ramos 2011: 76-77). Weitere 12 Familien der zweiten Generation verfügen zwar über keine eigenen Parzellen, sind aber dennoch Teil der Kooperative. Im Gegensatz zur *Área 1*, in der ein großer Teil der Nachkommen der ersten Siedlergeneration zur Arbeit in die Stadt abwandert, bleiben die Kinder der Bewohner der *Área 3* vor Ort und beteiligen sich an der kollektiven landwirtschaftlichen Produktion:

*„Die Jungen werden erwachsen und bilden ihrerseits Familien, aber sie gehen nicht weg. Es ist selten, sehr selten, dass einer unserer Jungen aus der COPAVA sagt: „ich gehe jetzt!“. Sie gehen nicht, nicht einmal wegen einer Hochzeit schaffen sie es uns zu verlassen. Es gibt einige acampamentos in der Nähe, die wir aufgebaut haben, in Apiaí und Riversul, manchmal versuchen sie es dort, aber schaffen es nicht zu überleben. Dann kommen sie wieder zurück zu uns“ (ibid.: 245-249).*

Die Familien der zweiten Generation erhalten ein kleines Stück Land für ihr Haus, jedoch keine eigene Parzelle für die Landwirtschaft. Eine Aufteilung der ursprünglichen Parzelle unter den Nachkommen kann zwar vorkommen, stellt jedoch eine Ausnahme dar. Vielmehr versuchen die Siedler der Landlosenbewegung, ihre Kinder zur Weiterführung des Kampfes um Land zu motivieren (vgl. Zezinho 2011: 58-60). So kommt es zu neuen Landbesetzungen in angrenzenden Gemeinden, beispielsweise die von Jamil Ramos erwähnten Camps in Apiaí und Riversul. Auf der Fazenda Pirituba gibt es heute kein öffentliches Land mehr, das besetzt werden könnte, daher expandiert der Kampf um Land in die Umgebung (vgl. Jamil Ramos 2011: 532-535). In den Anfangsjahren der Besetzung der Fazenda Pirituba zeigte sich noch ein anderes Bild: die Eltern siedelten sich zuerst an, ihre Kinder stellten dann einige Jahre später bereits einen beachtlichen Teil der Besetzer der nachfolgenden *Áreas*. Daraus ergibt sich eine weitere Besonderheit dieser Siedlung:

*„Ein interessantes Charakteristikum in der demographischen Zusammensetzung der [Siedlung] Pirituba II ist die Verwandtschaft unter den Siedlern, denn es gibt Áreas, welche zu einem großen Teil von Kindern der Siedler dieses oder anderer assentamentos bewohnt werden. Es handelt sich hierbei um die zweite Generation von Landlosen, welche dem Kampf um die Agrarreform Kontinuität verleihen“ (Iokoi et al. 2005: 38).“*

Sehen wir uns nun im Folgenden die Wirtschaftsweise der Kooperative COPAVA an. Die Arbeitsorganisation in den verschiedenen Sektoren und die Vielfalt der produktiven Tätigkeiten wurde bereits zu Beginn dargestellt. Zweifelsohne nimmt der Anbau von Bohnen, Mais, Soja, Reis und Weizen unter diesen Aktivitäten die bedeutsamste Rolle ein. Die Dimensionen der Produktion sind beachtlich: gemeinsam verfügen die Familien der Kooperative über einen Landbesitz von fast 300 Hektar, darüber hinaus bewirtschaftet die COPAVA auch Felder von anderen Siedlern, welchen es zur Bestellung ihres Landes an Ressourcen mangelt (vgl. Jamil Ramos 2011: 380-381). So kommen weitere 350 Hektar hinzu: das macht die Kooperative bereits zu einem bedeutenden Produzenten. Es zeigt sich, dass die kollektive Struktur in der Lage ist, das Problem der mangelnden Anfangsausstattung in der Landwirtschaft zu überwinden, während der Großteil der individuell wirtschaftenden Familien daran scheitert:

*„Heute bauen wir Soja an, Mais, Reis, wir haben viel Land bebaut, eine große Fläche. Wir arbeiten auch viel mit anderen zusammen. Die COPAVA arbeitet mit jenen Personen des assentamento, welche Schwierigkeiten haben. Heute stellt die COPAVA sogar eine Lösung für den dar, der Gefahr läuft, seine Parzelle zu verlieren. Es gibt viele Fälle von Familien mit Schwierigkeiten. Warum stecken sie in Schwierigkeiten? Manchmal teilen die Eltern ihre Parzelle unter den Kindern auf, dann wird es individuell noch schwieriger und die Kinder müssen sich Alternativen suchen. Im Sägewerk arbeiten, oder als Tagelöhner (boia-fria) in der Bohnenernte. [...] Da die Parzelle sehr klein ist, ist eine*

*individuelle Bewirtschaftung oft gar nicht möglich. Unsere Parzellen sind 16 Hektar groß, für die Landwirtschaft ist das sehr wenig. Außer du machst ein System des ökologischen Landbaus, aber das ist eine sehr beschwerliche Arbeit und nicht ein jeder stellt sich dieser Herausforderung. Nach meiner Einschätzung ist für viele Leute hier auf der Pirituba die Zusammenarbeit mit der COPAVA der Ausweg. Und ich finde es auch nicht falsch, diese Zusammenarbeit einzugehen. Wenn einer schon auf eine Zusammenarbeit angewiesen ist, dann ist es besser, wenn er sich nicht dem Großgrundbesitzer anbietet. Also arbeitet er letzten Endes mit uns zusammen. Heutzutage sind wir Partner von vielen Siedlern, vor allem in der Área 1. Das sind Leute, die sagen: „geben wir unser Land der COPAVA, denn sie hat Maschinen“ (ibid.: 340-358).*

So verpachten also viele Siedler, denen es an eigenem Kapital zur Bewirtschaftung ihres Landes fehlt, ihre Parzellen an die COPAVA. Selbst die benachbarten kleinen und mittleren Produzenten, welche nicht der Landlosenbewegung angehören und dieser anfangs sogar feindlich gesinnt waren, sind heute auf die Struktur der Kooperative angewiesen:

*„Wir können die Erntearbeit erledigen, haben dazu Maschinen und Lastwägen. Wir erledigen die Wartung der Maschinen. Wir sind also schon eine Referenz, nicht nur unter den Familien des assentamento, sondern auch bei Leuten, die früher unsere Feinde waren. Mittlere Landbesitzer, die uns während der Zeit der Besetzung bekämpften, die uns bewaffnete Männer (pistoleiros) schickten. Sie haben nicht verstanden, dass unser dem Kampf dem Latifundium gilt, nicht den mittleren Landbesitzern. Aber die Großgrundbesitzer haben sie gegen uns aufgehetzt, also wurden sie zu unseren Feinden. Ich würde noch immer sagen, dass sie noch nicht zu unseren Freunden geworden sind. Heute haben wir es jedoch geschafft, dass sie zu uns kommen. Damals haben wir sie gesucht, aber sie akzeptierten uns nicht. Heute suchen sie uns, weil sie uns brauchen. [...] Einige dieser Feinde sind heute Landlose in unseren Camps, sie erzählen sogar, dass sie mehr als zwanzig Jahre lang mit uns gestritten haben. [...] Zum Beispiel der alte Bezirk Engenheiro Maia: als wir ankamen, war die ganze Siedlung gegen uns. Wir waren damals Banditen, Landräuber, Chaoten; wir waren alles Schlechte, das es gibt. Heute ist das anders. Viele von ihnen schlossen sich den letzten Kämpfen an, welche auf der Fazenda Pirituba stattfanden“ (ibid.: 514-532).*

Die Kooperative schafft es also nicht nur, den Lebensunterhalt ihrer Mitglieder zu garantieren, sondern konnte darüber hinaus breite Akzeptanz unter den landwirtschaftlichen Akteuren der Region finden. Die COPAVA ist mittlerweile ein großer Produzent und nach Einschätzung ihres Vorsitzenden ein Lösungsweg für das Projekt der Agrarreform innerhalb der bestehenden Struktur (vgl. ibid.: 554-555).

Diese Feststellung von Jamil Ramos möchte ich zum Anlass nehmen, um das Konzept der Agrarreform am Beispiel des *Assentamento Pirituba II* noch einmal zu diskutieren. Dabei erinnere ich mich an einen Agronomiestudenten aus meinem Freundeskreis, der sich über die vorherrschende Praxis der Kooperative sinngemäß wie folgt beschwerte: *„Da sah ich diesen Typen von der Kooperative im Agromaia [Großhandel für landwirtschaftliche Produkte] und er kaufte gentechnisch verändertes Soja-Saatgut für 200.000 R\$! Ich sagte zu ihm: Alter, deine Agrarreform kannst du vergessen!“* (Leandro 2010).

### Agrarreform vs. Landreform

Damit ist ein grundlegendes Problem auf den Punkt gebracht: das Konzept der Agrarreform wird von den Siedlern unterschiedlich aufgefasst, dementsprechend vielfältig gestaltet sich daher auch ihre Umsetzung in die Praxis. Das Modell der Agrarreform, wie es die Landlosenbewegung MST postuliert, bedeutet mehr als die bloße Aufteilung des unproduktiven Großgrundbesitzes unter landlosen Familien: sie versteht sich als nationales Prinzip der gesellschaftlichen Umwälzung und zielt auf eine nachhaltige Veränderung der in der brasilianischen Landwirtschaft vorherrschenden Strukturen ab. Agrarreform bedeutet eine unterschiedliche Sicht auf den Boden und die Erde, eine andere Form der Landnutzung, eine alternative Nutzung von Ressourcen. Sie bedeutet Abkehr von der Produktion von Exportgütern und die Hinwendung zur Produktion

von qualitativ hochwertigen und leistbaren Lebensmitteln für die eigene Bevölkerung. In diesem Sinne erhebt das Modell der Agrarreform den Anspruch, ein Gegenmodell zur kapitalistischen Landwirtschaft – dem *agronegocio* – zu sein. Die grundlegenden Merkmale des *agronegocio* lernten wir bereits kennen: Konzentration von Landbesitz in Privateigentum, Ausbeutung der Arbeitskraft, Fokussierung auf Exportproduktion und Monokultur. Wenn die kapitalistische Landwirtschaft also diese vier Charakteristika in sich vereint, so sei die Frage gestellt, von welcher Beschaffenheit dann das Gegenteil dazu sein muss und inwieweit die Realität des *Assentamento Pirituba II* damit übereinstimmt? Ist es den Siedlern möglich, eine alternative Form der Landwirtschaft in die Praxis umzusetzen oder orientieren sie sich eher an den Paradigmen des *agronegocio*? Wie groß ist ihr Handlungsspielraum innerhalb der sie umgebenden Strukturen?

Dabei halte ich die Unterscheidung zwischen Landreform und Agrarreform für wichtig. Eine Landreform zielt auf die bloße Umverteilung von Landbesitz ab, stellt jedoch das vorherrschende Modell der landwirtschaftlichen Produktion nicht infrage. Diese Situation lässt sich auf den Siedlungen der Landlosenbewegung beobachten: für viele Siedler endet der Kampf um Land mit der Zuteilung einer Parzelle. Landlose werden zu Kleinbauern und sehen sich als solche mit einer landwirtschaftlichen Realität konfrontiert, in der nur große kapitalintensive Unternehmen bestehen können. Wie Jamil Ramos anmerkte, ist der Kampf um das Überleben härter als der Kampf um Land selbst, da innerhalb einer die kapitalistische Landwirtschaft begünstigenden Struktur ein Weg gefunden werden muss, auch mit wenig Land und geringer Kapitalausstattung ein ausreichendes Einkommen zu erwirtschaften.

Diesen Weg gibt die Agrarreform vor: ihr Ziel ist es, eine Änderung der Produktionsverhältnisse herbeizuführen, so dass auch der kleine Produzent von seiner Landwirtschaft leben kann. Dazu gibt es mehrere Lösungsansätze – die Bildung einer Kooperative wurde bereits als eine Möglichkeit identifiziert, wobei ich jedoch darauf hinweisen möchte, dass diese im Grunde bloß den Zusammenschluss vieler kleiner Produzenten zu einem Mittleren bzw. Großen bedeutet und das Problem der mangelnden Kapitalausstattung auf diese Weise überwindet. Dieser Umstand ermöglicht es der Kooperative auch, das bestehende Modell landwirtschaftlicher Produktion im Großen und Ganzen unverändert zu übernehmen. Der Unterschied zum *agronegocio* besteht darin, dass mehr Familien an der Unternehmung beteiligt sind. Von den Kleinbauern der traditionellen familiären Landwirtschaft unterscheiden sich die Mitglieder der Kooperative dadurch, dass ihre Produktion einen materiellen Lebensunterhalt garantiert. Die angebauten Produkte sind jedoch in allen Fällen die gleichen, eine Umwälzung der Produktionsverhältnisse durch die Landlosenbewegung ist hier aus meiner Sicht nicht zu erkennen.

Es zeigt sich also, dass eine Landreform in der Tat leichter umzusetzen ist als eine Agrarreform, welche einen lang andauernden Prozess der Umstrukturierung darstellt. Die Landlosenbewegung versucht, ihr Modell der Agrarreform in den ihr angeschlossenen Siedlungen zu verwirklichen. Die Träger dieser Umstrukturierung sind die Siedlerfamilien. Diese müssen aber nicht zwangsläufig Teil der Bewegung sein: nicht von allen werden die Ziele der MST gutgeheißen und es kommt sogar vor, dass manche Siedler erklärte Gegner der Bewegung sind. Zum Beispiel erzählte mir Seu Camilos Tochter Marcia (vgl. 2011;

Feldnotizbuch: 79), dass ihre Eltern zuhause immer lautstark über Prinzipien diskutieren, wenn ihr Vater von regionalen Treffen der Bewegung nach Hause kommt. In diesen Widersprüchen sehen Kritiker der Agrarreform oft gleich einen Beweis ihres Scheiterns, wie mir Seu Tião mitteilte:

*„Wir sind das brasilianische Volk mit allen seinen Defekten und Schwierigkeiten und haben einen neuen Weg eingeschlagen. Einen Weg, um gegen die Misere anzukämpfen, in der wir lebten. Und in der wir manchmal noch immer leben, denn das System hat sich nicht geändert“ (ibid.: 382-384).*

*„Wir haben hier ein Minenfeld. Wir empfangen Leute, die aus echtem Interesse kommen, um ein Projekt umzusetzen, um zu helfen. Und es kommen Leute um zu ermitteln und zu sagen, dass die Agrarreform nicht funktioniert. [...] Wir empfangen alle, denn wir haben nichts zu verstecken. So ist die Realität. Wir erfinden nichts und versuchen nicht, hässliche Dinge schön ausschauen zu lassen. Denn es gibt Widersprüche, Schwierigkeiten, Probleme. Ich habe schon gesagt warum und ich werde es für euch wiederholen: wir sind die Masse, die vom brasilianischen System ausgeschlossen ist. Natürlich haben wir Probleme. Die MST ist keine Insel. Aber egal mit welchem unserer Siedler du sprichst – und da liegt der Unterschied – sprich mit einer unserer Familien und dann spring auf die andere Seite des Grabens und sprich mit einem Bauern, der nicht Teil der Bewegung ist. Sein Bewusstsein ist komplett anders, seine Lebensauffassung ist eine ganz andere. Denn unsere Leute haben eine Bewusstseinsbildung durchgemacht, die ganze Arbeit der Bewusstseinsbildung im Camp. Sie haben eine Ideologie. Wofür kämpft die MST? Dass die Familien Würde erlangen. Aber sie [die Familien] sind nicht Eigentum der MST. Der Siedler lebt sein eigenes Leben. Wir sind nicht Eigentum der MST, wir sind Funktionäre der MST. Wir sind MST“ (ibid.: 629-657).*

Damit wurde ein grundlegendes Problem angesprochen. Indem sie Landarbeiter ohne Land organisiert und Landbesetzungen durchführt, ist die Landlosenbewegung MST zwar die treibende Kraft bei der Umsetzung der Landreform in Brasilien; in weiterer Folge jedoch vollkommen auf die Mitwirkung der einzelnen Kleinbauern in den *assentamentos* angewiesen. Formal sind diese Siedlungen Projekte der Regierung und jede Familie erhält von der Landbehörde ITESP einen individuellen Vertrag über die Nutznießung der jeweiligen Parzelle (vgl. ITESP 2010: 802-803). Die Siedler sind also alleine den Behörden Rechenschaft schuldig. Nichts garantiert die Verwirklichung einer Agrarreform im Sinne der Bewegung. Wer in die Siedlungen kommt, kann anhand eines verlässlichen Indikators auf den ersten Blick den Grad der Identifikation mit den Zielen der Landlosenbewegung MST erkennen: rote Fahnen an den Häusern und rote Schildkappen auf den Häuptern der Menschen bringen diese Zugehörigkeit zum Ausdruck. Obwohl sie ihre Parzellen haben, hat der Kampf um Land für sie noch nicht aufgehört. Trotz Land sehen sie sich nach wie vor als Landlose:

*„Der Name Landlose (sem terra), das ist eine Identität der Leute der Bewegung. Wenn man das wegnimmt, dann verliert die Bewegung ihre Charakteristik, dann verlieren die Siedler ihre Charakteristik. Auch wenn sie auf ihrem Stück Land sind, es gehört ihnen nicht. [...] Wir sind auch nicht dafür, dass sich jemand einen Besitztitel ausstellen lässt. Denn Land ist ein Gemeingut. Du kannst nicht sagen: „das hier gehört mir, das ist mein privater Besitz“. Wer hat es dir gegeben? Hast du es mit deinen Händen gemacht? Ich habe die Welt nicht erschaffen. Ich weiß nicht ob es der Urknall war oder Gott, ich weiß nur: ich war es nicht. Also ist es Gemeingut. Das ist unsere Identität. Jedoch haben viele nicht diese Mentalität – sogar innerhalb der assentamentos selbst“ (Laticínios 2011: 343-356).*

*„Ich wohne jetzt schon seit 25 Jahren hier und bin immer noch Landloser“ (Seu Camilo 2011: 164).*

Zwischen Kampf und Parzelle – *luta* und *lote* – ergibt sich ein Spannungsfeld, da einerseits der kollektive Wunsch besteht, eine neue landwirtschaftliche Realität zu schaffen, während man andererseits individuell mit der Realität bestehender Strukturen konfrontiert wird. Seu Tião (vgl. 2011: 26-28) meinte, dass die Theorie immer einfach wäre, die Praxis hingegen schwer: zwecks Befriedigung der unmittelbaren Bedürfnisse werden die hehren Ziele hintangestellt. Es verwundert nicht, dass sich die Siedler nach dem Erwerb eines Stück Landes dem Anbau von leicht verkäuflichen Produkten zuwenden, wenn es für den

diversifizierten Anbau von Nahrungsmitteln oder sogar ökologischen Landbau weder Absatzstrukturen, noch Kredite oder sonstige praktische Anreize gibt (vgl. *ibid.*: 28-33). Dieses Problem der fehlenden staatlichen Unterstützung hat auch Mateus Delwek angesprochen: die Siedler der *assentamentos* sind nach Zuteilung ihrer Parzelle vollkommen auf sich alleine gestellt. Die Landbehörde ITESP gibt zwar an, technische Hilfe zu leisten, jedoch geht aus den Gesprächen mit den Siedlern hervor, dass diese Hilfe von eher geringem Nutzen ist. Auf meine Frage nach der technischen Hilfe antwortete Seu Camilo (2011: 307-308): *Sie haben die Technik, aber leisten keine Hilfe. Das hilft uns alles nichts. Manchmal kommen sie, aber nur sehr selten*“. Der gleichen Meinung ist Jamil Ramos. Er klagt über die Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit der Behörde, welche oft andere Ziele verfolgt als die Bewegung. Einmal formulierte die Kooperative ein Naturschutzprojekt zur Bewahrung einer Quelle in der *Área 3* – die ITESP plante jedoch, auf derselben Parzelle eine weitere Familie anzusiedeln (vgl. Feldnotizbuch: 89). Die größten Probleme treten auf, wenn eine der bereits angesiedelten Familien das *assentamento* verlässt: denn die Parzelle gehört dem Staat, während das darauf gebaute Haus selbstverständlich Eigentum der Familie ist. Die Ansiedlung einer neuen Familie gestaltet sich als schwierig, da diese für den Bestand zur Zahlung einer Ablöse verpflichtet wird. In der Realität ist es einer durchschnittlichen brasilianischen Familie aber nicht möglich, eine so hohe Summe aufzubringen. In dem von Jamil Ramos geschilderten Fall war nur die COPAVA imstande, die Ablöse zu bezahlen, um eine ihrer Familien auf der Parzelle anzusiedeln (vgl. *ibid.*: 89). Das Verhältnis zur ITESP sieht er als gespannt und vermutet auch politische Differenzen:

*„Wir bekommen technische Hilfe vom Staat, aber mehr symbolischer Natur. Viel ist es nicht und sie [die Techniker] sind sehr schlecht. Die Techniker sind für die Arbeit auf einem assentamento nicht vorbereitet, sie sind eher da, um Streitereien zwischen den Familien zu schlichten. [...] Es geht ihnen mehr darum zu schauen, ob João mit seinem Nachbarn Pedro um die Grenzziehung streitet, als technische Hilfe im Bereich der Landwirtschaft zu leisten“* (*ibid.*: 148-155).

*„Die ITESP ist PSDB [Partido da Socialdemocracia Brasileira]. Die ITESP ist gegen die Agrarreform, doch genau sie ist für die Administration unserer Strukturen zuständig. Die PSDB. Wenn es um die COPAVA geht, so fangen wir heute nach 25 Jahren an, mit der ITESP darüber zu verhandeln. Denn jetzt haben sie langsam unser Projekt verstanden. Am Ende ist sie aber der PSDB Rechenschaft schuldig. Politik der Agrarreform? Frag dich selbst, ob die Agrarreform für Geraldo Alckmin [Gouverneur von São Paulo] ein Anliegen ist“* (*ibid.*: 594-600).

Dieser Hinweis ist zum Verständnis der Situation im Bundesstaat São Paulo von Bedeutung. Das Projekt der Agrarreform ist ein politisches Anliegen der Arbeiterpartei PT (*Partido dos Trabalhadores*). Als diese im Jahre 2002 mit der Wahl des Gewerkschaftsführers Lula zum Präsidenten die Macht erlangte, waren die Hoffnungen auf eine rasche Umsetzung der Agrarreform enorm hoch. Im Bundesstaat São Paulo herrscht jedoch traditionellerweise die Mitte-Rechts-Partei PSDB, welche sich aus verständlichen Gründen wenig mit dem Prestigeprojekt ihres politischen Gegners identifizieren kann. Dass diese Konstellation ein enormes Gewicht hat, bestätigte mir auch die Landbehörde ITESP selbst (vgl. ITESP 2010: 986). Die entscheidenden Impulse zur Umsetzung der Agrarreform werden also von der Bundesregierung selbst gesetzt. Um Anreize zur Lebensmittelproduktion zu schaffen, rief diese vor einigen Jahren das „Programm des Lebensmittelerwerbs“ (*PAA - Programa de Aquisição de Alimentos*) ins Leben. Ziel des Programms ist es, mindestens 30 % des Nahrungsmittelbedarfs öffentlicher Institutionen durch Produkte der familiären Landwirtschaft zu decken. So soll den Kleinbauern ein Mindesteinkommen garantiert werden.

Dem Kleinbauern stehen zwei Wege offen, um sein Überleben aus landwirtschaftlicher Tätigkeit zu sichern: die direkte Subsistenz, also der Anbau von Lebensmitteln für den eigenen Konsum oder die Marktproduktion zur Erwirtschaftung eines Geldeinkommens. Das Verhältnis, in dem diese beiden Aktivitäten zueinander stehen, gibt Auskunft über den Grad der Monetarisierung der betreffenden Haushalte. Diese stehen in der Regel vor dem Problem, ihre Produkte nicht am Markt verkaufen zu können. Um welche Produkte es sich dabei handelt, spielt eine erhebliche Rolle: grob können leicht verderbliche Produkte (Milch, Früchte, Gemüse, Fleisch) und schwer verderbliche Produkte (Bohnen, Reis, Mais, Soja, Weizen) unterschieden werden. Letztere stellen darüber hinaus die Kategorie der *cash crops* (leicht verkäufliche Landbauprodukte dar), wobei der Name selbst bereits den entscheidenden Vorteil dieser Erzeugnisse verrät. Von diesen können Reis und Bohnen – tägliches Grundnahrungsmittel der Brasilianer – als Lebensmittel gewertet werden. Im Gegensatz dazu werden Soja und Mais nicht produziert, um damit Menschen zu ernähren: beide Kulturen dienen vorrangig der Herstellung von Agrartreibstoffen und Viehfutter. Die Produktion von Weizen ist eine Maßnahme, um den Boden während der Wintermonate bedeckt zu halten (vgl. Jamil Ramos 2011: 361-362). Eine Gemeinsamkeit teilen sich alle diese Produkte: ihr Anbau geschieht nicht zum Zwecke der Subsistenz, sondern zur Erwirtschaftung eines Geldeinkommens. Der Großteil der Siedler widmet sich dem eben beschriebenen Anbau von *cash crops*.

Die fortschreitende Monetarisierung der Haushalte ist ein Phänomen, das sich in Folge der Modernisierung der Landwirtschaft weltweit beobachten lässt und Brasilien stellt somit keinen Sonderfall dar (vgl. Shanin 1979: 16). Im lateinamerikanischen Kontext führt Eric Wolf (vgl. 1966: 36) die vorwiegend marktorientierte Landwirtschaft als Kennzeichen des „neotechnischen Ökotyps“ an. Auch Meillassoux (vgl. 1983 [1975]: 145ff.) beschäftigte sich mit den negativen Folgen der Durchdringung des bäuerlichen Haushaltes durch die Geldwirtschaft. Ich möchte darauf hinweisen, dass reine Subsistenzwirtschaften in Brasilien und vor allem im Bundesstaat São Paulo seltene Ausnahmefälle darstellen und ich solchen während meiner Forschung nicht begegnet bin. Die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stattgefundenen Entwicklungen in der Landwirtschaft dienen hierbei als Erklärung für diesen Umstand. Dieser Wandel vollzog sich so rasch, dass er zur Gänze in die Biographien mancher meiner Gesprächspartner passt. Seu Tião (2011: 237-240) fasste die Auswirkungen dieses Prozesses zusammen: „*Der Bauer von heute hat ein anderes Resultat als noch vor 30 Jahren. Heute sind wir zu modernen Landwirten geworden: wir haben Licht, Gas, Treibstoff, Telefon und müssen das Monat für Monat bezahlen. Also brauchen wir jedes Monat Geld um die Rechnungen zu begleichen*“. Dies verdeutlicht, in welchem Ausmaß durchschnittliche Bauern heutzutage auf die Marktwirtschaft angewiesen sind. Für die Zwecke der Untersuchung sei darauf hingewiesen, dass es sich hierbei nicht um die Mittel handelt, welche zur landwirtschaftlichen Produktion benötigt werden. Es zeigt aber die Notwendigkeit der Erwirtschaftung eines Geldeinkommens auf, auch wenn die Deckung der restlichen Bedürfnisse durch direkte Subsistenzwirtschaft geschieht. So wird verständlich, warum es sich heute beinahe niemand „leisten“ kann, sich der marktorientierten landwirtschaftlichen Produktion zu entziehen. Das wirkliche Problem der Monetarisierung tritt allerdings erst dann auf, sobald diese den Kernbereich der wirtschaftlichen Tätigkeit des Bauern umfasst: also wenn er seine Anfangsausstattung – das

Saatgut – ebenfalls am Markt zukaufen muss. Unter diesen Umständen kommt es zu einer teilweisen oder vollständigen Monetarisierung des „*replacement fund*“ (Wolf 1966: 6) des Kleinbauern. Greifen Außenstehende darauf zu, kann das für den Bauern den Verlust seiner Autonomie bedeuten und in der Regel entstehen daraus Verhältnisse der Abhängigkeit, wie sie anhand des Fallbeispiels der Kleinbauern in Paraná schon verdeutlicht wurden und wie sich auch Wolf (vgl. *ibid.*: 9) beschreibt. Fehlt dem Kleinbauern das notwendige Anfangskapital zur Bestellung seines Landes, wird er versuchen, sich diese Mittel auf Kredit zu verschaffen. Er leiht sich Saatgut aus und verpflichtet sich zur Abgabe eines Teils seiner Ernte. Mit dem Erlös des ihm verbleibenden Teils gelingt es ihm dann auch im Folgejahr nicht, die Ernte vorzufinanzieren und schon findet er sich in jenem Teufelskreis wieder, den die Landwirtschaft auf Kredit darstellt. Wie Seu Tião richtig erkannte, kann er seine Autonomie als Bauer nur erhalten, wenn er auch die volle Kontrolle über sein Saatgut behält:

*„Wir wollen, dass die Parzelle fähig ist, sich selbst zu erhalten. Du wirst dich niemals vom Kapitalismus befreien können, wenn du weiterhin in dem Rahmen anbaust, den das agronegocio vorgibt. Denn du bist abhängig von den Samen. Das sind hybride Samen, also musst du jedes Jahr neues Saatgut kaufen. Heute habe ich schon Setzlinge von Bananen und ich kann die Samen aus dieser Wassermelone herausnehmen. Ich kann mir die Samen aus dem Kürbis nehmen und schon habe ich eine unabhängige Wirtschaft. Denn ich bin nicht mehr abhängig von den Firmen, die diese Samen verkaufen. Du erntest und behältst die Samen auf. Du hast Mist vom Vieh und der wird zu Dünger und zu Gas. So beginnst du, unabhängig von der Außenwelt zu sein. Du beginnst wertzuschätzen, was du auf deinem Grundstück hast. Und so bekommst du die Kraft, um zu debattieren. Denn solange du abhängig bist vom Saatgut des agronegocio, kannst du nichts Schlechtes darüber sagen. Denn was willst du anbauen, wenn das Saatgut in seinen Händen ist?“* (Seu Tião 2011: 696-707).

Die COPAVA produziert in großem Stil für den Verkauf und eignet sich daher als Fallbeispiel zur Untersuchung der Marktproduktion. Dem möchte ich die Erfahrungen von Seu Tião gegenüberstellen, welcher versucht, „Lebensmittel statt Waren“ zu produzieren. Dabei wird sich zeigen, dass vor allem die Zusammenarbeit der Individuen und die Sicherung der Wertschöpfung zu einem Erfolg führen kann.

### Marktproduktion

Beginnen wir mit der Produktion der COPAVA. Der großflächige Anbau von Getreide und Hülsenfrüchten geschieht auf Basis von gentechnisch verändertem Saatgut und unter Einsatz großer Mengen von Dünge- und Spritzmitteln. Dieses Bild kennen wir von den Kleinbauern in Paraná, anhand deren Beispiel die damit zusammenhängenden Probleme bereits erörtert wurden. Diese Art der Landwirtschaft unterscheidet sich daher alleine durch ihre Dimensionen vom Modell des *agronegocio*: die Bewirtschaftung erfolgt in der gleichen Weise, nur auf geringeren Flächen. Einer meiner Kontaktpersonen vor Ort, Rodrigo Moreira (vgl. 2010; Feldnotizbuch: 51), Direktor der NGO *Giramundo Mutuando*, welche seit Jahren Projekte der ökologischen Landwirtschaft im *Assentamento Pirituba II* umzusetzen versucht, bezeichnete diesen Umstand in einem Gespräch scherzend als „*agronegocinho-sem-terra*“, also das „kleine Agrobusiness der Landlosen“. Das Problem liegt darin, dass sich das *agronegocio* in der Regel durch sehr geringe Flächenerträge auszeichnet: bei genügend großem Landbesitz stellt dies noch kein Problem dar. Die Siedler der Landlosenbewegung verfügen jedoch nur über 16 Hektar große Parzellen und können daher auch nur sehr

bescheidene Erträge erwirtschaften. Der Lösungsweg liegt vorerst noch in der Überausbeutung des Bodens: unter Zuhilfenahme aller Errungenschaften der modernen Landwirtschaft gelingt es den Siedlern, in einem Jahr drei Kulturen anzubauen: Bohnen, Mais und/oder Soja im Sommer, Weizen im Winter. Die Erwirtschaftung eines Lebensunterhaltes aus Landwirtschaft gelingt also nur auf Kosten der Umwelt. Ana Terra (2011; Feldnotizbuch: 82), eine der Funktionärinnen der zweiten Generation, erklärte mir den Grund, warum dieses Modell der Produktion das Vorherrschende ist und nicht in Frage gestellt wird:

*„Eine wichtige Tatsache ist, dass die Grüne Revolution [Revolução Verde – Modernisierung der Landwirtschaft in den 1960er Jahren] stattgefunden hatte, als die meisten unserer Siedler geboren wurden. Deshalb ist der Einsatz von verbessertem Saatgut, Düngemitteln, Giften und schweren Maschinen für sie ein kultureller Faktor. Für sie ist die konventionelle Landwirtschaft mit ihrer Technologie etwas Natürliches. Sie hinterfragen diese Produktionsweise nicht, denn sie waren praktisch die ersten Nutznießer ihrer Vorteile.“*

Auf die Nachteile dieses Modells habe ich bereits an anderer Stelle hingewiesen und es überrascht nicht, wenn diese auch unter den Kleinbauern der Landlosenbewegung auftreten:

*„Wegen dem hohen Konsum von Inputfaktoren (insumos) bleibt das Einkommen nicht im assentamento, sondern fließt an die Produzenten dieser Mittel. Der Anbau von einem Sack Bohnen kostet zum Beispiel 60 R\$ und der Produzent riskiert damit alles. Es ist schon vorgekommen, dass der Preis zur Erntezeit auf 40 R\$ fiel. Das ist dann ein Nachteil. Andererseits spekulierte man auch schon mit Preisen zwischen 80 und 120 R\$. Abhängig vom Jahr kann die Ernte ein Gewinn oder ein Verlust sein“ (ibid.: 82).*

Es zeigt sich also, dass die konventionelle Landwirtschaft sehr kapitalintensiv ist und ihre Produkte erheblichen Preisschwankungen unterliegen. Daher stellt sich die Frage, warum sich die Kleinbauern unter diesen negativen Vorzeichen auf ein derartig hohes Maß an Marktproduktion einlassen, wenn ihnen auch die Möglichkeit der Subsistenzwirtschaft offensteht. Auf das Problem des „*agronegocinho-sem-terra*“ angesprochen, antwortete mir Mateus Delwek (2010: 495-515), einer der Leiter der Landlosenbewegung im Bundesstaat São Paulo und Bewohner der *Área 1* des Assentamento Pirituba II:

*„Es gibt diese Probleme, dass unsere Siedler commodities anbauen, aber es ist nicht ihre Schuld, es ist die Schuld des Modells. Denn es gibt kein anderes Modell, es gibt nur das eine. [...] Es gibt keine staatliche Politik zum Schutz der kleinen Produzenten oder zur Förderung der ökologischen Landwirtschaft. Du hast nur das eine Modell, also musst du dich nach dem richten. Es ist nicht so, dass du [die großen Produzenten] imitierst, sondern du gar keine Wahl hast. Wenn du auf einem assentamento wohnst, dann musst du anbauen, dann musst du irgendwas anbauen, das die Agrarindustrie kauft. Denn es gibt keine Politik, dass der Staat die Produkte erwirbt. Wenn du zum Beispiel Karotten anbaust, dann wirst du sie verlieren, denn der Staat kommt nicht, um deine Karotten zu kaufen. Unter der Regierung Lula gibt es jetzt die ersten Versuche des Nahrungsmittelerwerbs. Der Staat kauft die Produkte der familiären Landwirtschaft und verteilt sie an bedürftige Gemeinschaften, Altenheime, Kindergärten. Das ist ein erstes Programm. Aber dir fehlt es an Strukturen, du musst dich um alles selbst kümmern: deine Karotten aus der Erde ziehen, waschen, verpacken, den Transport organisieren und dein Produkt auf den Markt bringen. Das ist die Diskussion der *Via Campesina*, die Diskussion um Ernährungssouveränität. Ernährungssouveränität ist viel mehr als nur Lebensmittel zu produzieren. Sie bedeutet die Schaffung eines Modells, das auf Lebensmittelproduktion abzielt, um der Bevölkerung und der Gesellschaft mit qualitativ hochwertigen Lebensmitteln zugute zu kommen. Damit die Leute nicht mehr hungern müssen, weil es ihnen an Nahrung fehlt. Heute ist die Produktion von Lebensmitteln noch sehr abhängig vom Markt, sehr abhängig von der Agrarindustrie.“*

### Fallbeispiel: Área 5

Die eben angesprochenen Probleme möchte ich in weiterer Folge am Beispiel von Seu Tião diskutieren. Er ist der einzige Bewohner des *assentamento* mit einer nicht-landwirtschaftlichen Vergangenheit (vgl. Iokoi et al. 2005: 38). Seine Lebensgeschichte ist für viele Brasilianer seiner Generation charakteristisch: als Sohn von Kleinbauern im ländlichen Bundesstaat Paraná aufgewachsen, zog es ihn mit 22 Jahren in die Stadt São

Paulo (vgl. Seu Tião 2011: 780-781). Ab Mitte der 1970er Jahre wirkte er dort zusammen mit Millionen anderer Land-Stadt-Migranten an den gigantischen Projekten, mit welchen die Militärdiktatur die nationale Entwicklung Brasiliens vorantreiben wollte. 15 Jahre lang als Metallarbeiter beschäftigt, erlebte er an Seiten des späteren Präsidenten Lula die großen Streiks Ende der 1970er und Mitte der 1980er Jahre mit (vgl. *ibid.*: 759-762). 1991 schlossen sich seine Frau und er der Landlosenbewegung an und besetzten gemeinsam mit weiteren 38 Familien jenen Teil der *Fazenda Pirituba*, welcher ein Jahr später zur *Área 5* des *assentamento* geworden war. Von 1992 bis 2007 war auch Seu Tião Teil der Kooperative und produzierte nach demselben Schema (vgl. *ibid.*: 215-216). Dann gab er die Monokultur auf und begann mit der ökologischen Landwirtschaft. Die Schilderung seiner Erfahrungen soll einen Einblick in die Schwierigkeiten geben, welche beim Versuch, alternative Formen der landwirtschaftlichen Produktion in die Tat umzusetzen auftreten können. Es wird sich in dieser Darstellung zeigen, wie die individuellen Handlungsspielräume der Kleinbauern als Träger der Agrarreform von der Mächtigkeit der Struktur, welche sie zu verändern trachten, beschränkt werden. Seu Tião (*ibid.*: 43-61) erklärte mir, worin diese Veränderung besteht:

*„Um die konventionelle Landwirtschaft – das agronegocio – in eine wirkliche familiäre Landwirtschaft zu verwandeln, musst du zuallererst eine Veränderung des Bewusstseins herbeiführen. Wenn du den Kopf nicht änderst, dann änderst du auch die Produktion nicht. Du musst verstehen, dass wir Menschen, vor allem wir Kleinbauern keine Waren produzieren dürfen. Seit drei Jahren versuche ich das Maximum und erleide die Konsequenzen dafür, dass ich Lebensmittel produziere. Denn nur Waren haben kommerziellen Wert. Wenn du Waren produzierst, ist es dir egal, wer das dann isst. Wenn du auf Basis von Gift produzieren musst, wenn du jemanden umbringen musst um Gewinn zu erwirtschaften – dann tust du es, so lautet das Gesetz im Geschäft. [...] Denn heute sind sogar wir Menschen zu Waren geworden, heute steht die Ware über dem menschlichen Wesen. Wenn du heute ein Produkt der organischen Landwirtschaft im Supermarkt findest, dann hat sich nicht die Mentalität der Leute geändert. Aus wirtschaftlichem Interesse wurde die Packung geändert, das Produkt bleibt jedoch eine Ware, bloß für ein anderes Publikum. Es werden also wieder nicht Lebensmittel für die Bevölkerung hergestellt, sondern Waren von höherem Wert, die dann eine Minderheit isst. Der Unterschied zwischen der konventionellen und der organischen Landwirtschaft, wie man sie in den großen Supermarktketten findet liegt nur in der Packung. Die großen agrarindustriellen Produzenten haben vorausgesehen, dass die Leute irgendwann rufen, sie würden an Krebs sterben und so haben sie eine neue Packung geschaffen. Und wir Laien von der MST, was diskutieren wir? Wir diskutieren nicht darüber, die Packung zu verändern. Wir wollen die Realität der Produktion verändern“.*

Die Herbeiführung dieser Veränderung ist jedoch eine beschwerliche Angelegenheit. Aus seiner Erfahrung in der Kooperative weiß Seu Tião über die Annehmlichkeiten der konventionellen Landwirtschaft Bescheid, erkannte jedoch, dass die Produktion nicht nur zu Lasten der Umwelt erfolgt, sondern den Kleinbauern darüber hinaus auch in Abhängigkeitsverhältnis zu den Herstellern der Inputfaktoren (Saatgut, Dünge- und Spritzmittel) führt. Die ökologische Landwirtschaft ist zwar theoretisch imstande, diese Probleme zu überwinden, doch ihre Umsetzung in der Praxis gestaltet sich als äußerst schwierig. Seu Tião klagt, dass sie nicht nur größere körperliche Anstrengung erfordert, sondern auch aus wirtschaftlicher Sicht Probleme bereitet. Konventionelle gegen ökologische Landwirtschaft – ein ungleicher Kampf (vgl. *ibid.*: 279). Für die Siedler, welche den einfachen Weg wählen, zeigt er daher Verständnis, jedoch nicht ohne auf den Trugschluss hinzuweisen, dem diese erliegen:

*„Das System begünstigt das Vorankommen des agronegocio, denn es behandelt den Großgrundbesitzer gleich wie den Kleinbauern. Und die Medien sind eine Waffe. Die einfachen Leute, die Kleinbauern geben sich der Illusion hin, dass sie Geld verdienen, wenn sie für das agronegocio arbeiten. Aber der Unterschied ist der Folgende: du hast 15 Hektar Land und einen Ertrag von 500 Reais pro Hektar. Davon kannst du nicht überleben. Der Typ, der 5.000 Hektar hat, fährt einen Landrover und hat sein eigenes Flugzeug. Was zählt ist die Menge an Land. Deshalb wollen alle immer mehr Land, denn im System des agronegocio ist der Ertrag immer gering, das gilt für den Kleinen wie für den Großen.“*

*Der Großgrundbesitzer verfügt über so große Flächen, dass er auch bei geringem Ertrag davon leben kann. Und der Kleine: manchmal schafft er es gar nicht, eine Rechnung anzustellen und mit seinen paar Hektar wird er bei geringem Flächenertrag nicht überleben. [...] Er gibt sich der Illusion hin, mit dem Anbau von Soja oder Mais Geld zu verdienen. Dabei vergisst er, dass alles was er isst auch einen Wert hat. Dann hat er keine Hühner, keine Eier, hat kein Gemüse angebaut, hat keine Früchte. So muss er sein Produkt am Markt verkaufen und alles was er braucht am Markt einkaufen. Das ist der Unterschied. So kann er sich nicht erhalten. [...] In Wirklichkeit arbeitet er für das Unternehmen, das die Produkte herstellt, die er [für seine Landwirtschaft] benötigt. Noch dazu gratis. Er macht die Arbeit für das Unternehmen und bekommt nichts dafür. Er verpachtet sein Land an den Hersteller der Inputfaktoren, ohne zu wissen, dass er es verpachtet. In der Illusion, Geld damit zu verdienen. Er ist glücklich darüber, in großem Maßstab produzieren zu können, mit viel Dünge- und Spritzmitteln und vergisst, dass er am Ende alles an das Unternehmen zurückgeben muss“ (ibid.: 97-132).*

### Subsistenzproduktion

Seu Tião verfolgt eine Strategie, welche Subsistenzwirtschaft mit der Produktion von hochwertigen Lebensmitteln kombiniert. Ich halte sein Beispiel für geeignet, um die praktische Bedeutung der Agrarreform als ein Gegenmodell zum *agronegocio* hervorzuheben. In diesem Sinne ist die Agrarreform also eine Alternative zu einer landwirtschaftlichen Produktionsweise, welche sich durch Exportproduktion, Monokultur, Großgrundbesitz und Überausbeutung der Produktionsfaktoren Arbeit und Boden auszeichnet. Die Frage nach den Merkmalen dieses Gegenmodells ist leicht beantwortet: diversifizierte Produktion von Nahrungsmitteln für die lokale Bevölkerung auf Basis der familiären Landwirtschaft unter Rücksichtnahme auf Mensch und Umwelt. Agrarreform bedeutet also nicht-kapitalistische Landwirtschaft. Seu Tião (vgl. 2011: 45-51) betonte bereits, dass im System der kapitalistischen Landwirtschaft Menschen in Waren transformiert wurden und es Aufgabe der Kleinbauern ist, Lebensmittel zu produzieren und keine Waren.

Sein persönliches Projekt ist es, einen Weg der landwirtschaftlichen Produktion zu finden, der dem Menschen und der Natur gleichermaßen zugute kommt. Allerdings weiß er aus Erfahrung, wie schwierig die Prinzipien der Agrarreform unter den gegebenen Umständen umzusetzen sind. Auf seiner Parzelle, welche er „*Panela Cheia*“ (voller Kochtopf) taufte, konnte ich mir ein Bild von den Möglichkeiten einer alternativen Landwirtschaft machen. Nach vier Monaten Aufenthalt im Umfeld der Zuckerrohr- und Sojaplantagen war dieser Besuch für mich persönlich eine willkommene Abwechslung. Wir begannen die Unterhaltung bei Seu Tião zuhause und besichtigten nachher seine Parzelle.

*„Um auf die Realität unserer Familie zurückzukommen: wir versuchen die Realität der Produktion zu verändern, indem wir auf ökologische Landwirtschaft umstellen. Wir haben unserer Parzelle den Namen „Panela Cheia“ gegeben, weil wir schon bis zu 22 verschiedene Produkte geerntet haben. Das ist kein Scherz, wir haben sogar ein Foto als Beweis. Heute haben wir noch etwa zehn verschiedene. Neben den Körnern [Bohnen, etc.] versuchen wir so viel wie möglich zu diversifizieren. So arbeiten wir dahin, aber es ist schwierig, da es viel Zeit braucht. Denn während der ungefähr 35 Jahre Nutzung der Fazenda Pirituba wurden hier schon alle möglichen „-zide“ aufgebracht: Fungizide, Insektizide, Herbizide – alles was du dir an „-ziden“ vorstellen kannst, wurde hier aufgebracht. Der Boden ist also kontaminiert. Damit du zu einer ökologischen Landwirtschaft zurückkehren kannst, brauchst du eben eine bestimmte Zeit, bis der Boden sich erholt hat. Es ist wie wenn du Krebs hast, dann heilst du ihn auch nicht mit Tee, sondern mit Antibiotika. Daher braucht es eine Investition in den Boden. Auf der anderen Seite müssen wir aber überleben“ (ibid.: 12-25).*

Als wir am Weg an der Sojaplantage eines anderen Siedlers vorbeikamen, fragte Seu Tião demonstrativ, ob wir dieses Soja essen wollten, wenn wir Hunger hätten. Mit Blick auf die vom Gift weißgefärbten Blätter der Sojapflanzen verneinten wir. Er versprach uns, auf seiner Parzelle nicht nur bessere Nahrungsmittel vorzufinden, sondern auch Zeugen einer neuen landwirtschaftlichen Realität zu werden (siehe Abbildung 5).

„Hier sind wir: hier ist die Realität eine andere. Wir sind auf unserer Parzelle angekommen. Von diesem Stock bis dort zum Wald, und von da bis zu diesem anderen Wald reicht unsere Parzelle. Hier werdet ihr eine neue Realität zu Gesicht bekommen. Ich habe Bohnen angebaut und gerade geerntet, aber es liegen noch immer welche am Boden. Schau her, ohne Gifte produziert, kannst du in den Mund nehmen. Gehen wir weiter. Ich habe darauf bestanden, dass ihr unter dieser heißen Sonne hierher kommt, denn von hier könnt ihr den Widerspruch am besten sehen: dort das Soja, das *agronegocio*, die Monokultur: Und was haben wir hier? Mit Bohnen haben wir begonnen, gehen wir weiter und schauen, was es noch alles gibt“ (ibid.: 405-416).



Abbildung 5: Seu Tião vor seiner Parzelle (links), rechts die Sojapflanzung des Nachbarn (© Benjamin Daxl)

Die Reaktionen der Besucher der *Panela Cheia* schien er schon zu kennen, weshalb er bei der Ankunft auf seiner Parzelle gleich kommentierte: „Die erste Impression ist immer: „Was soll denn das sein? Hier gibt es keine einzige Pflanze, nur Unkraut!“. Wenn ihr dieses leckere Soja nicht essen wollt, dann müssen wir den Speiseplan ändern. Sehen wir, was es noch gibt“ (ibid.: 424-426).

Zur Veranschaulichung der Vorzüge einer Subsistenzwirtschaft wiederholte Seu Tião immer und immer wieder den Satz „wenn wir noch Hunger hätten, dann...“, während er uns an seinen Anbauprodukten vorbeiführte. Kulturen wie Bananen, Papayas und Okraschoten waren aufgrund ihrer Wuchshöhe noch einfach auszumachen, die restlichen Feldfrüchte versteckten sich allerdings im hohen Gras und es erforderte Achtsamkeit, nicht auf sie zu treten. Nach und nach zeigten sich verschiedene Sorten von Ananas und Bohnen, Wasser- und Honigmelonen, riesige Kürbisse, Gurken, Kopfsalat, Kraut, Kohl, sowie einheimische Gewächse wie Erdbananen, *Seriguela* (rote Mombinpflaume), die Heilpflanze *Bicão* und der köstliche, spinatähnliche *Carurú*. Wir zogen eine Ananas und eine Wassermelone aus dem Boden und gingen weiter zu den Ställen, wo Milchkühe, Hühner, Schweine und ein Pferd untergebracht waren. Aus der Milch stellt seine

Frau das beliebte Milchkaramell (*doce-de-leite*) her – eine weitere Form der Wertschöpfung (vgl. *ibid.*: 339-340). Aus der gleichen Logik heraus werden die Bananen nicht als Rohmaterial auf den Markt gebracht, sondern dienen der Herstellung von Bananenchips (vgl. *ibid.*: 339).

Der Grund für Seu Tiãos Hinwendung zur ökologischen Landwirtschaft ist allerdings kein ökonomischer. Wenn wir noch einen kleinen Fußmarsch auf uns nehmen könnten, würde er uns zeigen, wofür er wirklich kämpft. Natürlich willigten wir ein, ließen die Ananas am Zaun des Viehstalls liegen und folgten ihm in den Wald. (Als wir eine halbe Stunde später zurückkehrten, lag ein Duft von Ananas in der Luft und wir sahen die letzten Blätter im Maul einer der Kühe verschwinden.) Vor einer Quelle stehend erklärte er:

*„Das ist der Grund des Kampfes. Um dieses Wasser zu erhalten. Wer von diesem Wasser trinkt, wird wieder Durst verspüren, denn es ist nicht kontaminiert. Du wirst nicht sterben, wenn du es trinkst, verstehst du? Unser Kampf ist es also, diese Quelle sauber zu halten. Deswegen bringe ich auf meiner Parzelle kein Gift auf“* (*ibid.*: 476-478).

Als Landwirt und vor allem als kleiner Produzent sieht sich Seu Tião mit einem klassischen Problem konfrontiert: der unmittelbaren Wertschöpfung aus der Natur steht die Bewahrung derselben gegenüber. Aus technischer Sicht ist eine Überausbeutung des Bodens auf kurze und mittlere Frist möglich, solange die Erosionserscheinungen mit chemischen Düngemitteln korrigiert werden. Dies stellt auch die gängige Praxis in der konventionellen brasilianischen Landwirtschaft dar. Den großen Produzenten fällt es aufgrund ihres umfassenden Landbesitzes leicht, ihre Produktion von einem „verbrauchten“ Stück Land auf ein „unverbrauchtes“ zu verlagern. Hierin liegt auch der Grund, warum diese in der Regel über viel mehr Land verfügen, als sie tatsächlich bewirtschaften können. Dem Kleinbauern steht diese Möglichkeit nicht offen: nach Jahrzehnten intensiver Landwirtschaft wird er sein Land derart ausgelaugt haben, dass selbst aufwändige Techniken der Bodenaufbereitung – sofern er sich diese überhaupt leisten kann – nicht mehr fruchten. Abnehmende Ernteerträge und steigende Anbaukosten bringen in weiterer Folge sein ökonomisches Gleichgewicht in eine Schiefelage. Da sich dieser Prozess aber über die Länge eines ganzen Erwerbslebens ziehen kann, ist die Verschlechterung der Bodenqualität nur graduell wahrnehmbar und manifestiert sich nicht als vordringliches Problem. Denn in erster Linie versucht der Kleinbauer, einen Lebensunterhalt aus dem ihm zur Verfügung stehenden Land zu erwirtschaften, weshalb ihm die Befriedigung seiner unmittelbaren Bedürfnisse wichtiger erscheint als ein nachhaltiger Umgang mit der Natur. Meines Erachtens resultiert dieser Umstand aus genau dem Problem, auf das bereits mehrmals hingewiesen wurde, nämlich dem fehlenden Kapital der Kleinbauern: unter allen theoretisch zur Verfügung stehenden Alternativen der landwirtschaftlichen Produktion muss er stets jene wählen, die ihm den schnellsten Ertrag verspricht. Er ist nicht imstande, langfristige Projekte umzusetzen, wie es die ökologische Landwirtschaft verlangt: beim Warten auf die Früchte einer fernen und ungewissen Zukunft würde er im schlimmsten Fall verhungern.

Es ist daher verständlich, wenn er dieses Risiko nicht auf sich nimmt und jenen Weg wählt, von dem er sich eine kurzfristige Existenzsicherung verspricht. Seu Tião kennt dieses Problem aus eigener Erfahrung und weiß, dass es sich hierbei nicht um eine einmalige, sondern ständig wiederkehrende Entscheidung handelt:

*„Wir hatten eine Kooperative und produzierten Körner [Bohnen, Soja, Mais, Weizen, Reis]. Wir hatten die komplette Struktur. Das ist sehr praktisch, du produzierst mit Unkrautvertilgungsmitteln und Maschinen, das erleichtert dir das Leben ungemein. Und was ist jetzt der Unterschied, wenn du ökologische Landwirtschaft betreibst? Ohne Infrastruktur rentiert es sich nicht, produziert nicht. Das dauert seine Zeit. Irgendwann werden wir wütend auf das Gift und fangen*

an, die Natur selbst als Nutzen zu begreifen und dann bekommen wir etwas von ihr zurück. Und wenn sie dir etwas zurückgibt, beginnst du zufrieden mit ihr zu sein. Wenn du beispielsweise Bananen anbaust, dann dauert es eineinhalb Jahre bis produziert wird. Von da an produziert sie dir dann aber mindestens 20 Jahre lang, ohne dass du etwas dafür tun musst. Wenn du einen Obstbaum setzt, dauert es zwei, drei Jahre, bis er beginnt zu produzieren. Dann produziert er dir zehn Jahre lang und Schatten hast du auch. Es ist nur ein langsamer Prozess. Und wenn du kein Kapital hast, dann wird es schwierig, denn du bist geteilt zwischen der Versuchung und dem Nutzen. Was mache ich? Produziere ich mit Gift oder nehme ich Schwierigkeiten auf mich? Schwierigkeiten nimmst du ohnehin auf dich, egal welchen der beiden Wege du wählst“ (ibid.: 221-233).

### Zusammenfassung

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die vorherrschende Form der Produktion auf dem *Assentamento Pirituba II* zwar die Existenzsicherung der Kleinbauern garantiert, jedoch auf Überausbeutung der Umwelt basiert. Der hohe Ernteertrag wird durch die modernen landwirtschaftlichen Methoden ermöglicht: Mechanisierung der Arbeitsabläufe, gentechnisch verändertes Saatgut und chemische Mittel zur Bekämpfung von Insekten, Unkraut und Pilzbefall. Wie ich bereits anhand des Fallbeispiels der Kleinbauern in Paraná zeigen konnte, führt der Einsatz dieser Technologien zwar zu einer Steigerung der Ernteerträge, aber nicht unbedingt zu einem höheren wirtschaftlichen Gewinn: aufgrund der Kostenintensität der modernen landwirtschaftlichen Technologien bleibt dem Kleinbauern letzten Endes nur ein geringer Teil des Gesamtertrags, während der Großteil davon bei den Herstellern dieser Technologien verbleibt. Die Aussagen Seu Tiãos bestätigen diese Sichtweise. Aus den bisherigen Ausführungen kann nun der Schluss gezogen werden, dass die konventionelle moderne Landwirtschaft – das *agronegocio* – für den Kleinbauern tatsächlich ein problematisches Unterfangen ist. Aus den hohen Kosten entsteht die Notwendigkeit, viel zu produzieren. Die intensive Bewirtschaftung verlangt bald nach Investitionen, um die sich verschlechternde Bodenqualität zu korrigieren. Die Spezialisierung auf ein Anbauprodukt erhöht das Risiko, in Folge eines Preisverfalls einen Verlust zu erwirtschaften.

Einige dieser Nachteile des *agronegocio* kann die Form der kollektivistischen Kooperative überwinden, wie am Beispiel der COPAVA ersichtlich wurde. Durch den Zusammenschluss mehrerer Familien von Kleinbauern wurde sie zu einem mittelgroßen Produzenten und ist daher imstande, nach dem Rahmen zu produzieren, den die konventionelle moderne Landwirtschaft vorgibt. Sie unterliegt nicht den gleichen Beschränkungen wie die kleinen Produzenten der familiären Landwirtschaft: eine Missernte oder ein Preisverfall mag zwar ein schlechtes Geschäft darstellen, resultiert aber nicht unmittelbar im Verlust der selbstständigen Produktionsfähigkeit. Der entscheidende Vorteil der Kooperative gegenüber dem individuellen Kleinbauern liegt also genau darin: Letzterer befindet sich in einem ständigen Kampf um die Wahrung seines „*replacement fund*“ (Wolf 1966: 6), während Erstere mit diesem Problem in der Regel nicht konfrontiert wird, da sie aufgrund ihrer kollektiven Struktur meistens in der Lage ist, die notwendigen Produktionsfaktoren – sei es nun Kapital, Arbeit oder Land – zum Zweck der landwirtschaftlichen Produktion zu mobilisieren.

Wie sich zeigte, erfolgt diese jedoch nach den Paradigmen des *agronegocio*: intensive Bewirtschaftung der Böden in Form von Monokulturen, Einsatz von gentechnisch verändertem Saatgut und chemischen Produkten. Die COPAVA produziert zwar zu einem Teil Lebensmittel für den eigenen Konsum, ihr

wirtschaftliches Standbein ist jedoch die marktorientierte Produktion von *commodities*, wozu vor allem Soja und Mais zählen. Darin unterscheidet sie sich in ihrer Wirtschaftsweise nicht von jenem Modell der kapitalistischen Landwirtschaft, zu dem sie eine Alternative darstellen möchte. In diesem Fall wurde also eher eine Landreform durchgeführt als eine Agrarreform. Die Umverteilung des Landbesitzes demokratisierte den Zugang zu Land; die Realität der landwirtschaftlichen Produktion konnte sich aber in ihren Grundzügen erhalten. Die individuellen Kleinbauern waren alleine nicht in der Lage, innerhalb der bestehenden Struktur – welche vor allem auf Großgrundbesitz beruht – zu überleben. Um erfolgreich zu sein, mussten sie sich erst recht wieder als eine große landwirtschaftliche Produktionseinheit konstituieren: als kollektivistische Kooperative, welche wie im Falle der COPAVA über mehrere hundert Hektar Land verfügt. Als großer Produzent identifiziert sich diese schließlich mit den Zielen der kapitalistischen Landwirtschaft, baut dieselben Kulturen an und richtet sich nach der gleichen Vorgabe, möglichst viel zu produzieren, indem der Natur unter Zuhilfenahme aller technischer Mittel das Äußerste abverlangt wird.

Vor dem Hintergrund der Ausführungen in diesem Kapitel ist der COPAVA allerdings an dieser Stelle kein Vorwurf zu machen. Einige der Gründe für die Hinwendung zur Marktproduktion – zur Produktion von Waren – wurden dargelegt und auf die Schwierigkeiten bei der Umsetzung alternativer Formen der landwirtschaftlichen Produktion hingewiesen. Die Umsetzung eines Gegenmodells zur bestehenden Struktur wurde auf vielfältige Art und Weise versucht, jedoch unterlagen diese Versuche den Beschränkungen, welche von derselben Struktur auferlegt wurden. Denn die Träger der Veränderung – die Siedler der Landlosenbewegung – müssen sich in ihrem Handeln an dieser Struktur orientieren, um ihr Überleben zu sichern. Gleichzeitig müssen sie Handlungen setzen, die zur Überwindung dieser Struktur geeignet sind. Sie haben in ihren täglichen Entscheidungen also ständig zwischen den Erfordernissen des Kampfes und der Parzelle abzuwägen.

In diesem Kapitel wurden nun die Erfahrungen von einigen Siedlern und Funktionären der Landlosenbewegung auf der Siedlung *Assentamento Pirituba II* dargestellt. Es zeigt sich, dass hier nicht unbedingt eine vorherrschende Meinung oder dominante Ideologie besteht, sondern sich die individuellen Ansichten Einzelner manchmal auch widersprechen. Gewiss steht auch die beobachtbare Realität der Agrarreform in Widerspruch zur offiziellen Ideologie der Landlosenbewegung. Es wurde anhand der Fallbeispiele gezeigt, in welchem Maße die Bewegung bei der Verwirklichung ihrer Ziele von der Unterstützung der Siedler abhängt. Als noch wichtiger erweist sich dabei jedoch der Rückhalt der gesamten Bevölkerung. Da die überwiegende Mehrheit der Brasilianer in den Städten wohnt, kommt dem Bild, welches in den Medien transportiert wird, eine ganz besondere Bedeutung zu. Abschließend möchte ich daher noch einmal kurz den Diskurs über die Agrarreform beschreiben, wie er sich in der Öffentlichkeit darstellt. Teilweise tat ich dies bereits im einleitenden Abschnitt dieses Kapitels und im Abschnitt über die Modernisierung der Landwirtschaft. Auf einige Aspekte dieses Diskurses gehe ich nun ein. Dies soll zum weiteren Verständnis der Aufrechterhaltung der Struktur der *fazenda* beitragen.

#### 4.5. Die symbolische Produktion der Agraroligarchie

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die öffentliche Diskussion um die Agrarreform sehr emotional verläuft und ich möchte nun einige der Gründe dafür in diesem Abschnitt beleuchten. Die Identifikation der Konfliktparteien ist am Ende dieser Arbeit leicht vorzunehmen: es ist dies die Agraroligarchie auf der einen Seite und die Landlosenbewegung auf der anderen Seite. Die restliche Bevölkerung Brasiliens befindet sich zum Großteil fernab der im „Hinterland“ stattfindenden Landkonflikte: die urbane Bevölkerung verlässt nur selten ihre Städte, und wenn sie es tut, erfolgt die Mobilität nur von einer Stadt in die andere. Das zwischen diesen Städten liegende Land wird von der Autobahn nur wenig wahrgenommen und ist beinahe unsichtbar. Doch in diesem „Niemandland“ spielen sich jene Konflikte ab, welche von den Medien regelmäßig übertragen werden. Für einen Großteil der Brasilianer ist daher der Fernseher Schauplatz der Konflikte und wie bei einem Fußballspiel schlagen sie sich auf die Seite einer Mannschaft.

Diesen Vergleich möchte ich weiter anstrengen: normalerweise identifiziert man sich bei einem Fußballspiel von Beginn an mit einer der beiden Mannschaften und hofft auf ihren Sieg. Identifiziert sich die brasilianische Bevölkerung aber nun mit den Zielen der kapitalistischen Landwirtschaft oder mit jenen der Agrarreform? Die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht zu finden, denn sie hängt vom Spielverlauf ab, wie er in den Medien dargestellt wird. Beide Seiten versuchen, mit der Produktion bestimmter Symbole die Zuschauer für sich zu gewinnen und das Publikum von der eigenen Überlegenheit bzw. von der Unterlegenheit des Gegners zu überzeugen. Um die Oberhoheit im Diskurs über die landwirtschaftliche Entwicklung zu erlangen, muss es jeweils beiden Seiten gelingen, ihre partikularen Interessen als jene der Gesamtgesellschaft zu präsentieren (vgl. Bourdieu 1991: 166f.). Da die Beweggründe der Landlosenbewegung bereits dargestellt wurden, werde ich im Folgenden die symbolische Produktion der Agraroligarchie unter die Lupe nehmen.

Wir kennen bereits die „allokativen Ressourcen“ (Giddens 1983: 4), auf denen ihre Macht beruht: Besitz von Land und Kapital. Nun stellt sich die Frage nach den „autoritativen Ressourcen“ (ibid.: 4), auf denen die ideologische Macht – die Autorität – der Agraroligarchie basiert. Hier ist vor allem die Kontrolle über die Kommunikationsmittel als Mittel zur Aufrechterhaltung der Macht zu nennen, denn es ist die Agraroligarchie selbst, welche den Diskurs über die Agrarreform in den Medien präsentiert. Demgegenüber verfügt die Landlosenbewegung über wenige Möglichkeiten, ihren Standpunkt einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren, wie mir Zezinho (2011: 201-209), ein Bewohner der *Área 3* des *Assentamento Pirituba II* mitteilte:

*„Wir haben keine Kommunikationsmittel. Wir haben die Zeitung der MST und einige Videos, die wir selbst gemacht haben. Und manchmal bringt ein Fernsehkanal einen Beitrag über uns. Hier ist der Unterschied also besonders groß: sie senden jeden Tag, bezahlen die Sender, die Kanäle; bezahlen die Programme; kaufen die Fernsehkanäle um ihre Sicht der Dinge zu zeigen. Die Kirche macht das. Das agronegocio macht es auch. Sie haben die Mittel dazu; sie haben dazu viel mehr Mittel als wir. Sie kaufen den Fernsehkanal und senden ihre Propaganda jeden Tag. Und die Kirche redet 24 Stunden lang, 24 Stunden! 24 Stunden auf vier offenen Kanälen, von den Geschlossenen gar nicht zu reden! Und das den ganzen Tag lang, 24 Stunden, es ist beeindruckend. Sie haben also ihre Programme und alle sind für das agronegocio; alle sind vom agronegocio gemacht“.*

Es ist also die Agraroligarchie, welche die Kontrolle über die Kommunikationsmittel innehat. Nun sei der Frage nachgegangen, welche Inhalte über diese Medien transportiert werden und wie diese den Diskurs über die Agrarreform beeinflussen. Insbesondere drei Argumente sind dabei von Interesse.

Das erste Argument gegen das Projekt der Agrarreform wurde bereits im Abschnitt über die Modernisierung der Landwirtschaft dargestellt und richtet sich nicht alleine gegen die Landlosenbewegung, sondern gegen die familiäre Landwirtschaft im Allgemeinen. Es handelt sich dabei um den Vorwurf, diese Lebens- und Wirtschaftsweise sei nicht mehr zeitgemäß und würde die nationale Entwicklung hemmen. Aufgrund ihrer niedrigen Produktivität habe sie keine Zukunftsperspektiven (vgl. Martins de Carvalho 2006: 2). Die Überwindung der traditionellen Landwirtschaft wäre also im Interesse der gesamten Bevölkerung. Mateus Delwek (vgl. 2010: 436-448) merkte diesbezüglich an, dass im Zuge der Modernisierung der Landwirtschaft während der 1990er Jahre viele Intellektuelle das agrarische Problem Brasiliens als gelöst betrachteten und die Umsetzung einer Agrarreform daher als nicht mehr notwendig erachteten. Das Argument der höheren Produktivität des *agronegocio* kann jedoch leicht entkräftet werden. In Wirklichkeit verhält es sich nämlich umgekehrt, wie eine gemeinsame Publikation des Ministeriums für landwirtschaftliche Entwicklung und des Statistikamtes zeigt (vgl. MDA 2009: 8): demnach wird der Großteil der Lebensmittel in Brasilien von der familiären Landwirtschaft erzeugt. Auch die Vertreter der Landbehörde ITESP (vgl. 2010: 563-567) konnten mir diese Tatsache bestätigen und verteidigen in dieser Hinsicht die Produktivität der familiären Landwirtschaft, insbesondere auf den Siedlungen der Agrarreform.

Das zweite Argument gegen die Landlosenbewegung liegt in der Verteidigung der Institution des uneingeschränkten Privateigentums begründet: es mag zwar sein, dass der Landbesitz in Brasilien aus historischen Gründen extrem ungleich verteilt ist, dennoch rechtfertigt dies nicht die Praxis der Landbesetzungen, welche eine Verletzung des Rechts auf Privateigentum darstellt. Ich weise hier erneut auf die Argumente von Mateus Delwek (vgl. 2010: 256-260) hin, wie er sie bereits in der Diskussion um illegal angeeignetes Land vorgebracht hat: da dieses Land niemandem gehört, stellt eine Landbesetzung nicht eine Invasion dar, wie es in der Terminologie der Agraroligarchie lautet, sondern einfach eine Besetzung von ungenutztem Land, das keinen Besitzer hat. Auf diesen Umstand weist auch Wendy Wolford (2003: 205) hin: „*When MST occupies private or public property, movement members represent that space as „empty“ [...]*“. Im öffentlichen Diskurs werden solche Besetzungen aber stets als „Invasionen“ bezeichnet und die Landlosenbewegung als „Landdiebe“ verunglimpft (vgl. Jamil Ramos 2011: 530). Darüber hinaus wird ihnen unterstellt, dass sie das Land anschließend nur wieder verkaufen wollen (vgl. Julio 2010; Feldnotizbuch: 79). Dabei sei daran erinnert, dass den Siedlern der Agrarreform nach erfolgter Zuteilung einer Parzelle kein Eigentumsrecht übertragen wird, sondern sie nur zur lebenslangen Nutzung der Parzelle berechtigt sind. Der Verkauf des Grundstücks ist aus diesem Grund in der Regel nicht durchführbar und auch verboten:

*„Er [der Siedler] bekommt den Rechtstitel der Nutznießung einer Fläche, die dem Staat gehört, wird aber selbst nie zum Eigentümer dieses Grundstücks werden. Er kann es sein Leben lang nutzen, aber es wird ihm nie gehören. Er kann es bewirtschaften und kultivieren, aber er kann es nicht verkaufen“* (ITESP 2010: 1087-1089).

Es zeigt sich also, dass ein solcher Verkauf gar nicht möglich ist. Um den Vorwurf des Landraubs zu entkräften, sei auf die Verfassung von 1988 verwiesen, welche die soziale Funktion des Landes vorschreibt und unproduktives Land einer Enteignung in sozialem Interesse zuführt. Die Landbesetzungen stellen daher ein legitimes Mittel bei der Umsetzung der Agrarreform dar und wurden als solches vom Obersten Gerichtshof bestätigt. Die MST ist daher keine kriminelle Organisation, wie von ihren Gegnern immer wieder behauptet wird, sondern erfüllt im Gegenteil eine verfassungsmäßige Funktion. Die Angst kleiner Landbesitzer vor einer Besetzung ist insofern unberechtigt, da die Bewegung nur auf Grundstücke abzielt, welche nach den Bestimmungen der Verfassung auch einer Enteignung zugeführt werden können: dies ist nur bei unproduktiven Flächen von über 100 Hektar möglich. Dennoch war die Angst vor der Landlosenbewegung bei den Kleinbauern in Paraná deutlich zu spüren. Dies resultiert meines Erachtens nicht nur aus der Unkenntnis der genauen Rahmenbedingungen der Agrarreform, sondern auch aus der medialen Darstellung der Aktivitäten der MST.

Dies führt uns zum dritten Argument: die Landlosenbewegung wird im öffentlichen Diskurs nicht nur als Ansammlung von Chaoten und Vagabunden präsentiert, sondern vor allem als unfähig zur landwirtschaftlichen Produktion charakterisiert. Dieses Argument, wonach keiner der Siedler einen landwirtschaftlichen Hintergrund hätte, wurde bereits von Julio vorgebracht (vgl. 2010; Feldnotizbuch: 79). Aus diesem Grund sehen sich die Siedler nicht nur aus ökonomischen Gründen zur Produktion gezwungen: vielmehr müssen sie unter Beweis stellen, dass sie dazu auch fähig sind. Darüber sprach ich mit Zezinho (2011: 182-198):

*„Sie waren dagegen, dass die Menschen aufs Land zurückkommen, von den Peripherien der Städte zurück aufs Land. Was ist ihr Diskurs? Dass die Leute nicht fähig wären, zu produzieren. Diese Leute sind in den Städten, arbeiten dort als Bauarbeiter, Metallarbeiter oder ähnliches. [...] Ihr großes Argument ist es, dass diese Personen nicht mehr in der Lage sind zu produzieren. Ihre Rückkehr aufs Land wäre ein Rückschritt, denn so würde ein Ex-Metallarbeiter aufs Land zurückkehren, all die verschiedenen Berufe würden aufs Land zurückkehren und nicht fähig sein, dort etwas zu produzieren. Aber damals, als diese Menschen in die Städte wanderten, waren sie auch nicht darauf vorbereitet und auch nicht zur Produktion fähig, denn sie sind nicht als Metallarbeiter auf die Welt gekommen. Es waren Bauern, die im Rahmen des Projekts der Regierung zur Wanderung in die Städte veranlasst wurden, mit dem Versprechen, dass es dort Arbeit gibt. Das war die Zeit der Entwicklung der Hauptstädte und der großen Bauwerke. Die Leute kamen dorthin und lernten einen Beruf, den sie vorher auch nicht kannten. In der Stunde der Rückkehr widersprechen sie [die Gegner der Agrarreform] sich selbst, wenn sie sagen: „Nein, diese Leute haben nicht die Fähigkeit zu produzieren.“. Daher ist es unsere Aufgabe, neben den Landbesetzungen auch zu zeigen, dass wir es können. Dass wir fähig dazu sind. Deshalb müssen wir acampamentos errichten und gleichzeitig auch Milch produzieren, zu Käse weiterverarbeiten, verpacken und auf den Markt bringen. Um zu zeigen, dass wir fähig sind“.*

Die Darstellung der Landlosenbewegung als unfähig zur landwirtschaftlichen Produktion verfolgt gemeinsam mit der Behauptung, die familiäre Landwirtschaft wäre als Wirtschaftsweise längst überholt, das Ziel, die eigene Produktionsweise zu legitimieren und jede andere Form der Landwirtschaft gleichzeitig zu diskreditieren. So sollen individuelle Kleinbauern, Landarbeiter oder nicht-organisierte Landlose davon abgehalten werden, sich der Agrarreform anzuschließen: es soll von vornherein klargestellt werden, dass sich dieses Unterfangen nicht rentieren wird, da es zur kapitalistischen Landwirtschaft keine Alternativen gibt. Dieser Diskurs hat also zum Ziel, die Machtlosen von ihrer Machtlosigkeit zu überzeugen – eine Überzeugungsarbeit, die laut Foucault von jenen zu leisten ist, welche über Macht verfügen und diese

behalten wollen (vgl. Foucault 1980 zit. nach Kingsolver 2002: 447). Indem die Agraroligarchie ihre Macht zur Schau stellt, konsolidiert sie ihre Herrschaft, da es ihr dadurch gelingt, die Bevölkerung von der Überlegenheit der kapitalistischen Landwirtschaft zu überzeugen und so auf ihre Seite zu ziehen.

Landbesitz ist besonders in Brasilien auch immer Ausdruck des sozialen Status. Dieses Bild wird der Öffentlichkeit vermittelt und aus naheliegenden Gründen identifiziert sich vor allem die rurale Bevölkerung mit der innewohnenden Symbolik. Moderne Technologien wecken bei einem traditionellen Kleinbauern mehr Begeisterung als die Arbeitsmittel, mit denen er seinen Alltag bestreitet und deshalb ohnehin schon kennt. Zur Symbolisierung von Fortschritt und Entwicklung ist die satellitengesteuerte Erntemaschine sicherlich besser geeignet als die Harke oder die Machete. Diese Bedeutungen sind in den Köpfen der Landbevölkerung stark verankert. Sie glauben an die Verheißungen der modernen Landwirtschaft und orientieren sich in ihren Entscheidungen an der richtungsweisenden Struktur der *fazenda*, welche auf diese Weise handlungsanleitend wirkt. Es wurde gezeigt, dass diese Wirkmächtigkeit auch innerhalb der Siedlungen der Agrarreform fortbesteht. Im Falle der Siedler des *Assentamento Pirituba II* kommt hinzu – wie eine der Funktionärinnen der zweiten Generation scharfsinnig bemerkte – dass die Produktionsweise der modernen Landwirtschaft für diese einen „kulturellen Faktor“ darstellt und daher nicht hinterfragt wird (vgl. Ana Terra 2010; Feldnotizbuch: 82).

Ein kurzes, aber aufschlussreiches Beispiel dazu möchte ich nun abschließend präsentieren. Auf die symbolische Bedeutung der roten Schildkappen als Zeichen der Identifikation mit den Zielen der Landlosenbewegung wurde bereits hingewiesen. Während meines Aufenthalts in der *Área 1* des *Assentamento Pirituba II* kam mir eines Tages ein älterer Herr mit Schildkappe entgegen. Doch diese war nicht rot und zeigte auch nicht das Symbol der Landlosenbewegung. „*Roundup Soja*“ war auf ihr zu lesen – der Siedler hatte gentechnisch verändertes Saatgut von Monsanto für seine Parzelle gekauft und die Schildkappe als Dankeschön erhalten (vgl. Feldnotizbuch: 80). So spiegelt sich die Realität der landwirtschaftlichen Produktion auf den Schildkappen der Bewohner des *assentamento* wieder. Zumindest in diesem Fall ist die Agrarreform auf halbem Weg stehengeblieben – das offenbart die Mächtigkeit der Struktur, die zu überwinden sich die Landlosenbewegung zum Ziel gesetzt hat.

Nach den Darstellungen der Ergebnisse meiner Feldforschung komme ich nun zu den Schlussfolgerungen dieser Arbeit. Dabei stelle ich einen Bezug zwischen den eben präsentierten empirischen Daten und den eingangs beschriebenen theoretischen Ansätzen her, um die Grundaussagen abschließend noch einmal zusammenzufassen.

## V. Conclusio

Zum Abschluss dieser Arbeit seien noch einmal die grundlegenden Hypothesen dargestellt und die wichtigsten Aussagen unter Berücksichtigung der Forschungsfragestellung zusammengefasst.

Inwiefern beeinflusste nun die koloniale Plantagenökonomie des Zuckers die Herausbildung der sozialen und wirtschaftlichen Struktur Brasiliens? Die Handlungen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte zu Handlungsmustern verfestigten, waren Sklavenarbeit, Großgrundbesitz, Exportproduktion und Monokultur. Diese brachten letztlich die Institution der Plantagenökonomie hervor. Zum Zeitpunkt der Entdeckung Brasiliens erlebte diese gerade ihren Höhepunkt auf den Atlantikinseln. Während drei Jahrzehnte lang keine wirtschaftliche Lösung für die neuentdeckte Kolonie gefunden werden konnte, wartete die Plantagenökonomie des Zuckerrohrs auf den Atlantikinseln bereits auf ihre Überführung in die Neue Welt. Angesichts der politischen Verhältnisse und der weltwirtschaftlichen Strukturen stellte die Kolonisierung Brasiliens auf Basis der tropischen Landwirtschaft für Portugal die einzige Möglichkeit dar. Denn es gab keinen anderen Handlungsspielraum als die Ausweitung des „kleinen“ Dreieckshandels zu einem „Großen“. Aus diesem Grund war die Befassung mit der Vorgeschichte unentbehrlich und wichtiger als etwa das Datum der Entdeckung Brasiliens als Ausgangspunkt für die Darstellung. Denn die spezifische Form der Kolonisierung resultierte hier aus der Mächtigkeit der Struktur des Weltsystems. Die einzige Aufgabe Brasiliens in der globalen Arbeitsteilung war fortan die Herstellung von Zucker für die europäischen Zentren. Daher ist der Einfluss der auf diese Weise etablierten Plantagenökonomie des Zuckerrohrs auf die gesellschaftliche Struktur im Sinne Polanyis zu beschreiben und so kann man im Falle Brasiliens behaupten, dass die sozialen Beziehungen nicht in das Wirtschaftssystem eingebettet worden waren, sondern ihren Ursprung vielmehr in diesem selbst haben (vgl. Polanyi 1978 [1944]: 88f.). Die Transformation von einer nicht-marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaft zu einer Marktgesellschaft fand also in diesem Fall nicht statt: die brasilianische Gesellschaft wurde nicht zu einem „*Anhängsel des Marktes*“ (ibid.: 88) degradiert, sondern war nie etwas anderes gewesen. Sie wurde daher nicht von der Plantagenökonomie des Zuckerrohrs beeinflusst, sondern von dieser hervorgebracht: deshalb haben alle Formen der sozialen Organisation ihren Ursprung in der Organisation der Wirtschaft. Die Grundpfeiler der Organisation der Zuckerproduktion – Exportproduktion, Sklavenarbeit, Großgrundbesitz und Monokultur – stellten so gleichzeitig das Fundament der Gesellschaft dar. Die Einheit von Gesellschaft und Wirtschaft kommt in der Institution der *fazenda* zum Ausdruck, welche ihrerseits eine Verbindung der genannten vier Prinzipien der Zuckerrohrwirtschaft darstellt. Es war daher die *fazenda*, welche die brasilianische Gesellschaft nach diesen Prinzipien strukturierte und sie nach den Erfordernissen des Zuckerrohrs gestaltete. Hinzu kam, dass es keine wirtschaftlichen Aktivitäten gab, die nicht direkt oder indirekt mit der Produktion von Zucker in Verbindung standen und sich daher auch keine anderen Formen der wirtschaftlichen oder sozialen Organisation entwickeln konnten.

Daher komme ich in meiner Arbeit zu dem Schluss, dass es sich bei der *fazenda* um eine Habitusform im Sinne Bourdieus (vgl. 1979: 165) handelt. Sie ist eine Struktur, welche den Erfordernissen einer kapitalistischen Landwirtschaft in den Tropen gerecht wird und im Falle Brasiliens als Plantagenökonomie des Zuckerrohrs strukturiert wurde. Den Prozess der Strukturierung der *fazenda* beschrieb ich im ersten Kapitel des historischen Teils – er findet seinen Abschluss zum Zeitpunkt des Einsetzens des Zuckerzyklus Mitte des 16. Jahrhunderts. In dieser Periode finden wir die *fazenda* als „strukturierte Struktur“ (ibid.: 165) vor. Ich interpretiere die *fazenda* – die Plantagenökonomie – deshalb als Habitusform, weil sie alle weiteren Strukturen Brasiliens hervorbrachte – oder wie Ribeiro betont „[...] sämtliche Elemente des nationalen Lebens ihren Grund und ihre Rechtfertigung in der institutionellen Ordnung der *fazenda* [finden]“ (Ribeiro 1985 [1969]: 285) – und in diesem Sinne daher als „strukturierende Struktur“ (Bourdieu 1979: 165) wirkte.

Das ist auch die Grundaussage dieser Arbeit: alle nachfolgenden Aktivitäten hatten und haben sich bis heute an den von der Habitusform *fazenda* geschaffenen Rahmenbedingungen zu orientieren; die *fazenda* stellt in Brasilien das übergeordnete „Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip“ (ibid.: 165) dar. Dieses Prinzip reproduzierte sich nach seiner Etablierung über den Lauf von Jahrhunderten und konnte sich sogar von seiner Grundform, der Plantagenökonomie des Zuckerrohrs lösen – ein Umstand, der meiner Meinung nach besonders für die Interpretation der *fazenda* als Habitusform spricht: der nach dem Niedergang der Zuckerwirtschaft einsetzende Bergbauzyklus beruhte auf der Struktur der *fazenda*, obwohl er gar keinen landwirtschaftlichen Charakter mehr aufwies. Die nachfolgenden landwirtschaftlichen Zyklen waren ebenfalls auf Grundlage der *fazenda* organisiert. Die so verfestigte Struktur, welche in erster Linie von Großgrundbesitz und Sklavenarbeit geprägt war, wurde in weiterer Folge mit allen Mitteln aufrechterhalten. Hier sei an das Landgesetz von 1850 erinnert, welches den Produktionsfaktor Boden in ein Marktsystem überführte und so auf die künstliche Schaffung eines Arbeitsmarkts abzielte, indem die Bevölkerung der Möglichkeit der Subsistenzwirtschaft beraubt und zum Verkauf ihrer Arbeitskraft gezwungen wurde (vgl. Novy 2001: 84; Ribeiro 1985 [1969]: 293f.).

Die Produktionsfaktoren Arbeit und Boden wurden somit in ein marktwirtschaftlich organisiertes System überführt. Der Großgrundbesitz konsolidierte sich auf diese Weise und schränkte den Handlungsspielraum derer, die weder über Boden, noch über Kapital verfügten, drastisch ein. An Stelle einer auf direktem Zwang basierenden Arbeitsorganisation war ein System getreten, welches die Arbeitsbeziehungen durch indirekte Ausübung von Herrschaft organisierte. Nach der Abschaffung der Sklaverei und der Einführung der Lohnarbeit konnte die *fazenda* so nach den gewohnten Regeln funktionieren, da diese von der nunmehr freien Bevölkerung bereits verinnerlicht wurden. Hier halte ich den Vergleich mit dem Konzept des Panopticum – wie es von Michel Foucault (1977) vorgestellt wurde – für sinnvoll: das System der Marktwirtschaft ermöglichte es, abweichendes Verhalten zu bestrafen und so die Individuen zu disziplinieren. Die Produktionsweise der *fazenda* stellte die Norm dar und Alternativen dazu waren keine erlaubt. Die Marktwirtschaft wirkte bei der Durchsetzung dieser Regeln wie der Aufsichtsturm des

Panopticum: die nun für ihr Überleben selbst verantwortlichen Individuen hatten sich an die Gegebenheiten anzupassen und da es außer der Lohnarbeit auf den Plantagen keine Arbeit gab, bedeutete dies eine „freiwillige“ Unterordnung unter die Regeln der *fazenda*. Diese Art der Ausübung der Macht beschreibt Foucault (1980: 155) folgendermaßen: „[...] a gaze which each individual under its weight will end by interiorising to the point that he is his own overseer; [...]“. Bei der Anwendung von Foucaults Thesen auf den spezifischen Fall Brasilien folgte ich den Ausführungen Novys (vgl. 2001: 23), der das Panopticum als eine „Raum-Macht“ konstruiert. Die Interpretation der *fazenda* als Panopticum bzw. Raum-Macht halte ich für hilfreich, um ihren Fortbestand und ihre anhaltende Macht der gesellschaftlichen Strukturierung zu erklären. Um die beiden Begriffe Struktur und Macht wieder zusammenzuführen, wiederhole ich noch einmal in Novys (ibid.: 23) Worten das aus meiner Sicht zentrale Argument dieser Theorie: „Die Macht wohnt der Struktur inne, und es ist diese Struktur, die Wirklichkeiten produziert.“

Die Frage, warum sich Kleinbauern auf die marktorientierte Produktion von Waren einlassen und sich so in direkte Konkurrenz zu den großen landwirtschaftlichen Einheiten – den *fazendas* – begeben, lässt sich in Hinblick auf die Mächtigkeit der Struktur beantworten: diese leitet die Kleinbauern zu den entsprechenden Handlungen – also zur Hinwendung zur Marktproduktion – an und stützt sich dabei in erster Linie auf ihre „autoritativen Ressourcen“ (Giddens 1983: 4); zieht also die Landbevölkerung mit ihrer Größe, Reichtum und Wohlstand verheißenden Symbolkraft in ihren Bann. Aus ökonomischer Perspektive konnte gezeigt werden, welche Risiken mit der Spezialisierung auf ein einziges Anbauprodukt – in diesem Fall Soja – einhergehen und welche Kosten damit verbunden sind. So konnte die fehlende Kapitalausstattung der Kleinbauern zu Beginn des landwirtschaftlichen Zyklus als vorrangiges Problem identifiziert werden. Die Lösung dieses Problems liegt in der Aufnahme eines Kredits, um die notwendigen Produktionsmittel – wie Saatgut und dergleichen – zu erhalten. Dabei verpflichtet sich der kleine Produzent, einen Teil seiner Ernte an die Kreditgeber abzuliefern. Hier konnte ich anhand einiger Rechnungen zeigen, dass nur etwa ein Drittel der gesamten Ernte beim Produzenten verbleibt – die Landwirtschaft auf Kredit für den Kleinbauern also einen ungleichen Tausch bedeutet. Indem er eine Hypothek auf seine zukünftige Ernte aufnimmt, riskiert er ständig seine Existenz als Bauer, denn im Falle einer Missernte oder eines Preisverfalls kann er seine Schulden nicht mehr bezahlen und verliert im schlimmsten Fall seine Produktionsmittel und sein Land. Ich komme daher zu dem Schluss, dass die vorherrschende Struktur der Plantagenökonomie auch für den kleinen Landbesitzer keinen anderen Handlungsspielraum vorsieht als für den Großen: dieser besteht in der Produktion von Waren, welche überwiegend für den Export bestimmt sind. Diese Waren – zu denen vor allem Soja zählt – zeichnen sich allesamt durch einen geringen Flächenertrag aus. Daher macht ihr Anbau aus ökonomischer Perspektive nur dann Sinn, wenn er auf entsprechend großen Flächen durchgeführt wird: also im Rahmen der Plantagenökonomie. Die Produkte der kapitalistischen Landwirtschaft sind mit dem kleinbäuerlichen Besitz nicht vereinbar, denn sie bringen den Kleinbauern in eine anhaltende Situation ökonomischer Abhängigkeit, an deren Ende im Regelfall die Aufgabe der Landwirtschaft und die damit einhergehende Landflucht steht. Dies halte ich jedoch nicht für eine unerwünschte Begleiterscheinung der

Modernisierung der Landwirtschaft. Vielmehr bin ich der Ansicht, dass die Vertreibung der Familien vom Land Teil dieses Modernisierungsprozesses ist. Innerhalb der Struktur der Plantagenökonomie stellt die familiäre Landwirtschaft per se ein abweichendes Verhalten dar, welches über das Marktsystem sanktioniert wird: die Kleinbauern werden für den Umstand, wenig Land zu besitzen, abgestraft, indem ihnen die Erwirtschaftung eines Lebensunterhaltes unter den gegebenen Bedingungen verunmöglicht wird. So schränkt die Struktur der Plantagenökonomie die Handlungsspielräume des Kleinbauern ein und weist ihm seinen angestammten Platz im sozioökonomischen Gefüge des ländlichen Raums zu: den des mittellosen Landarbeiters, der auf den Verkauf seiner Arbeitskraft an die umliegenden *fazendas* angewiesen ist.

Anhand der ersten beiden empirischen Fallbeispiele beschrieb ich also die Macht der Struktur und die darin vorgesehenen Handlungsspielräume von Landarbeitern und Kleinbauern. Dabei wurde deutlich, dass die Plantagenökonomie beiden Kategorien die Funktion von abhängigen Arbeitern zuweist, indem sie neben der Arbeit auf den *fazendas* keine weiteren Alternativen der Existenzsicherung zulässt.

In dieser Arbeit wurden die Aktivitäten der überwiegend aus Landarbeitern und Kleinbauern bestehenden Landlosenbewegung als „Widerstand gegen die Struktur“ beschrieben. Ihr Widerstand ist meiner Meinung nach der Versuch, aus der traditionellen Rolle der „Angestellten“ auszubrechen und zu Bürgern zu werden, oder in anderen Worten: aus dem „Geschäft Brasilien“ eine Nation zu machen. Der historisch gewachsenen Struktur der Plantagenökonomie stellen sie ihr Projekt der Agrarreform entgegen. Dieses Modell einer alternativen landwirtschaftlichen Entwicklung stellt die grundlegenden Prinzipien, nach denen die brasilianische Gesellschaft organisiert worden war, auf den Kopf: an Stelle einer Landwirtschaft, die auf Basis des Großgrundbesitzes, der Monokultur und der Überausbeutung von Arbeit und Boden organisiert ist und Waren für externe Märkte produziert, soll eine familiäre Landwirtschaft treten, die der Ernährung der lokalen Bevölkerung dient und Mensch wie Natur gleichermaßen respektiert. Es zeigt sich, dass die Agrarreform die Forderung beinhaltet, den Prozess der Degradierung von Menschen und Natur zu Waren – zu Produktionsfaktoren Arbeit und Boden – rückgängig zu machen. Hier möchte ich auf die Tragweite der Konsequenzen dieses Vorschlags hinweisen: der Widerstand der Landlosenbewegung zielt auf die Überwindung jener Struktur ab, welche die brasilianische Gesellschaft nach ihrem Ebenbild geschaffen hat. Ich kann mich in diesem Zusammenhang an eine Aussage eines Großgrundbesitzers erinnern, der hinsichtlich der Landlosenbewegung den Vorwurf erhob, diese Leute würden versuchen, die „normale Ordnung der Dinge“ zu subvertieren. Das wollen sie in der Tat.

Eine über mehrere Jahrhunderte verfestigte Struktur lässt sich jedoch nicht so ohne Weiteres überwinden. Das belegen die Versuche der Siedler des *Assentamento Pirituba II*, von denen ich einige darstellte. Die Schwierigkeiten bei der Umsetzung der Agrarreform in die Praxis offenbaren erneut die Mächtigkeit der Struktur: dies kommt etwa am Beispiel der Kooperative COPAVA zum Ausdruck, welche sich dieser Struktur eher anpasste, anstatt sie zu überwinden und aus diesem Grund aus ökonomischer Perspektive erfolgreich

bestehen kann. Als großer Produzent von Waren wird sie vom Panopticum *fazenda* nur wenig bis gar nicht sanktioniert. Im Gegensatz dazu steht das Beispiel von Seu Tião, der angab, für die Produktion von Lebensmitteln statt Waren bestraft zu werden. Sein Weg der ökologischen Landwirtschaft zum Zwecke einer überwiegenden Selbstversorgung kommt den Zielen der Agrarreform am Nächsten, worin meines Erachtens auch der Grund liegt, weshalb er mit den größten Schwierigkeiten konfrontiert ist. Jedenfalls lässt sich die Feststellung treffen, dass die ökonomische und symbolische Macht der Plantagenökonomie auch auf den Siedlungen der Landlosenbewegung präsent ist und die Individuen zu Handlungen anzuleiten vermag.

Abschließend bleibt aus persönlicher Sicht zu sagen: während des Aufenthalts in einem Land, das auf eine mehrere Jahrhunderte lange Kolonialgeschichte zurückblickt, hatte ich oft das Gefühl, beinahe jedes in der Gegenwart beobachtbare Phänomen sei auf irgendeinen Punkt in dieser Geschichte zurückzuführen. Vieles scheint direkt aus einer fernen Vergangenheit übernommen und für den Betrachter wirkt Brasilien daher wie ein nicht fertig gemaltes Bild. Es handelt sich dabei um ein Bild, auf dem die groben Pinselstriche des Kolonialismus die Konturen der brasilianischen Gesellschaft erkennen lassen. Erst im Laufe der letzten Jahrzehnte erhielt auch die Bevölkerung die Möglichkeit, an der Gestaltung mitzuwirken. Mit dünnen Linien zeichnet sie das Bild neu. Noch ist der Hintergrund deutlich zu sehen: insbesondere das Fortbestehen der Plantagenökonomien offenbart die Lebendigkeit der kolonialen Vergangenheit. Wenn es in ihrem Umfeld zu Landkonflikten kommt, dann handelt es sich dabei um den Versuch, das alte Bild zu übermalen. Das Resultat dessen fand ich persönlich äußerst beeindruckend: ein Ort, an dem vor einem Vierteljahrhundert praktisch nichts existierte, beherbergt heute eine gut strukturierte Siedlung von mehreren hundert Familien. Innerhalb einer Generation wurde ein ganzes Dorf geschaffen. Die Schaffung einer neuen Realität ist ebenso im Gange und es sollte nicht verwundern, wenn dieser Prozess lang andauert: die Leinwand Brasilien ist fast von unendlichem Ausmaß. Es wird daher noch viel Zeit vergehen, bis die Zivilgesellschaft die Farben ihres Aufbegehrens in die letzten Winkel dieses Bildes getragen hat.

Seu Tião fragte mich, ob dieser Transformationsprozess gleich lange dauern wird wie die Wahl einer Frau zur Präsidentin der Nation, nämlich 511 Jahre. Ich glaube nicht, dass es noch einmal einen so langen Zeitraum benötigt. Vielmehr betrachte ich die mittlerweile 512 vergangenen Jahre als Teil des Weges, den das brasilianische Volk bereits gegangen ist, um aus dem Geschäft Brasilien endlich eine Nation zu machen. Diesen Weg wird es mit derselben Beharrlichkeit weitergehen, mit der es die Wege seines Alltags beschreitet. Am Ende dieses Weges liegt das andere Brasilien, von dem schon Gilberto Freyre träumte:

*Eu ouço as vozes  
eu vejo as cores  
eu sinto os passos  
de outro Brasil que vem aí  
[...]*

*Ich höre die Stimmen  
ich sehe die Farben  
ich spüre die Schritte  
eines anderen Brasilien, das da kommt  
[...]*

(Freyre 1962 [1926] zit. nach Freyre 2006 [1933]: 9)

## VI. Quellenverzeichnis

### Literatur

Almeida, Fortunato de (1922-25): *Historia de Portugal*. Coimbra.

Altvater, Elmar (1987): *Sachzwang Weltmarkt: Verschuldungskrise, blockierte Industrialisierung und ökologische Gefährdung – Der Fall Brasilien*. VSA-Verlag. Hamburg.

Azurara, Gomes Eannes de (1896): *The Chronicle of the Discovery and Conquest of Guinea. Vol. 1*. In: Beazley, Raymond / Prestage, Edgar (eds. and trans.): The Hakluyt Society, 1<sup>st</sup> series, no. 95. London.

Azurara, Gomes Eannes de (1899): *The Chronicle of the Discovery and Conquest of Guinea. Vol. 2*. In: Beazley, Raymond / Prestage, Edgar (eds. and trans.): The Hakluyt Society, 1<sup>st</sup> series, no. 100. London.

Barnard, Alan / Spencer, Jonathan (eds.) (2002): *Encyclopedia of social and cultural anthropology*. Routledge. London / New York.

Becker, Bertha K. / Egler, Claudio (1992): *Brazil: a new regional power in the world-economy. A Regional Geography*. Cambridge University Press. Cambridge.

Bernecker, Walther L. / Pietschmann, Horst / Zoller, Rüdiger (2000): *Eine kleine Geschichte Brasiliens*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.

Bolla, Renato Adamo / Stangerlhin, Célia (1999): *Barra Bonita: 100 Anos de História*. Barra Bonita.

Bourdieu, Pierre (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (1991): *Language and Symbolic Power*. Polity Press. Cambridge.

Braudel, Fernand (1949): *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II*. Paris.

Braudel, Fernand (1958): *Histoire et sciences sociales: La longue durée*. Annales E.S.C., XIII, 4. 725-753

Braudel, Fernand (1997 [1986]): *Die Dynamik des Kapitalismus*. Klett-Cotta. Stuttgart.

Cadamosto, Alvise (1937): *The Voyages of Cadamosto and Other Documents on Western Africa in the Second Half of the Fifteenth Century*. In: Crone, C.R. (ed. and trans.): The Hakluyt Society, 2<sup>nd</sup> series, no. 80. London.

Cardoso, Fernando Henrique / Faletto, Enzo (1984): *Abhängigkeit und Entwicklung in Lateinamerika*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.

Chevron, Marie-France (2008): *Braudels Geschichte der "langen Dauer" als "Theorie des Wandels" und ihre Bedeutung für die historische Ethnologie am Beispiel der Wiener Ethnohistorie und Kulturgeschichte*. In: Chevron, Marie-France (ed.) (2008): *Erscheinungsformen des Wandels*. Wiener Ethnohistorische Blätter 47-48. LIT-Verlag. Münster. 7-30

Curtin, Philip D. (1990): *The Rise and Fall of the Plantation Complex – Essays in Atlantic History*. Cambridge University Press. Cambridge.

da Costa, Emilia Viotti (1985): *The Portuguese-African Slave Trade: A Lesson in Colonialism*. In: Latin American Perspectives, Vol. 12, No. 1. Latin America's Colonial History, Winter 1985. 41-61

Dalton, George (1974): *How Exactly are Peasants "Exploited"?*. In: American Anthropologist New Series, Vol. 76, No. 3, September 1974. Blackwell Publishing. 553-561.

de Abreu, João Capistrano (1997 [1907]): *Chapters of Brazil's Colonial History 1500 - 1800*. Oxford University Press.

de Almeida, Lucio Flavio / Sanchez, Felix Ruiz / Hallewell, Laurence (2000): *The Landless Workers' Movement and Social Struggle against Neoliberalism*. In: Latin American Perspectives, Vol. 27, No. 5, Radical Left Response to Global Impoverishment. September 2000. 11-32

de Moraes Silva, Maria Aparecida (2008): *Death and Accidents in the Depths of the "Sugar Cane Sea" and the Orange Groves of São Paulo State*. In: Interfacehs. A Journal on Integrated Management of Occupational Health and the Environment, Vol. 3, No. 2, Art. 1, April/August 2008.

Dias Martins, Monica (2000): *The MST Challenge to Neoliberalism*. In: Latin American Perspectives, Vol. 27, No. 5, Radical Left Response to Global Impoverishment. September 2000. 33-45

Fernandes, Bernardo Mançano (2005): *Agronegócio e Reforma Agrária*. In: Pretto, Adão (2005): *O mito do agronegócio e a agricultura camponesa*. Brasília. Câmara dos Deputados, nº 228. 11-16

- Firth, Raymond (1952): *Elements of Social Organization*. Watts. London.
- Fogel, Robert W. & Engerman, Stanley L., (1974): *Time on the Cross – The Economics of American Negro Slavery*. Little, Brown and Company. Boston.
- Foucault, Michel (1977): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1980): *Power / knowledge: selected interviews and other writings 1972-1977*. Pantheon Books. New York.
- Frank, André Gunder (1968): *Kapitalismus und Unterentwicklung in Lateinamerika*. Europäische Verlagsanstalt. Frankfurt.
- Freyre, Gilberto (2006 [1933]): *Casa-Grande e Senzala – Formação da Família Brasileira sob o Regime da Economia Patriarcal*. Global Editora. São Paulo.
- Freyre, Gilberto (1962 [1926]): *O outro Brasil que vem aí*. In: Freyre, Gilberto (1962): *Talvez Poesia*. José Olympio. Rio de Janeiro.
- Furtado, Celso (1975 [1970]): *Die wirtschaftliche Entwicklung Brasiliens*. Wilhelm Fink Verlag. München.
- Galloway, Jock H. (1977): *The Mediterranean sugar industry*. *Geographical Review* 67(2). 177-192
- Giddens, Anthony (1983): *A contemporary critique of historical materialism*. Macmillan. London.
- Godelier, Maurice (1987 [1982]): *Die Produktion der großen Männer: Macht und männliche Vorherrschaft bei den Baruya in Neuguinea*. Campus Verlag. Frankfurt am Main.
- Graziano da Silva, José (1982): *A Modernização Dolorosa: Estrutura Agrária, Fronteira Agrícola e Trabalhadores Rurais no Brasil*. Zahar Editores. Rio de Janeiro.
- Greenfield, Sidney (1977): *Madeira and the Beginnings of New World Sugar Cane Cultivation and Plantation Slavery*. In: Rubin, Vera / Tuden, Arthur (eds.) (1977): *Comparative Perspectives on Slavery in New World Plantation Societies*. Academy of Sciences. New York.
- Heleno, Manuel (1933): *Os escravos em Portugal*. Lissabon.

Hofbauer, Andreas (1986): *Vom "Quilombo" zum "Quilombismo": historischer Abriss über schwarzen Widerstand in Brasilien mit besonderer Berücksichtigung der Bedeutung von Palmares – ein Beitrag zur politischen Anthropologie*. Dissertation an der Universität Wien. Wien.

Hofbauer, Andreas (2006): *Uma história de branqueamento ou o negro em questão*. UNESP. São Paulo.

INCRA (n.d.): *Livro Branco da Grilagem de Terras*. Brasília.

Iokoi, Zilda Márcia Gricoli / de Oliveira Andrade, Marcia Regina / Rezende, Simone / Ribeiro, Suzana (2005): *Vozes da Terra: histórias de vida dos assentados rurais de São Paulo*. Fundação Itesp. São Paulo.

Issa, Daniela (2007): *Praxis of Empowerment: Mística and Mobilization in Brazil's Landless Rural Workers' Movement*. In: Latin American Perspectives, Vol. 34, No. 2. Globalizing Resistance: The New Politics of Social Movements in Latin America. March 2007. 124-138

Kingsolver, Ann E. (2002): *Power*. In: Barnard, Alan / Spencer, Jonathan (eds.) (2002): *Encyclopedia of social and cultural anthropology*. Routledge. London / New York. 445-448

Klein, Herbert (2004): *The Atlantic Slave Trade to 1650*. In: Schwartz, Stuart B. (ed.) (2004): *Tropical Babels: Sugar and the Making of the Atlantic World, 1450-1680*. University of North Carolina Press. Chapel Hill. 201-236

Kroeber, Alfred L. (1948): *Anthropology*. Harrap.

Martins de Carvalho, (2006): *The emancipation of the Movement of Landless Rural Workers within the continual movement of social emancipation*. URL <http://www.ces.uc.pt/emancipa/research/en/ft/mst.html> (03.01.2011, 11:57)

Marx, Karl (1975 [1867]): *Die sogenannte ursprüngliche Akkumulation*. In: Engels, Friedrich / Marx, Karl (1975): *Ausgewählte Werke*. Verlag Progress. Moskau. 243-245

Marx, Karl (2011 [1872]): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band: Der Produktionsprozess des Kapitals*. Nikol Verlag. Hamburg.

Marx, Karl (1971 [1894]): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band: Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion*. Dietz Verlag. Berlin.

Mayring, Philipp (2002): *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. Beltz. Weinheim / Basel.

MDA (2009): *Agricultura Familiar no Brasil e o Censo Agropecuário 2006*. Ministério do Desenvolvimento Agrário. Brasília.

Meillassoux, Claude (1983 [1975]): *Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.

Mintz, Sidney W. (1985): *Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History*. Penguin Books.

MST (2010): *MST: Lutas e Conquistas. Reforma Agrária: Por Justiça Social e Soberania Popular*. Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra. São Paulo.

Novy, Andreas (2001): *Brasilien: Die Unordnung der Peripherie – Von der Sklavenhaltergesellschaft zur Diktatur des Geldes*. Promedia. Wien.

Oliveira Marquês, António Henrique Rodrigo de (1974): *Historia de Portugal*. Lissabon.

Pereira Novaes, José Roberto / Conde, Flávio / Maiane, Roberta / Zeitune, Tais (2007): *Cortadores de Cana do interior do Estado de São Paulo. Jovens Migrantes Canavieiros: entre a enxada e o facão*. Universidade Federal do Rio de Janeiro. Rio de Janeiro.

Philipps Junior, William D. (2004): *Sugar in Iberia*. In: Schwartz, Stuart B. (ed.) (2004): *Tropical Babels: Sugar and the Making of the Atlantic World, 1450-1680*. University of North Carolina Press. Chapel Hill. 27-41

Polanyi, Karl (1978 [1944]): *The Great Transformation: Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.

Prado Júnior, Caio (2008 [1942]): *Formação do Brasil contemporâneo: colônia*. Editora Brasiliense. São Paulo.

Redfield, Robert (1989 [1956]): *Peasant Society and Culture*. Midway Reprint.

Ribeiro, Darcy (1985 [1969]): *Amerika und die Zivilisation – Die Ursachen der ungleichen Entwicklung der amerikanischen Völker*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.

- Schwartz, Stuart B. (1973): *Free Labor in a Slave Economy: the Lavradores de Cana of Colonial Bahia*. In: Alden, Dauril (ed.) (1973): *Colonial Roots of Modern Brazil*. University of California Press. 147-197
- Schwartz, Stuart B. (2004a): *Introduction*. In: Schwartz, Stuart B. (ed.) (2004): *Tropical Babylons: Sugar and the Making of the Atlantic World, 1450-1680*. University of North Carolina Press. Chapel Hill. 1-26
- Schwartz, Stuart B. (2004b): *A Commonwealth within Itself: The Early Brazilian Sugar Industry, 1550-1670*. In: Schwartz, Stuart B. (ed.) (2004): *Tropical Babylons: Sugar and the Making of the Atlantic World, 1450-1680*. University of North Carolina Press. Chapel Hill. 158-200
- Shanin, Theodor (1979): *Peasants and Peasant Societies: Selected Readings*. Harmondsworth.
- Skidmore, Thomas E. (1986 [1968]): *Politics in Brazil, 1930-1964. An Experiment in Democracy*. New York / Oxford.
- Spencer, Jonathan (2002a): *Marxism and anthropology*. In: Barnard, Alan / Spencer, Jonathan (eds.) (2002): *Encyclopedia of social and cultural anthropology*. Routledge. London / New York. 352-355
- Spencer, Jonathan (2002b): *Peasants*. In: Barnard, Alan / Spencer, Jonathan (eds.) (2002): *Encyclopedia of social and cultural anthropology*. Routledge. London / New York. 418-419
- Staden, Hans (1984 [1557]): *Die wahrhaftige Historie der wilden, nackten, grimmigen Menschenfresser-Leute*. Stuttgart.
- Stols, Eddy (2004): *The Expansion of the Sugar Market in Western Europe*. In: Schwartz, Stuart B. (ed.) (2004): *Tropical Babylons: Sugar and the Making of the Atlantic World, 1450-1680*. University of North Carolina Press. Chapel Hill. 237-288
- Swidler, Ann (1986): *Culture in Action: Symbols and Strategies*. In: *American Sociological Review* 51(2). 273-286
- Taussig, Michael (1980): *The Devil and Commodity Fetishism in South America*. University of North Carolina. Chapel Hill.
- Tschajanow, Alexander (1987 [1923]): *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau*. Campus Verlag. Frankfurt / New York.

Vieira, Alberto (2004): *Sugar Islands: The Sugar Economy of Madeira and the Canaries, 1450-1650*. In: Schwartz, Stuart B. (ed.) (2004): *Tropical Babylons: Sugar and the Making of the Atlantic World, 1450-1680*. University of North Carolina Press. Chapel Hill. 42-84

Wallerstein, Immanuel (1986 [1974]): *Das moderne Weltsystem I – Kapitalistische Landwirtschaft und die Entstehung der europäischen Weltwirtschaft im 16. Jahrhundert*. Syndikat. Frankfurt am Main.

Williams, Eric Eustace (1942): *The Negro in the Caribbean*. Bronze Booklet No. 8. The Associates in Negro Folk Education. Washington D.C.

Wolf, Eric R. (1955): *Types of Latin American Peasantry: A Preliminary Discussion*. In: *American Anthropologist*, Vol. 57, No. 3, June 1955. 452-471

Wolf, Eric R. (1966): *Peasants*. Prentice-Hall. Englewood Cliffs. New Jersey.

Wolf, Eric R. (1982): *Europe and the People without History*. University of California Press. Berkeley.

Wolford, Wendy (2003): *Families, Fields, and Fighting for Land: The Spatial Dynamics of Contention in Rural Brazil*. In: *Mobilization: An International Journal*. Vol. 8, No. 2. 201-215

Wolpe, Harold (1972): *Capitalism and Cheap Labour-Power in South Africa: from Segregation to Apartheid*. In: *Economy and Society*, Vol. 1, No. 4. 425-456

## **Internetquellen**

URL 1: <http://www.unica.com.br/downloads/estatisticas/ranking0809.xls> (19.09.2010, 05:21)

URL 2: <http://www.ecodebate.com.br/2008/06/06/desgaste-fisico-diario-do-cortador-de-cana-e-igual-ao-de-maratonista/> (27.09.2010, 19:59)

URL 3: [http://www.oeco.com.br/preview/37-reportagens/2060-oeco\\_24013](http://www.oeco.com.br/preview/37-reportagens/2060-oeco_24013) (30.11.2010, 20:55)

## **Interviews (Tonbandaufnahmen)**

ITESP (2010): Fundação Instituto de Terras do Estado de São Paulo "José Gomes da Silva". Secretaria da Justiça e da Defesa da Cidadania. Governo do Estado de São Paulo. Marco Antonio Silva, Sales Vieira, Antonio Garcia Leal. Experteninterview am 16. Dezember 2010. São Paulo.

Jamil Ramos (2011): Jamil Ramos. Vorsitzender der Kooperative COPAVA. Kleinbauer. Bewohner der Área 3 des Assentamento Pirituba II. Experteninterview am 16. Januar 2011. Itaberá.

Laticínios (2011): Interview mit Mitarbeitern der Molkerei des Assentamento Pirituba II. Leitfadengestütztes Interview am 15. Januar 2011. Itapeva.

Mateus Delwek (2010): Mateus Delwek. Nationaler Koordinator der Landlosenbewegung Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra. Bewohner der Área 1 des Assentamento Pirituba II. Experteninterview am 10. November 2010. Botucatu.

Seu Alexandre (2010): Seu Alexandre. Ehemaliger Landarbeiter und Zuckerrohrschneider. Leitfadengestütztes Interview am 16. September 2010. São Manoel.

Seu Jaire (2010): Seu Jaire. Eisverkäufer und ehemaliger Zuckerrohrschneider. Narratives Interview am 21. September 2010. Barra Bonita.

Seu Camilo (2011): Camilo Ribeiro. Kleinbauer. Bewohner der Área 1 des Assentamento Pirituba II. Narratives Interview am 13. Januar 2011. Itapeva.

Seu Tião (2011): Sebastião Batista de Carvalho. Kleinbauer und ehemaliger Metallarbeiter. Bewohner der Área 5 des Assentamento Pirituba II. Experteninterview am 15. Januar 2011. Itaberá.

Vicente Teixeira (2010): Vicente Alexandre Teixeira. Präsident der Landarbeitergewerkschaft Sindicato dos Trabalhadores Rurais de Barra Bonita und ehemaliger Zuckerrohrschneider. Experteninterview am 28. Oktober 2010. Barra Bonita.

Zeinho (2011): Zeinho. Kleinbauer und Mitglied der Kooperative COPAVA. Bewohner der Área 3 des Assentamento Pirituba II. Narratives Interview am 16. Januar 2011. Itaberá.

## **Informelle Gespräche (Feldnotizbuch)**

Ana Terra (2011): Ana Terra Reis. Regionale Koordinatorin der Landlosenbewegung Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra. Bewohnerin des Assentamento Pirituba II. Informelles Gespräch am 14. Januar 2011. Itaberá.

Antonio (2010): Antonio. Landarbeiter in Leópolis. Informelles Gespräch am 18. November 2010. Leópolis.

Eduardo (2010): Eduardo Ribeiro Calandro. Kleinbauer und Landarbeiter in Leópolis. Informelle Gespräche am 15., 16., 17. und 18. November 2010. Leópolis.

Julio (2010): Julio Ribeiro Calandro. Kleinbauer und Landarbeiter in Leópolis. Informelle Gespräche am 17. und 18. November 2010. Leópolis.

Leandro (2010): Leandro de Lazaro. Student der Agrarwissenschaften. Informelles Gespräch ohne Datum. Botucatu.

Marcia (2011): Marcia Ribeiro. Bewohnerin der Área 1 des Assentamento Pirituba II. Informelles Gespräch am 13. Januar 2011. Itapeva.

Marcinho (2011): Marcinho. Kleinbauer und Mitglied der COPAVA. Bewohner der Área 3 des Assentamento Pirituba II. Informelles Gespräch am 14. Januar 2011. Itaberá.

Moacir (2010): Moacir Ribeiro Calandro. Kleinbauer in Leópolis. Informelle Gespräche am 15., 16., 17. und 18. November 2010. Leópolis.

Rodrigo Moreira (2010): Rodrigo Moreira. Direktor der NGO Giramundo Mutuando. Informelles Gespräch am 05. November 2010. Botucatu.

## Abstract

Diese Diplomarbeit untersucht den Einfluss der kolonialen Plantagenökonomie des Zuckerrohrs auf die Herausbildung der sozialen und wirtschaftlichen Struktur Brasiliens. Ausgehend von der historischen Entwicklung der *fazenda* wird die Frage nach den Handlungsspielräumen von Individuen im ländlichen Raum gestellt und gegenwärtige Konflikte um Landressourcen werden als Folge eines jahrhundertelangen Prozesses der Konzentration von Macht und Besitz in den Händen der Agraroligarchie interpretiert. Dabei wird einerseits auf die Versuche der Landlosenbewegung MST zur Überwindung dieser Struktur eingegangen, aber andererseits werden auch die Grenzen der Veränderung des bestehenden Modells der Landwirtschaft aufgezeigt. Dieses Modell des Agrobusiness stellt eine bloße Fortschreibung der Paradigmen der kolonialen Plantagenökonomie dar: Großgrundbesitz, Exportproduktion und Überausbeutung von Mensch und Natur prägen die landwirtschaftliche Realität im Brasilien des 21. Jahrhunderts. Die vorliegende Arbeit erklärt diese Kontinuität anhand der Weltsystemtheorie und geht auf die Mechanismen zur Aufrechterhaltung von Macht- und Besitzverhältnissen ein. Die Plantagenökonomie wird daher als eine mächtige Struktur interpretiert, welche Menschen zu Handlungen anleitet und so Wirklichkeiten produziert.

This thesis examines the influence of the colonial sugarcane plantation complex on the process of social and economic structuring of Brazil. Based on the historical development of the *fazenda* I ask for the individual's scope of action in rural areas and I interpret present disputes over land resources as a result of age-long processes of power and property concentration by agrarian oligarchies. On the one hand, I show the attempts of the Movement of Landless Rural Workers (MST) to overcome the given structure, on the other hand I illustrate the constraints in transforming the predominant model of agriculture. This model – agribusiness – constitutes a mere continuation of the paradigms of the colonial plantation complex: large estate, export-oriented production and super-exploitation of labour and natural resources coin agrarian reality in 21st century Brazil. This paper explains such continuity with regard to the world-systems theory, considering furthermore mechanisms for perpetuation of power relations and land tenure. The plantation complex is therefore interpreted as a powerful structure informing people's actions and thus producing realities.

Este trabalho examina a influência da fazenda colonial de cana-de-açúcar na formação social e econômica do Brasil. A partir do desenvolvimento histórico da fazenda, eu faço a pergunta sobre a liberdade de ação da população rural e interpreto os atuais conflitos pela terra como resultado de um processo de séculos de concentração de poder e propriedade fundiária nas mãos da oligarquia agrária. Esta pesquisa demonstra por um lado as tentativas do Movimento Sem Terra (MST) de superar esta estrutura e por outro lado aponta às restrições na transformação do modelo agrário predominante. Deste modelo – o agronegócio – trata-se meramente de uma continuação dos paradigmas da fazenda colonial: o latifúndio, a produção voltada para a exportação e a super-exploração de trabalho e recursos naturais marcam a realidade agrária no Brasil do século XXI. Este trabalho explica esta continuidade através da teoria sistema-mundo, considerando também os mecanismos de perpetuar relações de poder e de produção. Por isso a fazenda está sendo interpretada como uma estrutura poderosa, capaz de orientar as pessoas em seus atos e assim criando realidades.



## **Curriculum Vitae**

Benjamin H. Daxl

Geboren 1985 in Tirol

1992-1996 Volksschule Wattens

1996-2000 Bischöfliches Gymnasium Paulinum Schwaz

2000-2005 Bundeshandelsakademie Hall in Tirol

2005-2006 Auslandsaufenthalt in Brasilien

seit 2006 Studium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien

seit 2008 Studium der Volkswirtschaftslehre an der Universität Wien

2007-2010 Projektmitarbeiter im Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz

2010-2011 Forschungsaufenthalt in Brasilien

### Wissenschaftliche Schwerpunkte:

u.a. Brasilien, Lateinamerika, Ökonomische Anthropologie, Macht- und Systemtheorien, Globalisierung und Weltsystem, Kolonialismus und Postkolonialismus, Transformation, Entwicklungszusammenarbeit, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Politische Ökonomie, sowie kultur- und sozialanthropologische Methodik